er Rauschenberger

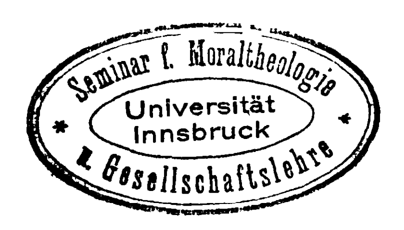
Erb- und Rassenpsychologie schöpferischer Persönlichkeiten

Erb- und Rassenpsychologie schöpferischer Persönlichkeiten

von

Dr. Walther Rauschenberger

Mit 2 Abbildungen im Text und 30 Tafeln





Jena
Verlag von Gustav Fischer
1942

Dem Andenken meines lieben Bruders

Franz Rauschenberger

Vorwort

Der vorliegende Band enthält neben einigen neuen Arbeiten eine Sammlung meiner hauptsächlichsten Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Erb- und Rassenpsychologie, die in weniger bekannten Zeitschriften und Verlagen erschienen sind. Jede Arbeit ist ein geschlossenes Ganze und will für sich betrachtet werden, ist in diesem Sinne geschrieben. Gelegentliche Wiederholungen waren deshalb unvermeidlich. Die Darstellung ist der jeweiligen Persönlichkeit angepaßt. Ein Urteil darüber, ob der Betreffende als Genie oder als großes Talent zu bewerten ist, soll mit der Aufnahme in diese Sammlung nicht abgegeben werden.

Einige allgemeine Betrachtungen seien an dieser Stelle gestattet. Die geniale Persönlichkeit ist ebensoviel und ebensowenig erkennbar wie jede andere Persönlichkeit. Sie unterscheidet sich darin nicht im mindesten von anderen Menschen. Man hört nicht selten die Behauptung, das Genie sei in seinen Tiefen nicht erklärbar. Diese Ansicht ist richtig oder falsch, je nachdem sie gemeint ist. Die geniale Anlage entsteht wie jede andere Erscheinung auf völlig natürlichem Wege. Ihrer Entstehung liegt nichts Übernatürliches, Mystisches zugrunde. Daß bei allem Individuellen unserer Erkenntnis früher eine Grenze gesetzt ist, liegt daran, daß alles Einmalige der Erkenntnis aus allgemeinen Prinzipien nur in beschränktem Maße zugänglich ist. Dies liegt aber an unserer mangelnden Kenntnis der Einzelheiten, nicht an der Unerklärbarkeit des Sachverhalts. Was uns hier an Berechenbarkeit abgeht, das gewinnen wir an innerem Verständnis. Wir können Naturvorgänge berechnen, verstehen sie aber innerlich nicht. Dagegen verstehen wir seelische Vorgänge, können sie aber nicht berechnen. Die folgenden Arbeiten versuchen, neben dem erbbiologischen Gesichtspunkt einen Beitrag zum Verständnis der einzelnen genialen Persönlichkeit zu liefern.

Die Grenzen unserer Erkenntnis müssen bei der Betrachtung des Genies betont werden: in einem gewissen Sinne ist Alles unbegreifbar, die einfachste Erscheinung so gut wie die höchste Effloreszenz des Genies. Alles Seiende ruht in letzter Linie auf irrationalen Grundlagen, enthält einen unbegreifbaren Kern, ist in seiner

Wurzel alogisch (vgl. S. 216). In einem anderen Sinne dagegen ist Alles begreifbar, d. h. jede Erscheinung ist auf andere Erscheinungen zurückführbar. Von der Begreifbarkeit in diesem Sinne kann die geniale Anlage nicht ausgenommen werden.

Niemals aber darf der Eindruck entstehen, daß Leben und Werke des Genies sich aus seinen Anlagen mit Notwendigkeit entwickeln müssen. Das hieße nicht nur die Bedeutung der Umwelteinflüsse gänzlich verkennen, sondern auch jede Selbstbestimmung, jedes Ethos der Persönlichkeit aufheben. Was einem begnadeten Menschen unter günstigen Umständen an geistigen Schöpfungen möglich ist, das dürfte ontologisch im voraus nicht feststehen, infolgedessen auch nicht der Kategorie der strengen Notwendigkeit unterliegen.

Dem Verlag Gustav Fischer dankt der Verfasser verbindlichst für die schöne Ausstattung des Werkes.

Frankfurt a. M., im Mai 1942

Walther Rauschenberger

Inhaltsverzeichnis

Johann Wolfgang Goethe

Nur das Wahre ist groß,
und das Kleinste Wahre ist groß.
Goethe

Einleitung

Die genealogische Seite der folgenden Arbeit ist bereits erfüllt durch die Arbeiten von Heinrich Düntzer: Goethes Stammbäume (1894) und Karl Knetsch: Goethes Ahnen 1908[1]). Knetsch hat außerdem 1932 eine neubearbeitete Ahnentafel Goethes veröffentlicht (Ahnentafeln berühmter Deutscher N. F. 1, 1932), die durch eine im Goethehaus in Frankfurt stehende Ahnentafel von Heinrich Kayßer ergänzt wird. Auf beide Ahnentafeln wird hierdurch verwiesen.

In biologischer Richtung hat vor allem Robert Sommer sich mit der vorliegenden Frage beschäftigt in den Schriften: „Goethes Wetzlarer Verwandtschaft" (1908) und „Goethe im Lichte der Vererbungslehre" (1908); ferner Heinrich Reichel in der Abhandlung: „Familien- und Erbforschung am Beispiel von Goethes Blutsverwandtschaft" (Wiener Med. Wochenschrift, 1925, S. 1095 ff.).

Trotz dieser verdienstvollen Arbeiten scheint mir das Problem nicht erschöpft zu sein. Die Schriften Sommers betrachten nur die Ahnen des Astes Lindheimer. Die vorliegende Arbeit berücksichtigt sämtliche in Betracht kommenden Ahnen; sie sucht für die Entstehung des Goetheschen Genies neue Gesichtspunkte zu gewinnen und zieht auch die Rassenfrage in ihren Gesichtskreis. Ich habe mich bemüht, die Tatsachen, die für Goethes Genie von Bedeutung sind, in einfacher und klarer Form darzustellen und alle Übersteigerungen zu vermeiden, die Goethes Wesen innerlich fremd sind.

Bei der Ahnengeschichte steht die Beziehung zu Goethe im Vordergrund, wie dies im Wesen der Sache liegt. Die meisten der betrachteten Personen sind nicht an sich interessant, sondern sie haben Bedeutung nur als Ahnen Goethes. Aber auch die geschichtlich her-

[1]) Vgl. auch Schmidt, Friedr.: Goethe und seine Ahnen in der Kyffhäuserlandschaft.

vorgetretenen Persönlichkeiten unter den Ahnen sind nur so weit in den Kreis der Betrachtung gezogen, als angenommen werden kann, daß sie Goethes Persönlichkeit noch erblich mitbestimmt haben[1]). Aus diesem Grund sind die näheren Verwandten Goethes viel eingehender betrachtet als die fernerstehenden. Das Interesse nimmt mit der genealogischen Entfernung von Goethe schrittweise ab. Bei einem Vorfahren jenseits der 10. Generation kommt nicht mehr seine Individualität, sondern nur noch seine Eingliederung in einen Komplex von Ahnen und seine Existenz als solche in Betracht, weil ohne sie eben Goethe nicht gewesen wäre.

Daß das Genie ebenso wie jeder andere Mensch durch seine Ahnen bedingt ist, daß seine Anlagen und Gaben vererbt sind, diese Ansicht bedarf heute keiner Begründung mehr. Von Wichtigkeit ist die Analysierung einer größeren Zahl von bedeutenden Persönlichkeiten und die Zurückführung ihrer Anlagen auf ihre Vorfahren, um so allmählich die näheren Umstände kennenzulernen, denen das Genie vorzugsweise seine Entstehung verdankt. Jeder Kulturfortschritt ist ein Erzeugnis bestimmter Persönlichkeiten; die ganze Geschichte wird durch Persönlichkeiten im weitesten Umfang gemacht. Die Zusammensetzung der zukünftigen Generation und damit aller zukünftigen Generationen ist daher das wichtigste praktische Problem, das es überhaupt gibt; seine hohe kulturelle und ethische Bedeutung ist aber von der Mehrzahl der lebenden Menschen noch nicht einmal erkannt. Es gilt, den künftigen Menschen bewußt zu gestalten, die Zusammensetzung der zukünftigen Generationen zu bestimmen und zu beeinflussen, sie nicht als vom Schicksal gegeben einfach hinzunehmen. Die Gefahr, daß bei solchen Bestrebungen zuviel bedeutende Menschen entstehen, daß die zukünftige Menschheit womöglich aus lauter Genies bestehen werde, besteht wahrlich nicht! Im Gegenteil ist leider mit einem Rückgang der Gesamtbegabung der Menschheit zu rechnen, da mit fortschreitendem Kulturprozeß die begabten und hochwertigen Menschen in der Fortpflanzung in steigendem Maß hinter den Minderbegabten zurückbleiben. Das Interesse für solche Probleme zu wecken, dazu ist die Beschäftigung mit den Ahnentafeln berühmter und weithin bekannter Persönlichkeiten besonders berufen.

---

[1]) Dies ist m. E. auch vom Standpunkt familiengeschichtlicher Forschung gerechtfertigt. Wollte man alle Ahnen eines Menschen gleich eingehend beschreiben, so müßte man z. B. bei einer sehr großen Anzahl von Deutschen die Geschichte Karls des Großen und seiner Ahnen nach allen vorhandenen Quellen darstellen.

Solche Ahnentafeln eröffnen auch häufig geheimnisvolle Zusammenhänge zwischen Kulturerscheinungen auf biologischem Wege, die ohne diese Betrachtung uns für immer verborgen blieben. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen berühmten Persönlichkeiten gleichen verborgenen unterirdischen Verbindungsgängen zwischon hochragenden Burgen. Wie solche Burgen in früheren Zeiten oft ohne unterirdische Gänge unbezwinglich blieben und erst auf diesem Wege eingenommen wurden, so wird uns das Verständnis einer geschichtlichen Persönlichkeit manchmal erst dann in vollem Umfang zuteil, wenn wir ihre biologischen Zusammenhänge mit anderen Persönlichkeiten, Rassen und Völkern kennen.

Wichtig für die vorliegende Untersuchung ist die Erkenntnis, daß der Mensch eine Einheit ist, daß die seelischen Eigenschaften in engster Wechselwirkung stehen, daß der Charakter eines Menschen auf seine Begabung einwirkt und ebenso die Begabung auf seinen Charakter. Derselbe Intellekt, in ein anderes Individuum mit anderen Willenseigenschaften verpflanzt, wird zu einem anderen; intellektuelle und künstlerische Leistungen hängen weitgehend vom Temperament ab. Aus diesem Grunde darf nicht eine einzelne Eigenschaft wie die Dichtergabe aus dem lebendigen Zusammenhang herausgerissen und für sich allein behandelt, sondern sie muß im Zusammenhang mit der ganzen Persönlichkeit betrachtet werden. Schon diese eine Erwägung zwingt uns, alle näheren Ahnen in den Kreis der Betrachtung zu ziehen und sie womöglich auf ihren Anteil an der betreffenden Persönlichkeit zu untersuchen. Aus einer solchen Betrachtung wird auch immer neues Licht auf die untersuchte Persönlichkeit selbst fallen.

Wenn wir im folgenden von Goethes ererbten Anlagen sprechen, so sind wir der Meinung, daß mit diesen Anlagen das Wesentlichste und Entscheidenste an Goethe, wie bei jedem Menschen, gegeben ist, daß zum mindesten diese Anlagen die unerläßliche Bedingung, die Voraussetzung seiner Schöpfungen und Erfolge waren. Daß aber Goethe zu dem wurde, was er geworden ist, daß er der Höhepunkt und Beherrscher der deutschen Literatur, daß er zu einem Repräsentanten der modernen Welt, ja der Menschheit geworden ist — das war mit seinen Anlagen allein noch nicht gegeben. Dazu waren neben der einzigartigen Begabung eine besondere Gunst der Umwelteinflüsse, der Verhältnisse im persönlichen Leben Goethes erforderlich. Es war weiter eine ganz bestimmte Konstellation der Kulturentwicklung notwendig, die Goethes Gaben und Bestrebungen entgegenkam. Die Zeit für ein solches Genie mußte ge-

kommen sein. Endlich mußte in Goethe selbst ein ungewöhnliches Maß von Streben, Fleiß und Selbstbeherrschung wirksam sein, das mit der Anlage zu diesen Eigenschaften nicht notwendig gegeben war. Hier liegt ein ureigenes persönliches Verdienst Goethes vor.

Obwohl alle diese Umstände Goethes Werden und Schaffen aufs stärkste beeinflußt haben, so ist trotzdem eine Betrachtung der von den Ahnen überkommenen Anlagen möglich, weil diese Anlagen in stets neu modifizierter Form immer aufs neue in die Erscheinung treten[1]).

Allgemeine Betrachtungen

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
Goethe

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Mehrzahl der Ahnen Goethes in Frankfurt a. M. eingewandert sind, aus dem Norden wie dem Süden Deutschlands kommend. Es ist, als ob die besten deutschen Stämme gewetteifert hätten, sich in der Mitte Deutschlands ein Stelldichein zu geben, um Deutschlands größten Dichter zu gebären. Nicht nur der Großvater Friedrich Georg Goethe ist, wie allbekannt, aus Artern a. d. Unstrut 1686 als lediger Schneidergeselle in Frankfurt eingewandert. Auch der Urgroßvater Georg Walther, gleichfalls Schneider von Beruf, stammt von auswärts. Er kam 1660 aus Weitersheim i. Württ. Aber auch der Urgroßvater Christian Heinrich Textor, später kurpfälzischer Hofgerichtsrat, kam mit seinem Vater 1691 nach Frankfurt a. M. Die Familie Textor stammte wie die Familie Walther aus dem fränkischen Teil Württembergs. Die Urgroßmutter Katharina Elisabeth Juliane Seip stammte gleichfalls nicht aus Frankfurt, sondern war in Marburg geboren. Die Urgroßmutter Anna Margaretha Streng ist zwar in Frankfurt geboren, ihr Vater kam aber aus Wettringen bei Rothenburg an der Tauber, ihre Mutter aus Echzell i. d. Wetterau. Das bedeutet, daß von 8 Urgroßeltern Goethes sechs, d. h. drei Viertel nicht aus Frankfurt stammten!

[1]) Vgl. Günther Just: Das Umweltproblem (Eugenik, Erblehre, Erbpflege, Bd. 1 [1930/31], S. 194 ff.).

Auch die Vorfahren des verbleibenden Viertels waren zum Teil nicht aus Frankfurt. In der vierten Ahnenreihe (Ururgroßeltern) sind nur noch die Familien Appel und Lindheimer alteingesessene Frankfurter Familien. In der fünften und sechsten Ahnenreihe tritt eine Reihe weiterer eingewanderter Familien auf, so die Familien Walther II, Windecker, Schroeder, Köhler, Mohr.

Es hat also in den letzten Generationen vor Goethes Geburt eine sehr starke Blutmischung stattgefunden.

Diese Tatsache ist von grundlegender Bedeutung für die Entstehung von Goethes Genie. Die genannte Erscheinung findet sich, wenn auch in gemindertem Maße, auch bei anderen Genies. Der Vater Albrecht Dürers war aus Ungarn in Nürnberg eingewandert. Keplers Urgroßvater stammte aus Nürnberg. Der Großvater Händels kam aus Breslau nach Halle, dem Geburtsort Händels. Beethovens Großvater stammte aus dem flämischen Teile Belgiens. Beethoven war flämisch-deutscher Abstammung. Ein Urgroßvater Schopenhauers, Hendrik Soermans, stammte aus Holland; Schopenhauer war deutsch-holländischer Herkunft. Der mütterliche Großvater Kants stammte aus Nürnberg; Kant war also norddeutsch-süddeutscher Abstammung, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, reiner Norddeutscher. Außerdem soll seine väterliche Familie aus Schottland eingewandert sein[1]). Hölderlins Großvater war in Friemar bei Gotha geboren, Uhlands Ururgroßvater in Köslin in Pommern. Glucks Urgroßvater war von auswärts zugewandert. Der Urgroßvater Mörikes war in Havelberg (Mark) geboren. Der Name Mörike ist kein schwäbischer, sondern ein norddeutscher Name. Mozarts Vater stammte aus Augsburg, seine Mutter war Salzburgerin. Mozart ist eines der großartigsten Beispiele einer Kreuzung verschiedener Stämme. Schuberts Eltern waren in Wien eingewandert; Schubert war keineswegs, wie man allgemein annimmt, ein National-Wiener. Bismarcks Urgroßvater mütterlicherseits, Anastasius Mencken, stammte aus Leipzig; Bismarck war nicht, wie man fast immer glaubt, ein niederdeutscher Junker, sondern er war niederdeutsch-hochdeutscher und vor allem adelig-bürgerlicher Abstammung. Chopin war polnisch-französischer, Byron englisch-schottischer, Molière schottisch-französischer Herkunft. Eine Urgroßmutter Friedrichs des Großen (Ol-

---

[1]) Bei Kant liegt wie bei Goethe eine vielfache Mischung von Volksstämmen vor: Schon in den ersten sechs Ahnenreihen treten Vorfahren aus Schottland, Ostpreußen, Franken, Thüringen, Bayern, Schwaben und Alemannien auf!

breuse) war rein französisch-nichtfürstlichen Geblüts (woraus sich die große Vorliebe Friedrichs für die französische Literatur z. T. biologisch erklärt).

Derartige Beispiele ließen sich noch viele anführen. Es seien hier nur noch einige Namen aus dem Altertum genannt: Themistokles war der Sohn eines Atheners und einer Ausländerin aus Karien; Thukydides war der Sohn eines Trakers und einer Athenerin; Demosthenes der Sohn eines Atheners und einer Ausländerin.

Die tiefere Ursache der genannten Erscheinung ist leicht einzusehen. Bei Menschen, deren Vorfahren alle aus derselben Gegend stammen, liegt eine starke Inzucht vor[1]). Die Inzucht ist aber, wenn sie zu weit getrieben wird, der geistigen Entwicklung schädlich, ganz besonders aber der Genie-Entwicklung hinderlich. Die zu weit getriebene Inzucht führt zur Verengung des geistigen Horizonts und zu geistiger Erstarrung. Starrheit und Unbeweglichkeit des Intellekts und der Gefühle aber sind mit Genialität unvereinbar. Durch die Inzucht werden die Eigenschaften kumuliert, auch die krankhaften Erbanlagen, die fast überall, ganz besonders bei fortgeschrittener Kultur, vorhanden sind.

Die Inzucht fördert ferner die konservative Gesinnung; alle ingezüchteten Kreise, wie fürstliche und altadelige Familien, sind streng konservativ, auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtet.

---

[1]) Der Mensch hat in der 10. Generation 1024 theoretische Ahnen, in der 20. Generation schon über 1 Million, in der 30. Generation über 1 Milliarde, in der 40. Generation über 1 Billion theoretische Ahnen! Dabei liegt die 10. Generation 250—300 Jahre, die 40. Generation nur 1000—1200 Jahre zurück. In verhältnismäßig naher geschichtlicher Zeit wächst also die theoretische Ahnenzahl jedes Menschen ins Ungemessene an. Da es niemals gleichzeitig auch nur annähernd eine Billion Menschen auf der Erde, noch viel weniger in einer bestimmten Gegend gegeben hat, so kann man daraus leicht abnehmen, wie oft jeder Mensch von derselben Person der Zeit vor 1000 Jahren abstammen, wie groß der sog. Ahnenverlust in höheren Generationen sein muß. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die Bevölkerung der Erde und diejenige Deutschlands in früheren Jahrhunderten viel kleiner war als heutzutage. Nimmt man z. B. an, daß Deutschland um 800 n. Chr. 5 Millionen Einwohner hatte, so stammt jeder heute lebende Deutsche durchschnittlich von jedem damals lebenden Deutschen 1 Billion: 5 Millionen = 200 000 mal ab! — Aber auch dann, wenn man annimmt, daß viele Deutsche von etwa 30 Millionen Mitteleuropäern zur Zeit Karls des Großen abstammen, so tritt noch immer jeder dieser Mitteleuropäer durchschnittlich 33 000 mal in der Ahnentafel dieser Deutschen auf! Bei sehr vielen Deutschen liegt aber die Sache völlig anders. Sie haben die Masse ihrer Ahnen in einem einzigen Volksstamm. Bei ihnen gilt infolgedessen das Gesagte in weit erhöhtem Maße.

Das Genie dagegen ist beweglich, verfügt über eine ungewöhnliche Höhe und Weite des Horizonts und hat die Tendenz, zu Neuem, Niedagewesenem überzugehen. Das große Genie ist gewöhnlich reformatorisch, häufig sogar revolutionär; es stellt nicht selten ein ganzes Gebiet menschlicher Tätigkeit auf eine neue, veränderte Basis. Daraus ist ohne weiteres ersichtlich, daß Inzucht im allgemeinen der Genieentwicklung nicht förderlich sein kann. In der Ahnentafel fast jedes Genies wird man deshalb in den letzten Generationen eine Blutmischung konstatieren können; diese ist nur in vielen Fällen nicht bekannt.

Voraussetzung jeder Höherzüchtung, ganz besonders der Geniezüchtung, ist natürlich die Kreuzung geistig hochstehender Rassen, Völker, Volksstämme, Familien, nicht die Vermischung schlechthin. Außerdem müssen die Komponenten einigermaßen gleichartig sein. Durch jede Vermischung mit einer tieferstehenden Rasse, Familie usw. wird die höherstehende herabgezogen. Stehen sich aber gleichhochstehende Familien, Stämme usw. gegenüber, so wird die Kreuzung nicht näher verwandter Familien, Stämme usw. in geistiger Richtung bessere Resultate ergeben als die Kreuzung nahe verwandter. Durch die Verwerfung zu weit getriebener Inzucht wird also der Rassengedanke keineswegs aufgehoben.

Bei Goethe liegt nun — verglichen mit anderen deutschen Genies — eine ungewöhnlich starke Mischung deutscher Volksstämme, also durchschnittlich hochstehender Komponenten, in den letzten Ahnenreihen vor. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Universalität[1]) seines Wesens, die ihm vor anderen Genies nachgerühmt wird, wesentlich durch diese starke Mischung bedingt ist. In Goethes Ahnentafel vereinigen sich fast alle deutschen Volksstämme: der ostfränkische, der schwäbische, der alemannische, der rheinfränkische, der hessische, der thüringische, der obersächsische, der niederfränkische und wohl auch der niedersächsische[2]).

---

[1]) Bei Goethe fällt nur eine Begabung fast ganz aus: die mathematische (vgl. Möbius: Über die Anlage zur Mathematik [Ausg. Werke, Bd. 8, S. 129]). Bei Goethe findet sich bestätigt, daß dichterische und mathematische Begabung fast nie vereinigt sind. Der Mangel an mathematischer Begabung beeinträchtigt Goethes naturwissenschaftliche Bestrebungen. Goethe hat für den Begriff der mathematischen Naturwissenschaft kein Verständnis. Hieraus erklärt sich auch sein Kampf gegen Newtons Farbenlehre.

[2]) Da die Goethes aus dem nördlichen Thüringen, der Goldenen Aue, stammen, so ist ein niedersächsischer Einschlag in den höheren Gene-

Schon in den ersten sieben Generationen kommen sieben verschiedene Volksstämme vor. Damit ist die Ahnenschaft Goethes von vornherein auf breiter Basis aufgebaut: Dieser entspricht der Reichtum seines Wesens. Goethes Persönlichkeit gleicht einem mächtigen Baume, dessen breite und dichte Krone nach allen Richtungen weithin in die Lüfte ragt.

Als sehr wichtig erscheint weiter die Tatsache, daß sowohl der Vater als auch die Mutter Goethes bereits aus einer Stammeskreuzung hervorgegangen sind. Der Vater stammt väterlicherseits aus dem nördlichen Thüringen, mütterlicherseits aus württembergisch Franken. Diese Stammesmischung setzt sich bei den Vorfahren der Mutter des Vaters, Cornelia Walther, noch weiter fort. Der Vater der Mutter von Goethes Vater ist halb schwäbischen (Walther), halb ostfränkischen Stammes (Dürr), die Mutter der Mutter von Goethes Vater ist halb ostfränkischer (Streng), halb oberhessischer Herkunft (Auel).

Ähnliches zeigt sich in überraschender Weise bei Goethes Mutter. Der Vater von Goethes Mutter ist aus einer Kreuzung des ostfränkischen (Textor) und des rheinfränkischen Volksstammes (Appel) hervorgegangen. Die Mutter der Mutter stammt väterlicherseits aus einer Frankfurter Familie (Linheimer), mütterlicherseits aus Hessen (Seip).

Diese Familie Seip ist aber wieder das Ergebnis einer Stammesmischung: Die Großmutter der Juliane Seip, Elisabeth Schröter, stammt aus Thüringen. (Dieser Ast führt zu Lukas Cranach dem Älteren zurück.) Endlich ist auch die Familie Appel aus einer Stammesmischung hervorgegangen. Der Großvater der Maria Katharina Appel, Martin Walther, stammt gleichfalls aus Thüringen. Hier stoßen wir zum drittenmal auf thüringische Ahnen. Goethe ist also, als er in Weimar dauernden Wohnsitz und auch eine Frau aus dem Thüringer Stamme nahm, in ein Land heimgekehrt, in dem ein großer Teil seines Wesens wurzelte. (Von diesen thüringischen Vorfahren war ihm selbst nur der Goethesche Ast bekannt.)

So sehen wir also eine höchst kunstreiche Verschlingung und Vermischung von Volksstämmen vor uns, ohne daß doch diese Vermischung zu sehr ins Weite getrieben wäre. Vielmehr herrscht hier eine ausgesprochene Symmetrie. Wir sehen den thüringischen, ostfränkischen, hessischen und schwäbischen Stamm sowohl bei den Vorfahren des Vaters wie bei denen der Mutter. Nur Frankfurt und seine Umgebung kommt nur bei den Ahnen der Mutter vor. Die Tatsache, daß fast alle näheren Vor-

---

rationen wahrscheinlich. Das niedersächsische Sprachgebiet reichte früher weiter nach Süden als heute.

fahren Goethes aus einer Stammesmischung hervorgegangen sind, verdient mit Nachdruck hervorgehoben zu werden. Sie erklärt sehr vieles in Goethes Wesen, vor allem seine Vielseitigkeit, Unvoreingenommenheit, z. T. auch seine kosmopolitische Gesinnung. Es darf auch angenommen werden, daß durch die Verschiedenartigkeit der Keimelemente eine Keimstärkung hervorgerufen wurde.

Bemerkenswert ist andererseits, daß Goethe, soweit bekannt, nur deutsche Vorfahren hatte, daß er rein deutscher Abstammung war[1]). Es muß dabei hervorgehoben werden, daß nicht nur der Großvater Goethe, sondern, was gewöhnlich übersehen wird, auch die Urgroßväter Textor und Walther und der Ururgroßvater Streng aus Ländern stammen, die (von Rom aus gesehen) außerhalb des römischen Limes liegen, also nicht unmittelbar durch römisches Wesen beeinflußt wurden, sondern immer deutsch geblieben sind. Anscheinend stammen von den 32 Ahnen der fünften Ahnenreihe 22, d. h. etwa zwei Drittel aus der rein deutschen Zone. Goethes Wesen muß deshalb als reiner deutsch angesehen werden, als dies häufig geschieht.

Weiter fällt folgendes auf: Goethe war fast ganz Hochdeutscher und fast ganz Westdeutscher. Während z. B. bei Beethoven ein sehr starker niederdeutscher Einschlag vorliegt, tritt dieser bei Goethe ganz zurück.

Unter den Volksstämmen tritt der fränkische als beherrschend hervor. Diesem Volksstamm in der Lebhaftigkeit, Natürlichkeit und Anschaulichkeit seines Wesens, seinem starken Wirklichkeitssinn, seiner raschen Auffassungsgabe, seiner Anpassungsfähigkeit, Weltgewandtheit und einem gewissen Mangel an abstrakter Begabung verdankt Goethe offensichtlich das meiste seines Wesens. Man kann sich Goethe als Altbayern oder Niedersachsen nicht vorstellen, sehr schwer auch als Schwaben; daran sieht man, wie stark fränkisch er geartet war[2]). Auch der Umstand, daß Goethe das Dichten aus der Idee heraus versagt ist, daß er nur das dichterisch gestalten kann,

---

[1]) Abgesehen von weit zurückliegenden fürstlichen Vorfahren.

[2]) Goethe ist in demselben Sinne fränkisch, wie Schiller schwäbisch geartet ist. Trotz ihrer Größe prägt sich in beiden ihr engeres Volkstum aus. Man kann das Wesen des fränkischen Stammes durch nichts klarer erkennen als durch einen Vergleich mit dem schwäbischen Stamm. Der schwäbische Stamm ist der hochfliegendste und ehrgeizigste unter den deutschen Stämmen. Schiller steht mit Hölderlin, Schelling und Hegel in einer Reihe in einem alles überfliegenden Idealismus, einer Neigung zu aprioristischer Kon-

was er e r l e b t hat[1]), mutet fränkisch an, ebenso die Tatsache, daß Goethe Personen und Dinge, die aus seinem unmittelbaren Gesichtskreis gerückt sind, sehr rasch vergißt.

Innerhalb des fränkischen Stammes treten der ostfränkische und der hessische Stamm besonders hervor. Vielleicht ist eine gewisse Trockenheit und Nüchternheit, die Goethe in seinen nicht-dichterischen Seiten zeigt, dem starken hessischen Einschlag zuzuschreiben.

Neben dem fränkischen Stamm steht der t h ü r i n g i s c h e, der Goethes Wesen mitbestimmt. Diesem Stamm möchte ich d i e m e h r g e t r a g e n e n S e i t e n in Goethes Wesen sowie den Umstand zuschreiben, daß viele seiner Gedichte V o l k s l i e d e r geworden sind, in hohem Grade s a n g b a r sind und von unseren größten Liederkomponisten (S c h u b e r t, Hugo W o l f) in Musik gesetzt worden sind. Goethes Vater und Großvater waren musikalisch, der Großvater beherrschte sogar mehrere Instrumente. Die mystischen und magischen Seiten in Goethes Wesen wie sein faustischer Drang zur Erkenntnis sind vielleicht vorwiegend auf den s c h w ä b i s c h e n Einschlag zu setzen, soweit nicht Ostfranken und Thüringen daran beteiligt sind. In der Hauptsache aber ist Goethes Wesen f r ä n k i s c h - t h ü r i n g i s c h, also m i t t e l d e u t s c h [2]).

---

struktion. Der schwäbische Geist hat im Vergleich zu dem starken Wirklichkeitssinn des fränkischen Stammes häufig etwas Wolkenschieberisches, Jenseitiges, Unwirkliches. Daher der starke Zug des Schwaben zum Pietismus, zur Sektiererei und zu philosophischer Spekulation. Auch in dem Drang der H o h e n s t a u f e n über die Berge nach Italien tritt dieser Wesenszug hervor. In Hegels Philosophie vollends ist nicht nur der „Weltgeist", sondern auch der schwäbische Geist, die Idee des Schwabentums, „zu sich selbst gekommen". Der Zusammenbruch des Kaisertums, den der hochfliegende Geist der Hohenstaufen herbeiführt, findet seine Parallele in dem durch Hegel herbeigeführten Zusammenbruch der Philosophie.

[1]) Goethe selbst empfand den Mangel an freier Erfindungsgabe vielfach schmerzlich.

[2]) Dies muß gegenüber R e i c h e l, Hans: Familien- und Erbforschung, S. 11, hervorgehoben werden. Die süddeutschen Ahnen Goethes stammen nur zum kleinen Teil aus Schwaben, zum größeren Teil aus den f r ä n k i s c h e n Teilen Württembergs und Bayerns. Der ganze fränkische Volksstamm muß v ö l k i s c h zu Mitteldeutschland gerechnet werden. Man kann Goethes Ahnen auch in drei Gruppen mehr örtlicher Natur einteilen: in die thüringischen, hessischen (mit Frankfurt) und die süddeutschen, muß sich aber bewußt sein, daß man damit die Einteilung nach Volksstämmen verlassen hat. Dann ist Goethes Wesen mitteldeutsch-süddeutsch. Für richtiger halte ich aber die Einteilung nach Stämmen: Franken (mit Hessen als Unterabteilung), Thüringer und Schwaben. Die Dreiteilung K n e t s c h s in Thüringer, Hessen und Franken läßt die Schwaben unberücksichtigt und leidet an der Schwierigkeit, daß man Frankfurt schwerlich zu Hessen rechnen kann.

Will man sich den Anteil der genannten Volksstämme zahlenmäßig veranschaulichen, so sei erwähnt, daß in der 5. Ahnenreihe Goethes 19 Franken, 10 Thüringer und 3 Schwaben stehen[1]). Goethe hatte also einen starken thüringischen Einschlag.

Derjenige, dem eine Unterscheidung der Volksstämme als unerheblich erscheint, muß daran erinnert werden, daß die einzelnen deutschen Volksstämme aus sehr verschiedenen germanischen Völkern hervorgegangen sind (Niedersachsen, Friesen, Thüringer, Franken, Bayern, Alemannen). Kein einziges Volk Europas vereinigt in sich so viele und verschiedenartige germanische Völker wie Deutschland. Bis zum 13. Jahrhundert kamen Ehen zwischen Angehörigen der großen Stammes-Herzogtümer kaum vor; bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft war die Freizügigkeit der deutschen Landbevölkerung sehr beschränkt, endlich hat das Zerfallen Deutschlands in viele kleine Territorien die Vermischung der Bevölkerung mehr als in anderen Ländern Europas verhindert. Deshalb stellen, vor allem zur Zeit von Goethes Geburt, die deutschen Volksstämme große, durch das Band der Vererbung verklammerte Sippenverbände dar, in denen Eigenschaften wie die Gemütlichkeit und musikalische Begabung des Thüringers, die Steifheit und Zähigkeit des Niedersachsen, die Lebhaftigkeit des Franken, die dichterische Veranlagung des Schwaben vorwiegend sich ausbilden konnten. Alle höhere Kultur aber beruht auf einer Wechselwirkung von Inzucht und Vermischung, und es ist anzunehmen und wir versuchen hier darzulegen, daß diese beiden Faktoren auch bei der Entstehung des Genies eine entscheidende Rolle spielen. Die einzelnen Volksstämme, die hier aufgezählt worden sind, bilden die Inzuchtherde; die Vermischung tritt in Goethes Ahnentafel zur Genüge hervor.

Wichtig für Goethes Genie ist natürlich die Tatsache als solche, daß in seiner Ahnentafel begabte Volksstämme auftreten. Thüringen und Obersachsen, ebenso Franken und Schwaben haben sehr viele bedeutende Männer hervorgebracht. Ihnen stehen weniger begabte Volksstämme gegenüber, die in Goethes Ahnentafel gar nicht auftreten.

Neben der Verschiedenartigkeit der Volksstämme ist der Unterschied der Stände, denen Goethe entstammt, von größter Bedeu-

[1]) Fränkisch sind: 42—48, 50—53, 55—60, 62, 63; thüringisch sind: 32—39, 54, 61; schwäbisch sind: 40, 41, 49 (siehe Ahnentafel am Schluß!). (Der wirkliche Anteil des schwäbischen Stammes ist größer, da viele Ahnen an der fränkisch-schwäbischen Stammesgrenze geboren sind, und außerdem ganz Südwestdeutschland einen alemannischen Untergrund hat, da der alemannische Stamm ursprünglich bis zum Main reichte.)

tung. In Goethe vereinigen sich zwei Stände, der Patrizierstand und der Handwerkerstand.

Auf mütterlicher Seite steht eine geistig ungewöhnlich begabte Familie, in deren Adern altes Kulturblut rollt, während ihr auf väterlicher Seite eine gänzlich anders geartete, aus den Volkstiefen stammende, aufstrebende Familie entgegentritt. Auch diese Tatsache wirkt geniefördernd, da sie, wie leicht begreiflich, den Horizont erweitert, zwei verschiedene Welten in einer einzigen Persönlichkeit zusammenfließen läßt. In der Geschichte gibt es dafür viele Beispiele. Bismarck ist bereits genannt; Cavour und Cromwell entstammen wie Bismarck einer aristokratisch-bürgerlichen Mischung, desgleichen Cäsar. Die Begründer der Größe Roms, Englands, Deutschlands und Italiens sind aristokratisch-bürgerlichen Verbindungen entsprossen. Weiter sind zu nennen Paracelsus, Savonarola, Franz von Assisi, Konstantin der Große, die Gracchen. Das gewaltigste Beispiel ist Lionardo da Vinci, das vielseitigste aller Genies, dessen Vater ein Angehöriger der höheren Stände, während die Mutter ein Bauernmädchen war.

Von ganz besonders großer Bedeutung ist das im Mannesstamm liegende Willensmoment des Auftriebs, die Tatsache, daß die Goethesche Familie in ganz ausgesprochenem Sinn eine aufsteigende Familie ist. Es geht hier stetig aufwärts: vom Bauer zum Schmied, vom Schmied zum Schneider und Gastwirt, vom Gastwirt zum Kaiserlichen Rat, vom Kaiserlichen Rat zum Weltgenius! Selten hat eine im Mannesstamm bäuerliche Familie in kurzer Zeit einen so steilen Aufstieg genommen! Von großer Bedeutung ist auch die Tatsache, daß in der mütterlichen Ahnenreihe trotz alter Kultur nirgends ein Abstieg, nirgends ein Nachlassen der Kraft zu bemerken ist.

Bei Goethe tritt nun zu dem oben erwähnten sozialen Unterschied seiner Eltern als wichtiger Umstand hinzu, daß der gleiche oder ähnliche Vorgang sich auch sonst in der aufsteigenden Ahnenreihe öfters wiederholt. Sommer[1]) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß in den letzten Generationen vor Goethes Geburt häufig ein aufstrebender Mann aus sozial niedrigerer Schicht eine Frau aus einer sozial höher stehenden Gesellschaftsschicht heiratet. Dieser Vorgang, der im naturwissenschaftlichen Sinn eine Auslese, im sozialen Sinn einen Auftrieb darstellt, ist von grundlegender Bedeutung. Ebenso wichtig ist

---

[1]) Goethe im Licht der Vererbungslehre, Leipzig 1908, S. 118.

aber die Verbindung bereits hochstehender Familien. Derartige Verbindungen sind in Goethes Ahnentafel häufig. Genannt seien hier nur folgende Ehen: In der 9. Generation Luckenhenn-Soldan, in der 8. Generation: Pontanus-Cranach (Tochter Lukas Cranach des Älteren), in der 7. Generation: Schroeter-Pontanus, Zöllner-Wolff zur Todenwarth, Steuber-Scävola, Lyncker-Vigelius, in der 6. Generation: Köhler-Ley, Enslin-Karg, Seip-Kornmann, Schroeter-Zöllner, Steuber-Lyncker, in der 5. Generation: Weber (Textor)-Enslin, Seip-Schroeter, Steuber-Scheibler, in der 4. Generation: Textor-Priester, Seip-Steuber, in der 3. Generation: Goethe-Werner, Textor-Appel, Lindheimer-Seip, in der 2. Generation: besonders Textor-Lindheimer. Dabei wird man annehmen müssen, daß eine Verbindung von um so größerer Bedeutung ist, je näher sie Goethe steht. Es geht nicht an, eine Verbindung der 9., 8. oder 7. Generation für wesentlicher zu halten als eine solche der 5. und 4. Generation oder gar als ein Urgroßeltern- oder Großelternpaar.

Die wichtigste Verbindung ist natürlich die Ehe Goethe-Textor, weil nur in ihr all die Elemente enthalten sind, die nötig waren, um einen Goethe hervorzubringen. Fast ebenso bedeutsam ist die Ehe Textor-Lindheimer, weil aus ihr Goethes Mutter hervorgegangen ist, die für seine Eigenschaft als Dichter wie als Mensch ganz besonders entscheidend war. Aber auch der Verbindung Goethe-Walther kommt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Die Großeltern sind auch aus dem Grunde sehr wichtig, weil häufig Anlagen in einer Generation latent bleiben und erst in der folgenden Generation wieder hervortreten[1]).

Ein weiterer, sehr beachtenswerter Umstand ist der große Unterschied in den Individualitäten von Vater und Mutter. Er kann m. E. nicht hoch genug angeschlagen werden. Kleinere Geister als Goethe können aus Ehen hervorgehen, in denen sich die Ehegatten sehr ähnlich sind. Solche Ehen erzeugen in der Regel harmonische, allseitig ausgeglichene Persönlichkeiten. Eine Individualität von der Größe Goethes dagegen muß Gegensätze und die Möglichkeit ihres Ausgleichs in sich tragen. Größe ist ohne innere Kontraste, ohne daß entgegengesetzte Mächte und Kräfte um das Übergewicht ringen, nicht möglich. Diese Gegensätze waren bei Goethe in stärkerem Maße vorhanden, als man gewöhnlich annimmt. Natürlich darf nicht erwartet werden, daß aus jeder gegensätzlichen Ehe ein Genie hervorgehen werde; dies ist schon wegen der außer-

[1]) Aus diesem Grunde sind die vier Großeltern, zusammengenommen, in vielen Fällen für die Vererbung entscheidender als die Eltern.

ordentlichen Seltenheit des wirklichen Genies unmöglich. Es kann ebensogut ein disharmonischer, unglücklicher Mensch einer solchen Ehe entstammen, wie dies bei Goethes Schwester Cornelia tatsächlich der Fall gewesen ist. Aber eine wesentliche Bedingung für Goethes Genie war diese große Verschiedenheit seiner Eltern ohne allen Zweifel.

Auch dafür gibt es zahlreiche Beispiele in der Geschichte der Genialen aller Zeiten. Es sei vor allem an Beethoven und Schopenhauer erinnert, die beide aus disharmonischen Ehen hervorgegangen sind. Die Eltern Goethes und Schopenhauers haben manche Ähnlichkeit miteinander. In beiden Ehen heiratete ein etwas griesgrämiger, älterer Mann eine viel jüngere, heitere, ihm an Geist überlegene Frau. In beiden Fällen war keine tiefere Liebe von seiten der Frau vorhanden[1]). Ähnlich war es bei den Eltern Friedrichs des Großen, wo gleichfalls einem ernsten, strengen Vater eine von ihm sehr verschiedene, schöngeistige Mutter gegenübersteht. Außerdem haben alle vier Ehen etwas Gemeinsames: Die Väter Goethes, Beethovens, Schopenhauers und Friedrichs des Großen waren mehr oder minder psychopathische Persönlichkeiten, ganz besonders diejenigen Beethovens, Schopenhauers und Friedrichs des Großen.

Weiter muß des großen Altersunterschieds der Eltern Goethes gedacht werden: Auch dieser Umstand scheint bei ungewöhnlichen Persönlichkeiten[2]) von Bedeutung zu sein. Goethes Mutter heiratete mit 17 Jahren, ihre Mutter geb. Linheimer schon mit 16 Jahren. Frau Aja war nur 18 Jahre älter als der Sohn; sie stand ihrem Sohn dem Alter nach näher als ihrem Manne. Goethe war nur 38 Jahre jünger als die Mutter seiner Mutter; Goethes Vater dagegen 39 Jahre älter als Goethe; Goethes Vater war demnach älter als Goethes Großmutter, der Schwiegersohn älter als die Schwiegermutter. Von großer Bedeutung ist endlich die große Jugend von Goethes Mutter bei dessen Geburt. Goethes Mutter übertrug das Beste ihrer Jugendfrische auf ihren großen Sohn.

Vergleicht man Goethes Ahnentafel mit derjenigen Lessings, so tritt ein sehr auffallender Unterschied hervor. Lessing hat unter seinen Vorfahren bis zur 4. Ahnenreihe nur Akademiker, und dem-

---

[1]) Die Existenz eines Genies ist sehr oft durch das Opfer des persönlichen Glücks der Eltern oder eines Elternteiles erkauft: Die Bedingung des Genies, eine große Verschiedenheit der Eltern, ist deren ehelichem Glück sehr häufig nachteilig.

[2]) Auch bei Schopenhauer und Händel war der Vater erheblich älter als die Mutter.

entsprechend ist auch sein Wesen im Verhältnis zu demjenigen Goethes akademisch; der kritische Verstand hat das Übergewicht über die anderen seelischen Kräfte. Bei großen Genies dagegen, ganz besonders bei weltbewegenden Genies, ist der ganze Mensch an seinem Werk beteiligt; die Gefühls- und Willenswelt tritt mächtig hervor, sie haben nicht selten das Übergewicht über den Intellekt; das Unbewußte spielt eine sehr große Rolle. Das Überwiegen des Unbewußten, des Instinkts und Gefühls über den bewußten Verstand finden wir aber viel mehr im Volk als bei den Angehörigen der höheren Stände. So erklärt sich die Tatsache, daß wir bei fast allen großen, weltbewegenden Genies unter den näheren Vorfahren Männer und Frauen aus dem Volk finden[1]), so auch bei Goethe. Diese bringen dem Genie die unentbehrlichen Instinkte, die unverfälschten Gefühle, die Kraft und die Naivität, die nur das Volk hat. Die Ungebildeten in der Ahnentafel eines Menschen (die man gewöhnlich so gerne übersieht, jedenfalls weniger gern betrachtet als Männer von Rang und Stand) sind beim Durchschnittsmenschen wie beim Genie ebenso wichtig wie die Gebildeten; ich glaube, daß sie beim Genie die wichtigere Rolle spielen, weil jedes Genie Naturnähe, die ganz großen Genies sogar Chaos-Nähe haben: sie tragen ein Teil des Chaos in sich, aus dem sie eine neue Welt gebären.

Die Naivität und Einfachheit, die viele Lieder Goethes auszeichnen, sind mit die größte Seite in Goethes Wesen; sie sind nur aus dem Volk zu erklären. Ich halte deshalb die Ansicht Sommers[2]), nach der Goethes Dichtergabe schon in der hochgebildeten Familie Lindheimer vorgebildet war und in Goethe nur zu einem „letzten, heftigen Aufflammen“ gekommen sei, um gleich darauf in seinen Nachkommen zu erlöschen, schon aus dem angegebenen Grunde für unzutreffend. Der Dichter, der die deutsche Literatur von kalter, gekünstelter Gelehrtenpoesie befreite und sie mit dem warmen Pulsschlag des Herzens erfüllte, der mit Herder die Volkspoesie entdeckte, mußte auch Vorfahren im Volke haben[3]).

Auf der anderen Seite sind natürlich Menschen, die sich geistig betätigt, an der Hebung des Unbewußten und Ungewußten ins Bewußtsein mitgearbeitet haben, gleichfalls von großer Bedeutung. Der

---

[1]) Besonders einfache Vorfahren hatten Kant und Schiller. Charakteristisch ist, daß die vielen schwäbischen Talente meist gebildete Vorfahren hatten; Schiller, das Genie, dagegen hatte ganz einfache Ahnen.

[2]) Goethes Wetzlarer Verwandtschaft, Leipzig 1908, S. 44.

[3]) Dies spricht sich auch in einer gewissen Neigung Goethes zu drastischen, volkstümlichen Ausdrücken aus.

Fall, daß nur Bauern in der Ahnentafel eines Genies in den letzten 8—10 Generationen auftreten, dürfte äußerst selten sein. Es muß auch bemerkt werden, daß wir die Ahnentafel vieler großer Männer, z. B. diejenige Luthers, nur ganz ungenügend kennen. In den Fällen, in denen wir bei großen Menschen eine verhältnismäßig einfache Ahnentafel vorfinden, sind meistens führende Persönlichkeiten in Gestalt von Bürgermeistern, Schultheißen usw. vorhanden (so besonders bei Schiller [1]), auch hat fast immer schon in der letzten oder vorletzten Ahnenreihe ein sozialer Aufstieg begonnen. In allen Fällen gilt, daß man eine Persönlichkeit erst dann voll versteht, wenn man ihre Ahnentafel kennt. Andererseits kann natürlich eine Persönlichkeit niemals aus ihrer Ahnentafel vorausbestimmt werden, obwohl es sicher ist, daß alle ihre Anlagen in ihren Vorfahren ruhen.

Bei Goethe finden wir nun, wie schon oben erwähnt, neben vielen kultivierten und zum Teil führenden Persönlichkeiten in der mütterlichen Ahnenreihe einfachere Leute aus dem Volke in der väterlichen Ahnenreihe, vom Großvater ab Handwerker. Auch das bäuerliche Element fehlt keineswegs; von der 5. Generation aufwärts sind die Goethes, wie neuerdings feststeht, Bauern, ebenso die Personen, mit denen sie sich verbunden haben. Dies trifft auch bei den Familien Dürr und Auel zweifellos zu, wahrscheinlich aber noch bei mehreren anderen Familien (Erbart, Fronmüller). In der 5. Ahnenreihe sind wohl 10—11, also ein Drittel, der Vorfahren bäuerlichen Berufs, in höheren Generationen noch wesentlich mehr. Höchstwahrscheinlich waren alle Vorfahren des Vaters in dessen 4. Ahnenreihe (die meisten schon in der 3. Ahnenreihe) Landbewohner, was für die Persönlichkeit des Vaters von größter Bedeutung ist. Goethe trägt also von väterlicher Seite einen sehr kräftigen Bestandteil Bauernblutes in sich.

Bei den mütterlichen Vorfahren treten von der 4. Ahnenreihe aufwärts neben Angehörigen höherer Stände Handwerker auf: Weinhändler und Weinschenke, Metzger, Bierbrauer, Balbierer, Bender, Böttner, Steinmetzen, Kupferstecher, Kannengießer, Barchentweber, Fuhrleute, Müller, Wirte, Fischer, Kürschner, Drechsler, Gärtner. Es ist eine sehr bunte und vielseitige Ahnentafel. Besonders stark vertreten ist der Beruf des Metzgers auf mütterlicher Seite, der des Schneiders auf väterlicher Seite.

[1]) Auch Schiller ist aus einer Stammesmischung hervorgegangen: Er war schwäbisch-fränkischer Abstammung. Ein Urgroßvater stammte aus der Gegend von Feuchtwangen bei Ansbach in Franken.

Von Angehörigen der höheren Stände sind zu nennen: Geistliche, Universitätsprofessoren, fürstliche Verwaltungsbeamten, Kanzler und und Staatsmänner, Ärzte, Handelsherren, Künstler, Kriegsmänner, Rentmeister, Keller, Bürgermeister und Ratsverwandte. Der Beruf des Schulmeisters spielt eine ziemlich große Rolle. In höheren Ahnenreihen treten Adelsfamilien auf. Die Mehrzahl der Ahnen gehört dem Kleinbürger- und Bauernstand an. Ahnenverluste finden sich in der Familie Werner und Schröder und in mehreren Adelsfamilien.

Als eine außerordentliche Merkwürdigkeit muß es bezeichnet werden, daß alle geistig tätigen Vorfahren Goethes bis zur 4. Ahnenreihe von Beruf Juristen waren: Goethes Vater, (sein Onkel Textor), sein Großvater Textor, 2 Urgroßväter (Textor und Lindheimer), 2 Ururgroßväter (Textor und Seip), endlich Goethe selbst. Erst in der 5. Ahnenreihe treten andere geistige Berufe auf: 2 Theologen (Priester und Steuber), ein Schullehrer (Streng), daneben wieder ein Jurist (Seip) und ein Verwaltungsbeamter (Textor). In der 6. Generation stehen wieder 2 Juristen (Seip und Schroeter), außerdem ein Verwaltungsbeamter (Enslin), daneben 2 Theologen (Köhler und Priester) und ein sehr vielseitiger Universitätsprofessor (Steuber). In der 7. Ahnenreihe stehen 4 Theologen (Karg, Priester, Ley und Steuber), daneben verschiedene Verwaltungsbeamten (Enslin, Windecker, Schroeter, Zöllner) und einige Bürgermeister im Nebenberuf. In der 8. Ahnenreihe kommt eine Reihe namhafter Staatsmänner und Verwaltungsbeamten, 2 Pfarrer und 2 Ärzte; in der 9. Ahnenreihe u. a. 2 Staatsmänner und Lukas Cranach der Ältere. In der 10. Ahnenreihe u. a. ein Baumeister und ein Maler. Man wird die Weltgewandtheit und diplomatische Begabung, die Goethes Mutter und Goethe selbst auszeichneten, wesentlich auf die Vorfahren, die im öffentlichen Leben standen, zurückführen müssen. Künstlerische Berufe treten erst in höheren Generationen auf: In der 6. Ahnenreihe ein Kupferstecher (Schwind) und ein Steinmetz (Köhler), in der 7. Ahnenreihe ein Dichter (Ley), in der 8. Ahnenreihe ein Dombaumeister (Johann Lomer), in der 9. Ahnenreihe ein Maler (Lukas Cranach), in der 10. Ahnenreihe ein Baumeister (Soldan) und ein Maler (Vater von Lukas Cranach).

Von außerordentlicher Bedeutung ist die Tatsache, daß alle Vorfahren Goethes noch rückwärts bis zur Reformation, soweit bekannt, Protestanten waren, wie dies bei der Mehrzahl unserer großen Dichter und Denker der Fall war (während unsere großen Komponisten mehrfach aus katholischen Familien hervorgegangen sind).

Goethe hat in seinen thüringischen Vorfahren sogar einen mächtigen aktiven Anteil an der Reformation genommen, vor allem in dem Reformationskanzler Brück (Pontanus), in Lukas Cranach und der Familie Schröter.

Im ganzen läßt sich sagen: Es ist eine bedeutende und außerordentlich vielseitige Ahnentafel, die es durchaus verständlich macht, daß aus ihr ein bedeutender und vielseitiger Mensch hervorgegangen ist. Einen Dichter allerdings wird man nach dieser Ahnentafel kaum erwarten; doch muß gesagt werden, daß Goethe außer der dichterischen eine ganze Reihe anderer Begabungen in sich trug. Goethe war das vielseitigste Genie, das unser Volk hervorgebracht hat; diese Vielseitigkeit spiegelt sich deutlich in seiner Ahnentafel wider. Es muß ferner gesagt werden, daß Goethes Dichtergabe in ungewöhnlich starkem Maße an die *Wirklichkeit* gebunden war; Goethe konnte nur das als vollendetes Kunstwerk gestalten, was er *erlebt* hatte. Goethe selbst schreibt über diese seine Eigenschaft: „Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen.“ In engstem Zusammenhang damit steht eine andere Eigentümlichkeit: Das Vorherrschen des *Auges* unter den Sinnen, die mächtige Entwicklung des *optischen Sinnes*, und damit wieder eine auf die *Wirklichkeit* gerichtete Seite seines Wesens.

Der außerordentliche Reichtum der Ahnentafel an den verschiedenartigsten Berufen, an Männern, die im Leben gestanden und es gemeistert haben, erklärt Goethes ungewöhnliche *Lebensnähe*, seine Verflochtenheit mit jedem *Einzelwesen*, das *Anschauliche* und *Natürliche* seines Wesens. Für Goethe ist wesentlich und charakteristisch die Ablehnung jeder Schablone, jedes Programmes, jedes Systems, jeder bestimmten Religion. Er ist unerschöpflich wie das Leben und die Wirklichkeit selbst.

Die spezifisch deutschen Schwächen fehlen bei Goethe ganz; nichts von verstiegenem Idealismus und Weltfremdheit, nichts von Doktrinarismus und eigensinniger Rechthaberei. Goethe tritt in die Welt mit einer Selbstverständlichkeit, als sei er von jeher in ihr zu Hause gewesen. Während fast alle deutschen Genies etwas Einseitiges an sich tragen, ist bei Goethe davon nichts zu bemerken.

Die außerordentlich reiche Gliederung der Ahnentafel gibt uns ein Verständnis des großen Genies überhaupt: des Reichtums seiner Persönlichkeit, der Universalität seines Wesens. Dieser Gesichtspunkt

ist bei Goethe noch von besonderer Bedeutung: seine Persönlichkeit für sich allein betrachtet ist, ganz unabhängig von seinen Werken, etwas Außerordentliches. Goethe ist der vollendete Mensch. Auch darin unterscheidet er sich von fast allen anderen Genies. Ein unverdächtiger Zeuge hierfür ist der kritische Schopenhauer, dem Goethe den tiefsten Eindruck machte. Den unvergleichlichsten Ausdruck aber hat Wieland Goethes Persönlichkeit verliehen:

Auf einmal stand in unserer Mitte
Ein Zauberer — — —
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu segnen und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher.
Und niemand fragte: wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick:
Es war er.
Wir fühlten's mit allen unseren Sinnen
Durch alle unsere Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt,
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt,
Der unzerdrückt von ihrer Last
So mächtig alle Naturen faßt,
So fest in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt.

Einzelne Vorfahren

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist dann an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Goethe

Die Eltern

Die Mutter war für Goethes ganze Persönlichkeit entscheidend, ganz besonders in dichterischer und intellektueller Beziehung. Von ihr hat er nach seinem eigenen Zeugnis „Die Frohnatur und Lust zu fabulieren". Man durchforscht Goethes Ahnentafel nach allen Richtungen bis in die entferntesten Winkel und übersieht dabei so leicht das Nächstliegende: seine Mutter! Unwillkürlich wird man hier an Goethes eigene Worte erinnert: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!" Welcher große Mann hatte eine solche Mutter? Und welche Dichtermutter kennen wir so gut wie sie? Frau Rat in ihrer prachtvollen Frische und Originalität und in ihrem ganz ungewöhnlichen Verstand ist eine der erfreulichsten Erscheinungen; man möchte manchmal ihrem Sohne wünschen, daß er noch mehr von dieser Frische und Gesundheit geerbt hätte! In sie muß man sich immer wieder vertiefen, wenn man Goethes Wesen verstehen will[1]). Sie hat als Märchenerzählerin Goethes Phantasie schon in der frühesten Kindheit angeregt und befruchtet. Sie

---

[1]) Goethe erbte von seiner Mutter auch sonstige charakteristische Züge. Frau Rat hielt sich alle unangenehmen Erlebnisse fern. Sie verbot ihren Dienstboten aufs strengste, ihr traurige und unangenehme Ereignisse mitzuteilen, selbst wenn sie in der Straße passierten, in der sie wohnte. Ebenso war Goethe. Er wich allen unangenehmen Eindrücken aus und hat sich nie an einem Leichenbegängnis beteiligt. Wenn demgegenüber betont wird, daß die ungeheuere Sensibilität, die die Voraussetzung seines Schaffens war, Goethe häufig in seiner Existenz bedrohte und ihn zwang, sein Blicke von den Abgründen des Daseins wegzuwenden, so ist diese Bemerkung gewiß an sich richtig; sie trifft nur nicht das vorliegende Problem. Der genannte Zug war vielmehr von der Mutter vererbt und hätte sich auch dann spontan geltend gemacht, wenn Goethe nicht der große Dichter, sondern ein Durchschnittsmensch gewesen wäre. Der beste Beweis dafür ist Goethes Sohn. Auch dieser zog sich vor traurigen und unangenehmen Eindrücken zurück, wie sein Vater und seine Großmutter.

ist die eigentliche Quelle seiner Dichtergabe. Sie war trotz aller Lebhaftigkeit eine tief epische Natur, die geistige Erbin ihres Vaters, und hat diesen epischen Zug auf ihren Sohn übertragen.

Goethe hat eine ganze Reihe von Eigenschaften von seiner Mutter geerbt: seine außerordentlich starke Phantasie wie seinen überragenden Verstand, seine natürliche Herzensgüte und Hilfsbereitschaft, seine unvergleichliche Sprachgewalt, die geistige Frische und Empfänglichkeit bis ins hohe Alter, seine Leidenschaft fürs Theater wie seine Neigung zur Mystik, seine starke Bejahung des Lebens wie seine natürliche Betrachtung der Welt und der Menschen, die sich alles „Bemoralisierens" enthält, und vieles andere. In seine Auffassung des Ewigweiblichen sind viele Züge der Mutter eingegangen.

Goethe glich in der ersten Hälfte seines Lebens durchaus seiner Mutter; mit fortschreitendem Alter wird aber auch das Wesen des Vaters sichtbarer, in einer Neigung zu lehrhaften Gesprächen, einer gewissen pädagogischen Hartnäckigkeit und einem etwas übertrieben steifen und würdevollen Wesen (Möbius: „Goethe", I, S. 198)[1]. Wir sehen daraus, daß wir in verschiedenen Lebensaltern mehr dem Vater oder mehr der Mutter gleichen können. Es ist auch bei kleinen Kindern eine nicht seltene Erscheinung, daß sie zunächst einem Elternteil gleichen, bis sich die Ähnlichkeit mit dem anderen Elternteil und damit der endgültige Typus durchgesetzt hat. Dies sei zu den Ansichten Knetschs (Goethes Ahnen, S. 3) und der darauf bezüglichen Kritik Sommers (Goethe im Licht der Vererbungslehre, S. 16—17) bemerkt.

Goethe glich also in der ersten Lebenshälfte seiner Mutter. Ganz besonders gilt dies von der Zeit bis zu seiner Übersiedlung nach Weimar (1775). In dieser Zeit sind Goethes bedeutendste Werke entstanden oder wenigstens in ihren Grundzügen entworfen. Es war die genialste Periode seines Lebens. Goethes Mutter war eine heitere, urgesunde, optimistische Natur. Ihr Wesen war ausgesprochen rheinisch geartet. Goethe hat von ihr die gesündesten, hellsten und heitersten Seiten seines Wesens geerbt. Goethe war am genialsten, solange er in unmittelbarer Berührung mit dem Mutterboden

[1]) Die Tatsache, daß im späteren Leben zuweilen die Art eines Elternteils (bei Männern häufig des Vaters) durchbricht, während bis dahin die Art des anderen Elternteils herrschend gewesen war, beweist m. E., daß die Erbanlagen gegenüber den Umweltseinflüssen das Wichtigere und Ausschlaggebendere sind, was auch durch neueste Forschungen an eineiigen Zwillingen bestätigt wird. Anderenfalls könnten bestimmte Erbanlagen nicht nach so langer Zeit trotz jahrzehntelanger Einwirkung der Umgebung zum Vorschein kommen. Ein näheres Eingehen auf diese Frage würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit überschreiten.

der Heimat blieb. Die Frische und Unmittelbarkeit, die in den Liedern an Friederike ausströmt, hat er später nicht wieder erreicht. Goethe war auch am deutschesten, solange der Einfluß der Muttererde dauerte. Das Straßburger Münster, Herder, Ossian, Shakespeare sind in dieser Zeit seine Leitsterne. Die Lieder an Friederike, Götz, Werthers Leiden, Prometheus, der Urfaust sind das Deutscheste, was Goethe geschrieben hat.

Mit der Übersiedlung nach Weimar tritt zunächst ein gewisser Stillstand der Schöpferkraft ein. Goethe kommt in eine ganz andere Umgebung; der Einfluß der rheinischen Klimazone hört auf, er muß sich erst in die neue, wesentlich höher und östlicher gelegene Klimazone einleben; sein geistiger Habitus verändert sich dadurch[1]), er wird, allgemein gesprochen, „östlicher" und dadurch dem Vater ähnlicher. Er verändert langsam die Struktur seines Wesens: er zieht ein fremdes Gewand an, er wird zum Griechen. Es ist für uns zweifellos, daß eine wesentliche Ursache dieser Wandlung die Versetzung nach Weimar in ein östlicheres Klima und die Entfremdung vom Mutterboden ist[2]). Auch bei Schiller ist mit der Übersiedlung nach Weimar

---

[1]) Jeder Punkt der Erdoberfläche hat einen geopsychischen Index. Goethes Leben wäre ganz anders verlaufen, auch in geistiger Beziehung, wenn er in der Heimat geblieben wäre.

[2]) Ortsveränderungen spielen bei Goethe eine außerordentlich große Rolle. Goethe reiste für die damalige Zeit mit ihren schlechten Beförderungsmitteln recht viel. Er ist auch darin der Antipode Kants. Von entscheidender Bedeutung ist, daß alle großen Liebeserlebnisse und die dementsprechenden künstlerischen Höhepunkte seines Schaffens mit Ortsveränderungen zusammenhängen: Die Liebe zu Friederike mit seinem Aufenthalt in Straßburg und innerhalb dieses Aufenthaltes mit seinen Ritten nach Sesenheim; diese Liebe wird durch seine Heimkehr nach Frankfurt beendigt. Die Liebe zu Lotte hängt mit seinem Aufenthalt in Wetzlar zusammen, die zu Sophie und Maximiliane La Roche mit seiner Rheinreise, die Liebe zu Lili mit seiner Rückkehr nach Frankfurt (dieser Liebe entzieht er sich durch seine Schweizerreise). Die Liebe zu Frau von Stein beginnt alsbald nach seiner Übersiedlung nach Weimar. Die tiefgehendste Wandlung Goethes aber vollzieht sich durch die italienische Reise (durch die er sich gleichzeitig seiner hoffnungslosen Liebe zu Frau von Stein entzieht). Diese Reise teilt Goethes Leben in zwei Hälften; Goethe wird in vieler Beziehung ein anderer, auch äußerlich. In Rom lernt er Maddalena Riggi und Faostina Antonini kennen. Seine Rückkehr nach Weimar und die durch seine Reise hervorgerufenen veränderten Umstände führen alsbald zu seiner Liebe zu Christiane. Seine Liebe zu Marianne von Willemer hängt wieder mit Reisen, denen von 1814 und 1815, zusammen. Endlich Goethes letzte große Liebe zu Ulricke von Lewetzow mit seinen Reisen in die böhmischen Bäder. Dann reist Goethe nicht mehr und ebenso charakteristisch ist: sein Liebesleben ist abgeschlossen. Das Rei-

eine ähnliche Entwicklung verbunden. Mit der Versetzung Goethes nach Weimar hängt die Entfremdung von seiner Schwester und auch die innerliche Ablösung von seiner Mutter zusammen. Goethe hat in 33 Jahren (1775—1808) seine Mutter viermal besucht, in den letzten 11 Jahren ihres Lebens überhaupt nicht mehr[1]). Dies ist nur dadurch erklärlich, daß er innerlich ein anderer geworden war.

Ein weiteres Eingehen auf die Persönlichkeit von Goethes Mutter ist an dieser Stelle nicht notwendig, da ihr Wesen allgemein bekannt ist.

Ein völlig anderer Mensch tritt uns in Goethes Vater entgegen. Bei der Mutter überströmende Heiterkeit, Frische und Natürlichkeit, ein warmes Erfassen der Menschen und ein Abfinden mit ihren Schwächen. Beim Vater ein strenges, gemessenes, ziemlich pedantisches, schwerfälliges und schwernehmendes Wesen mit Neigung zur Gelehrsamkeit und Kunst und einer eigentümlichen Vorliebe für Italien, wohin er eine größere Reise gemacht hat, von deren Eindrücken er zehrt. Die Schwerfälligkeit seines Wesens erklärt sich zum Teil aus der Tatsache, daß er unter seinen Vorfahren sehr viele Bauern hat, während bei seiner Frau das bäuerliche Element ganz in den Hintergrund tritt. Es ist kein Zweifel, daß man Goethes Vater im ganzen geistig unterschätzt hat. Der Gegensatz zu seiner phantasievollen, lebhaften Frau und zu seinem genialen Sohn war zu groß, als daß er nicht schon die Aufmerksamkeit der Mitlebenden erregt hätte. Goethes Vater war keineswegs ein unbedeutender Mensch; er hat dies bei zahlreichen Gelegenheiten, z. B. beim Umbau seines Hauses, bewiesen. Außerdem hatte er vielseitige geistige Interessen und gediegene Kenntnisse, die seiner Frau abgingen. Er hatte Sinn für Kunst, insbesondere für Malerei, beschäftigte lebende Maler und war auch musikalisch. Grund genug, um ihn nicht als geistig bedeutungslos neben seiner Frau hinzustellen. Die Gediegenheit und Gründlichkeit seines Wesens und Wissens bildet sogar ein recht wohltuendes Gegengewicht gegenüber der etwas leichtbeschwingten Art der Frau Rat. Goethes Vater darf auch hinsichtlich der Frage der Vererbung durchaus nicht mit sei-

sen spielt auch deshalb eine große Rolle, weil Goethe sich unerträglichen Verhältnissen durch die Flucht zu entziehen pflegte. Eine parallele Erscheinung zur Flucht durch Ortsveränderung ist bei Goethe die häufige Flucht in die Krankheit.

[1]) Sehr merkwürdig ist auch die Tatsache, daß Goethe die einzige Tochter seiner Schwester als erwachsenen Menschen nie gesehen und auch brieflich nicht mit ihr verkehrt hat.

ner Ahnentafel gleichgesetzt werden. Goethe kann und wird aus seiner väterlichen Ahnenreihe geistige Fähigkeiten geerbt haben, die beim Vater nicht in Erscheinung traten, und wir haben allen Grund zu der Annahme, daß dies in starkem Maß der Fall war[1]).

Vor allem ist eines entscheidend: des Vaters Art war für Goethes Wesen ebenso unerläßlich wie die Art der Mutter, was gewöhnlich verkannt wird. Dies folgt schon aus der allgemeinen Erwägung, daß zu einem Erfolg alle Bedingungen erfüllt, zur Erzielung einer Wirkung alle Ursachen vorhanden sein müssen. Goethe war nur so wie er war und nicht anders möglich. Jeder Mensch erbt von jeder Elternseite durchschnittlich die Hälfte seiner Anlagen. Wir können aber ganz bestimmte Eigenschaften nennen, die Goethe mehr vom Vater geerbt hat, und die für seine Größe unerläßlich waren: Gediegenheit und Gründlichkeit, Charakterstärke, Wahrheitsliebe, Gerechtigkeitssinn, Fleiß, Beharrlichkeit, Ordnungsliebe, nicht zuletzt das Problematische, das eine Voraussetzung großer Werke ist (Goethes Mutter war eine ganz unproblematische Natur). Man hat oft gesagt, daß Platon und Kant nicht philosophiert, Beethoven nicht komponiert hätten, wenn sie volles Genüge am Dasein gefunden hätten. Dies gilt auch von Goethe; Goethe war im ganzen genommen eine viel problematischere und auch schwernehmendere Natur, als man häufig annimmt[2]). Das Bedrängtwerden von Stimmungen

---

[1]) Goethes Vater erinnert etwas an den Vater Friedrichs des Großen, wenn er auch erheblich schöngeistiger war als dieser. Friedrich Wilhelm I. ist in vererbungsgeschichtlicher Hinsicht ein Rätsel. Er war ein tüchtiger Herrscher, hatte dagegen keinerlei geistige Interessen; seine einzige Liebe waren seine langen Kerls und sein Tabakskollegium. Dieser Mann war der Sohn der philosophischen Königin, der geistvollen Sophie Charlotte, der Freundin von Leibniz! Und er war der Vater Friedrichs des Großen, des Philosophen auf dem Throne! Dies war nur möglich, wenn sein Erbbild stark von seinem Erscheinungsbild abwich, wenn er Eigenschaften in sich latent trug, die das Gegenteil seines in die Erscheinung tretenden Wesens waren. Auch bei Goethes Vater scheint mir das Erbbild vom Erscheinungsbild erheblich abzuweichen. Man denke an die große Zahl äußerst rühriger und tätiger Männer unter seinen nächsten Vorfahren! Man muß sich deshalb streng davor hüten, das geistige Erbe, das Goethe aus der väterlichen Ahnenreihe überkam, allein nach der Geistesart seines Vaters zu beurteilen!

[2]) Bekannt ist der Ausspruch Goethes: „Ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte“ (Gespräche mit Eckermann 1824). In dieser Äußerung kommt die Natur des Vaters sehr stark zum Vorschein!

und von Problemen, das Ringen mit ihnen aber ist der Mutterschoß unsterblicher Werke. Alle diese mehr irrationalen Eigenschaften hat Goethe vorwiegend vom Vater geerbt.

Auch die Begabung und der Sinn für die bildenden Künste scheint überwiegend ein Erbteil des Vaters zu sein. Kaspar Goethe hatte ein tieferes Verhältnis zu den bildenden Künsten, das im Sohne in großartig gesteigerter Form auftritt. Wir sehen hier eine außerordentlich wichtige Seite von Goethes Begabung von der väterlichen Seite vererbt. Goethe steht unter allen deutschen Dichtern den Griechen am nächsten — eine Verwandtschaft, die wesentlich auf der tief plastischen Veranlagung seines Geistes beruht. Goethes Vater hatte, wie Goethe selbst, zeitlebens eine Vorliebe für die Kunst des Südens. Er hat in seiner „Viaggio in Italia" seine Eindrücke hinterlassen[1]). Aus diesem Werk spricht ein echtes Verständnis für bildende Kunst, insbesondere für Architektur, darüber hinaus auch ein Interesse für geschichtliche Verhältnisse, für soziale Einrichtungen, für Naturwissenschaften usw. — Züge, die wir alle beim Sohne wiederfinden.

Goethes Persönlichkeit ist, wie die der meisten Menschen, nur aus dem Zusammentreffen und der Verschmelzung der väterlichen und mütterlichen Erbanlagen verständlich. Aus der Gegensätzlichkeit der Wesensart von Vater und Mutter ist sein Genie vorwiegend erwachsen. Es liegt ein ähnlicher Fall vor wie bei Schopenhauer: eine große und helle mütterliche Intelligenz und schriftstellerische Begabung wird auf den Boden einer mehr irrationalen, etwas pathologisch gearteten, mit starken Willensimpulsen durchsetzten väterlichen Natur verpflanzt. In beiden Fällen liegt das Lichte, das Helle und Freudige auf seiten der Mutter; der dunkle, konfliktsschwangere, irrationale Untergrund auf seiten des Vaters. Beide, das Lichte wie das Dunkle, sind zur Entstehung des Genies erforderlich. Es verhält sich hier ähnlich wie etwa in der Weltanschauung Jakob Böhmes, nach der die Finsternis im Weltgrund die Voraussetzung des Lichtes ist, und dieses erst möglich macht[2]).

[1]) Rudolf Glaser: Goethes Vater 1929. Vgl. auch H. Kirste: Die Familie Goethes im Lichte der Vererbung (Die Medizinische Welt, 1936, Nr. 47, 48).

[2]) „Der Leser soll wissen, daß im Ja und Nein alle Dinge bestehen, es sei göttlich, teuflisch, irdisch oder was genannt mag werden. Das Eine, als das Ja, ist eitel Kraft und Leben und ist die Wahrheit Gottes oder Gott selber. Dieser wäre in sich selber unerkenntlich und wäre darinnen keine Freude oder Erheblichkeit noch Empfindlichkeit ohne das Nein. Das Nein ist ein Gegen-

Ein noch gewaltigerer, nur etwas anders gearteter Fall liegt bei Beethoven vor. Die Halsstarrigkeit, der Trotz und der Jähzorn des Vaters finden sich im Sohne wieder und liegen hier in stetem Kampf mit der von der Mutter ererbten Güte und Menschenliebe, Zartheit und Innigkeit. Dieser Kampf beherrscht Beethovens ganzes Leben und Schaffen; in ihm liegt der Grund seiner Größe und Persönlichkeit.

Daß Goethe nur auf dem Boden der vereinigten Familien Goethe-Textor möglich war, sieht man auch daran, daß weder die Familie Textor noch die Familie Lindheimer trotz zahlreicher Nachkommenschaft irgendein nennenswertes Talent, geschweige denn ein Genie hervorgebracht hat.

Mit dem Gesagten hängt eine weitere Erscheinung zusammen, die bereits oben angedeutet ist. Goethes Vater und Goethes Sohn waren psychopathisch veranlagt, ebenso Goethes Schwester[1]), die dem Vater erheblich ähnlicher war als Goethe selbst. Es kann demnach an dem Vorhandensein eines psychopathischen Zuges in der väterlichen Linie kaum gezweifelt werden. Es ist höchstwahrscheinlich, daß dieser Zug (in wesentlich abgeschwächter Form) auch bei Goethe vorlag, daß die vom Vater ererbte psychopathische Anlage zur Befruchtung der hohen, von der Mutter ererbten Geistesgaben beigetragen und diese zur Genialität ohnegleichen gesteigert hat. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß die psychopathi-

---

wurf des Ja oder der Wahrheit, auf daß die Wahrheit offenbar und etwas sei, darinnen ein Contrarium sei" (Böhme: Theosophische Fragen 3, 2, Werke 6, 597).

[1]) Bei Goethes Schwester darf indes nie vergessen werden, daß sie unglücklich verheiratet war und sich in Emmendingen in heimlicher Sehnsucht nach ihrem Bruder verzehrt hat. Diesem inneren Konflikt ist sie unterlegen, worauf von psychiatrischer Seite viel zu wenig hingewiesen wird. Als Goethe sie während ihrer Krankheit besucht, steht sie sofort auf und geht mit ihm spazieren. Sie ist gesund, solange er anwesend ist, und wird wieder krank, als er fortgeht. Sie ist eifersüchtig auf Lili und Frau von Stein und rät Goethe dringend von einer Ehe mit Lili ab. Der innere Konflikt, der hier vorlag, läßt erkennen, daß die erbliche Belastung bei Goethes Schwester nicht so stark war, wie gewöhnlich angenommen wird. Es ist sehr entscheidend, aus welchen Ursachen jemand erkrankt. Bei Goethes Sohn muß gleichfalls berücksichtigt werden, daß auch er unglücklich verheiratet war, was seine Entwicklung ungünstig beeinflußt hat. Die nachteiligen Einwirkungen eines dauernden Lebensverhältnisses, insbesondere einer Ehe, werden gewöhnlich nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt und bei der Frage der Stärke einer erblichen Belastung zu wenig berücksichtigt. Das Leben von Goethes Schwester und Sohn hätte sich wesentlich günstiger gestaltet, wenn sie passende Lebensgefährten gefunden oder ehelos geblieben wären.

sche Anlage als solche die Quelle der Genialität sei. Die psychopathische Veranlagung regt nur die vorhandenen Geistesgaben an und steigert sie zu unerhörten Leistungen.

Es muß auch erwähnt werden, daß ein Stiefbruder des Rates Goethe von Jugend auf blödsinnig war. Es ist in diesem Fall aber nicht erwiesen, daß die Belastung von der Familie Goethe ausging; sie kann möglicherweise auch in der Familie Lutz[1]) gelegen haben. Endlich waren auch Goethes Enkel psychopathisch veranlagt; sie waren Sonderlinge wie ihr Urgroßvater. In diesem Falle muß allerdings gesagt werden, daß die psychopathische Veranlagung sicher nicht allein von der Familie Goethe gekommen ist; auch die Familien Vulpius und von Pogwisch trugen krankhafte Anlagen in sich. Besonders Ottilie von Pogwisch war eine sehr nervöse Persönlichkeit. Außerdem hat Goethes Sohn durch viel zu reichlichen Weingenuß von früher Jugend an den Grund zu seinem frühen Tod gelegt[2]); es ist wahrscheinlich, daß dieser Hang zum Trinken von seiner Mutter und deren Vater auf ihn vererbt worden ist.

Für die Entstehung der psychopathischen Veranlagung in der Familie Goethe kommt möglicherweise die Verwandtenheirat in Frage, die bei Goethes Urgroßvater vorlag. Er wie sein Vater haben eine Sibylle Werner geheiratet, die sicher nahe verwandt waren.

Wenn wir demnach in der nächsten Umgebung Goethes verhältnismäßig so viel Krankhaftes finden, so ist man erstaunt darüber, in Goethe selbst einen im ganzen so vollen und gesunden Menschen, einen so gesammelten Lebensbejaher zu finden. Und Goethe ist auch in den Tiefen seines Wesens eine gesunde Natur, und gerade dieser Gesundheit und Kraft seines Wesens ist nicht zuletzt die tiefe Wirkung seiner Werke zuzuschreiben.

Goethe ist eine durchaus lebensbejahende Natur; der Anteil der Mutter überwiegt in diesem Punkte durchaus den Anteil des Vaters. Goethe ist einer der bejahendsten Geister der Menschheit. Er lebte, wie Möbius treffend sagt, als wollte er ewig leben. Das Leben als Problem existiert für ihn überhaupt nicht; es

---

[1]) Der Großvater Goethe war in erster Ehe mit Anna Elisabeth Lutz verheiratet.

[2]) Ob eine luetische Erkrankung bei einem Angehörigen der Familie Goethe vorgelegen hat, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Senckenberg schreibt in seinem Tagebuch (z. B. Nichtärztl. Tagebuch 1743—1748, Blatt 285, vom 25. März 1748), daß der Vater Goethes an einer venerischen Krankheit gelitten und eine Kur in Aachen gemacht habe. (Senckenberg war der Hausarzt der Mutter von Goethes Vater.) Doch sind alle Berichte Senckenbergs mit großer Vorsicht aufzunehmen.

ist für ihn eine selbstverständliche Tatsache, die gar nicht erörtert wird. Das, was Nietzsche in harten Kämpfen sich erst erringen mußte, die unbedingte Bejahung des Lebens, ist bei Goethe von Anfang an vorhanden[1]). In unbewußter, ich möchte sagen, naiver Lebensfreude und Lebensbejahung ist Goethe allen gesunden Zeitaltern und Menschen ein Führer und Vorbild. Ich glaube, daß in wenigen Menschen so viel naive Lebensfreude mit so viel Geist verbunden war. Während sich bei anderen Sterblichen diese Eigenschaften regelmäßig behindern, stehen sie bei Goethe in schönstem Einklang. Diese bejahende Seite von Goethes Wesen muß ausdrücklich hervorgehoben werden; wir bekämpfen die heute herrschende Mode und Methode, im Genie zuerst das Krankhafte zu sehen. Nur in absteigenden Zeitaltern herrscht bei Genies das Negative, Destruktive und Pathologische vor, und ihr Wirken äußert sich demgemäß vor allem im Zerstören und Verneinen bestehender Werte. Die Genies aufsteigender Zeitalter dagegen tragen alle den Stempel des Bejahenden, Aufbauenden, Schöpferischen an sich. Auf den Höhen der Menschheit tragen alle Geister positive Vorzeichen. Zu diesen durchaus bejahenden und aufbauenden Geistern gehört auch Goethe.

Diese Erkenntnis schließt die andere nicht aus, daß Goethe auch pathologische Züge zeigt, und daß diese eine Voraussetzung seiner genialen Leistungen waren. Dabei muß betont werden, daß eine vollkommen eindeutige Grenzlinie zwischen dem, was gesund und dem, was krankhaft ist, schwer zu ziehen ist. Auch sehr viele Durchschnittsmenschen zeigen pathologische Züge; vollkommen gesunde Menschen sind sehr selten, vollkommen gesunde Menschen mit völlig gesunden näheren Anverwandten kommen so gut wie überhaupt nicht vor[2]).

[1]) Der unerbittliche, ja fanatische Kampf Nietzsches gegen alle Lebensverneiner, insbesondere gegen das Christentum, zeigt am deutlichsten, daß er selbst im Innersten nicht frei ist von derartigen Idealen, was er auch nach seiner Abstammung von Theologen gar nicht sein konnte; er zeigt deutlich, wie tief Nietzsche selbst das Christentum im Blute lag. Man haßt und verfolgt nur dasjenige, von dem man selbst innerlich nicht frei ist; derjenige, der über eine Sache erhaben ist, ignoriert sie; sie existiert für ihn als Problem überhaupt nicht. Es darf auch nie vergessen werden, daß Nietzsche ursprünglich ein Verehrer Schopenhauers war, und daß aus der Gegnerschaft gegen ihn seine ganze Philosophie erwachsen ist.

[2]) Ein wichtiger Punkt wird dabei gewöhnlich ganz übersehen. Würde die Frage nach Gesundheit und Krankheit bei Alltagsmenschen (einschließlich ihrer Verwandten) so genau durchforscht wie bei Genies, so würde man vielleicht ebenso viel Pathologisches finden wie bei diesen. Es verhält sich hier ähnlich wie im Liebesleben. Würde das Liebesleben gewöhnlicher Sterblicher so genau

Leichte Spaltungen der Persönlichkeit sind häufig. Die gesteigerte Sensibilität, die die Voraussetzung genialer Werke ist, muß aber von schwereren pathologischen Zuständen scharf geschieden werden. Diese würden bedeutende und dauernde Leistungen unmöglich machen. Stets ist echte Genialität mit starker Irrationalität der Persönlichkeit verknüpft, so auch bei Goethe. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß uns manche Genies pathologisch anmuten. Man wird ihnen aber nicht gerecht, wenn man sie unter die von der Psychiatrie geprägten Geisteskrankheiten einordnet und glaubt, sie damit erschöpft oder nach ihrer wesentlichen Seite charakterisiert zu haben. Jede nur psychiatrische Betrachtung genialer Menschen ist eine Vergewaltigung des Genies, weil sie völlig einseitig ist. Es muß besonders bemerkt werden, daß die geistigen Leistungen genialer Menschen und die daraus folgende Inanspruchnahme des Gehirns und Nervensystems durchschnittlich so gewaltig sind, daß man sich nur wundern muß, daß nicht mehr bedeutende Menschen psychischen Erkrankungen anheimfallen, als es tatsächlich der Fall ist[1]. Würden Durchschnittsmenschen so gewaltige geistige Leistungen zugemutet werden, wie sie in der großen Weimarer Sophien-Ausgabe vorliegen, so würde die Mehrzahl der Menschen darunter geistig zusammenbrechen. Das Genie verfügt über gewaltige Abwehrkräfte gegenüber krankhaften Anfällen und Anwandlungen, was häufig ganz übersehen wird[2].

Bei jedem Menschen, so auch bei Goethe, müssen wir nun aber fragen, worin bei ihm selbst die belastenden Momente liegen. Möbius (Goethe, I, 1, 1903, S. 205 ff.) hat auf eine Periodizität in Goethes Dichten hingewiesen. Es wechseln Zeiten der Erregung und des dichterischen Schaffens mit Zeiten der Trockenheit und mehr gelehrter Beschäftigung regelmäßig ab. Diese Zustände dichterischer Tätigkeit erinnern an entsprechende krankhafte Er-

---

untersucht werden wie dasjenige großer Menschen, so würden sich Viele wundern, wie viel da zusammenkäme!

[1] Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß eine Reihe von genialen Persönlichkeiten, bei denen man eine geistige Erkrankung annimmt, gar nicht in wirkliche Geisteskrankheit verfallen sind, sondern infolge von luetischer Infektion paralytisch wurden, was natürlich mit ihrer Genialität nichts zu tun hat; so Lenau, Hugo Wolf, Maupassant, Donizetti, Makart, Nietzsche.

[2] Ein fabelhaftes Beispiel ist Händel. Dieser erlitt infolge schwerster Aufregungen, Angriffe und geistiger Überanstrengung anläßlich des Zusammenbruchs der ihm gehörigen und von ihm geleiteten Oper einen Schlaganfall. Er unterzog sich daraufhin einer Gewaltkur von wenigen Tagen in Aachen, wurde wieder gesund und schrieb daraufhin erst seine großen Oratorien, die ihn weltberühmt gemacht haben!

regungen, wie sie bei gewissen psychischen Erkrankungen auftreten (Melancholie, Manie). Möbius sagt hierüber (a. a. O., S. 211): „Goethe selbst fühlte ganz deutlich, daß das Dichten ihn ankam wie ein Fieber, daß er zur gegebenen Zeit dichten mußte, daß nach Ablauf der Erregung die Liederquelle verstopft war." Und weiter S. 207: „Für den Hochbegabten jedoch werden die Zeiten der Erregung zu Schaffenszeiten, in denen ihm Dinge gelingen, die auch er sonst nicht fertigbringt, und die, wie sie aus einem rauschähnlichen Zustand entstanden sind, auch wieder berauschend wirken." „Das Pathologische ist Bedingung des Höchsten" (S. 214). Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß Goethe, wie jedes Genie, am Durchschnitt der Menschen gemessen, selbstverständlich eine abnorme Persönlichkeit gewesen ist, woraus aber keineswegs folgt, daß er krankhaft veranlagt war. Die Begriffe „abnorm" und „krankhaft" sind durchaus nicht dasselbe. So wenig wie ein sich durch große körperliche Kraft und Gewandheit auszeichnender Mensch krankhaft ist, ebensowenig ist es an sich ein geistig hochbegabter Mensch. Goethe wich vom Durchschnitt ab, weil der Durchschnitt der Menschen eben keine Goethes sind, aber er war deshalb nicht krankhaft. Die Abweichung vom Durchschnitt muß keineswegs mit einer biologischen Herabsetzung verbunden werden[1]).

Es ist auch keineswegs krankhaft, sondern liegt im Wesen der Sache, daß außergewöhnliche Gedanken und Gefühle in außergewöhnlichen Stimmungen entstehen. Deshalb kann der Satz: „Das Pathologische ist Bedingung des Höchsten" nicht als für alle Fälle zutreffend anerkannt werden.

Daß Goethes dichterische Erregung und ein entsprechendes Schaffen etwa alle 7—8 Jahre wiederkehrt, worauf auch Kretschmer[2]) hinweist, hängt vielleicht damit zusammen, daß sich der menschliche Organismus alle 7—10 Jahre erneuert. Es muß übrigens bemerkt werden, daß in die lange Zeit von etwa 1777—1807 nur ein Liebesfrühling und ein parallel gehendes dichterisches Schaffen fällt: die Zeit des zweiten römischen Aufenthalts und die sich daran anschließende Zeit in Weimar. Es muß außerdem bemerkt werden, daß alle Höchstleistungen sich notwendigerweise periodisch vollziehen müssen, da eine höchste Anspannung immer nur kurze Zeit anhalten kann, als Dauerzustand den Organismus zerstören würde. Aus diesem Grunde scheint mir die Form des Schaffens in diesem

[1]) Vgl. auch Schneider, Kurt: Psychiatrische Vorlesungen für Ärzte, 1934, S. 27 f.

[2]) Geniale Menschen, 1930, S. 112 ff.

Fall noch kein unbedingtes Kennzeichen des Pathologischen oder Nichtpathologischen zu sein; vielmehr muß auf den Inhalt des Geschaffenen gesehen werden.

Felix Theilhaber (Goethe, Sexus und Eros) sieht das Pathologische in Goethe in der Abspaltung des Sexus (des körperlichen Vorgangs) vom Eros (dem geistig-gehirnlichen Vorgang), die bei Goethe durch den jahrelangen Umgang mit Frau von Stein sehr vertieft worden ist. Goethe war nach Theilhaber sexuell schwach veranlagt, seine Erotik eine Sublimierung. „Je erotischer Menschen bei mangelnder Sexualität oder bei stark abgelenkter Sexualität sind, desto stärker ist die Sublimierung, die bei frigiden Frauen z. B. als Narzißmus, als starke Gefallsucht auftritt." Für Goethe ist nach Theilhaber die Überspannung der Gefühlswelt, der Selbstgefälligkeit und der Liebesergriffenheit und eine leichte Abreaktion charakteristisch. Ebenso seine häufige Flucht in die Krankheit. Goethe stellte sein Geltungsbedürfnis, die Eitelkeit und Anerkennung seiner Person nach Theilhaber über alle anderen Güter. „Der Charakter seiner Damenfreundschaften war erotischer und nicht sexueller Art."

An diesen Ausführungen scheint mir bemerkenswert, daß Goethe entgegen verbreiteter Meinung sich sexuell nicht sehr stark betätigt hat, wenn er auch keineswegs in dieser Richtung kalt veranlagt war[1]). Man wird durch seine glühende Liebespoesie allzu leicht verführt, Goethe für eine stark sexuelle Natur zu halten, was er sicher nicht gewesen ist. Ein Mann, der sich sexuell regelmäßig und kräftig betätigt, wird niemals glühende Liebesgedichte verfassen. Sehr oft hat Goethe den Sexualtrieb erotisch-gehirnlich abreagiert. Die stark durchgeistigten Züge, die für einen Mann etwas weibliche Gesichtsbildung, der schwache Bartwuchs, die schwach entwickelte Gesichtsmuskulatur, besonders der schwache Unterkiefer deuten in gleicher Richtung, wie umgekehrt die männlichen Züge der Schwester Goethes auf ihren geringen Zug zum Manne hinweisen.

Man muß nur prinzipiell bemerken, daß die Trennung von Sexus und Eros bei sehr vielen Männern vorkommt, daß außerdem ohne eine Sublimierung des Sexus nach der Seite des Eros eine Lyrik, besonders eine Liebeslyrik, gar nicht möglich ist. Wir müssen aus diesem Grunde diese Sublimierung freudig begrüßen und können sie nicht als etwas ernstlich Krankhaftes betrachten, so sehr und so oft Goethe unter derartigen

---

[1]) Leider hat Theilhaber diesen an sich richtigen Gedanken gewaltig übertrieben und dadurch seine Wirkung abgeschwächt. Viel richtiger Metschnikoff, Elias: Beiträge zu einer optimistischen Weltanschauung, 1908, S. 245 ff.

Zuständen gelitten und sich durch Dichten von ihnen befreit haben mag. Auch der Hinweis auf die Überspannung der Gefühlswelt, insbesondere der Liebesergriffenheit, scheint mir unberechtigt; ein Dichter ist zunächst eben Dichter. Es ist ein merkwürdiges Verlangen, daß der Dichter, wenn er ein Liebesgedicht schafft, mit letzter Seele sich dem Objekt seiner Dichtung hingeben soll, während beim Musiker, Maler und Bildhauer niemand auf einen solchen Gedanken kommt, auch dann nicht, wenn er zu einem bestimmten Werke durch ein Liebeserlebnis angeregt wurde. Ebenso merkwürdig ist, daß sich bei Theilhaber nirgends die naheliegende Bemerkung findet, daß Goethe als Erlebnislyriker neuer Anregungen bedurfte und deshalb unmöglich bei einer Geliebten ausharren konnte. Hätte Goethe die Friederike oder Lili geheiratet und mit ihr eine richtige Ehe geführt, so hätte er Egmont, Iphigenie, Tasso, die römischen Elegien, die Wahlverwandtschaften, den Westöstlichen Diwan und vieles andere nicht gedichtet und den Faust nicht beendet. Große Dichter haben Wichtigeres zu tun als zu heiraten und in christlicher Ehe Kinder zu zeugen. Sie zeugen unsterbliche Kinder! Darin liegt ihre Bestimmung! Den Mechanismus, durch den Gedichte entstehen, hat Theilhaber uns klargestellt, aber über die Ideeninhalte der Dichtungen ist damit gar nichts gesagt, und gerade auf diese kommt es an, wenn man die Frage entscheiden will, wieweit ein Dichter gesund oder krank war. Diese Inhalte sind aber bei Goethe fast durchweg so erfreulicher Natur, von so reiner und gesunder Menschlichkeit, daß man sagen muß: das Pathologische in ihm ging nicht sehr tief, sondern bewegte sich in mäßigen Grenzen[1]). Es hat wenige große Menschen gegeben, deren Ausdruck so naiv und ungesucht, deren Ideen so natürlich sind wie diejenigen Goethes. Es kommt ihm darin nur ein deutsches Genie gleich: Mozart[2]). Alles, was Goethe schreibt, trägt den Stempel innerer Notwendigkeit.

---

[1]) Die Gesundheit Goethes äußert sich auch darin, daß er in gewöhnlichen, nicht-dichterischen Zeiten eine gewisse Trockenheit und Nüchternheit zeigt. Gegen diese Zeiten, in denen die Vernunft sehr stark die Oberhand hat, heben sich die Zeiten des dichterischen Schaffens durch eine gehobene, erregtere Stimmung ab, die aber keineswegs krankhaft ist, sondern der normale Ausdruck gesteigerten Schaffens und hochfliegender Gedanken.

[2]) Goethe als vorwiegend naives Genie hatte in der Art der Produktion große Ähnlichkeit mit Mozart, der ihm von allen deutschen Genies am meisten gleicht, auch darin, daß er wie Goethe am wenigsten ausschließlich deutsche Züge trägt. In beiden hat das deutsche Volk gleichsam sich selbst übertroffen. Es ist auch bezeichnend, daß Goethe, wenn er vom Genie spricht, mit Vorliebe auf Mozart zu sprechen kommt (vgl. Gespräche mit Eckermann).

Es muß aber darüber hinausgehend für weniger gesunde Genies, als es Goethe war, noch folgendes gesagt werden: so interessant psychologische und biologische Untersuchungen über das Genie sind, so wird doch über dieser psychologischen Betrachtung allzu leicht die Betrachtung des Ideengehalts seiner Werke übersehen, ja dieser wird sogar durch die Feststellung, daß seine Erzeugung zum Teil aus krankhaften Zuständen der genialen Persönlichkeit hervorging, unwillkürlich herabgezogen. Nichts ist aber verkehrter und bedauerlicher als ein solches Verhalten. Der ideelle Gehalt irgendeiner Schöpfung ist seiner Geltung und Bedeutung nach ganz unabhängig von seiner psychologischen Entstehung[1]. Was tut es, wenn göttliche Schöpfungen ihrer Entstehung einem teilweise krankhaften seelischen Untergrund verdanken? Das Überirdische ihres Inhalts bleibt davon ganz unberührt. Ja, man muß so weit gehen und sagen: das Außergewöhnliche des Inhalts fordert geradezu außergewöhnliche seelische Zustände, und es ist lächerlich und trivial, diese an der robusten Gesundheit eines Philisters messen zu wollen. Das müßte bei jeder Pathographie ausdrücklich betont werden. Der Mensch ist nun einmal eine Einheit, und eine Entwertung der schöpferischen Persönlichkeit in biologischer Beziehung wird nur allzu leicht auf ihre Schöpfung übertragen. Diese Erinnerung ist besonders wichtig in reifen oder gar absteigenden Zeitaltern, weil alle späten Kulturen, alle alternden Völker und Menschen die Eigentümlichkeit haben, daß die psychologische Betrachtungsweise die inhaltlich-ideelle überwiegt.

Die Großeltern

Nicht nur die Eltern, sondern auch die vier Großeltern haben alle das biblische Alter überschritten. Der Vater, der Großvater Goethe und die Großmutter Textor wurden 72 Jahre, die Mutter und der Großvater Textor beide 77 Jahre, die Großmutter Goethe gar 85½ Jahre alt! Die Eltern und Großeltern wurden zusammen über 455 Jahre alt, haben durchschnittlich ein Alter von über 75 Jahren erreicht. Das ist ein Alter, das besonders in der damaligen Zeit ungewöhnlich war. Es ist ein untrügliches Zeichen dafür, daß viel Gesundheit und Kraft in der Familie gelegen hat. Bei der Großmutter Goethe trat sogar der seltene Fall der Euthanasie ein; sie schlief ohne jede Krankheit ein. Er-

[1]) Dies muß besonders betont werden gegenüber dem großen Werk von Lange-Eichbaum: Genie — Irrsinn — Ruhm (1928), überhaupt gegenüber allen rein psychiatrisch eingestellten Schriftstellern auf diesem Gebiet.

wähnt sei auch, daß eine Schwester der Mutter Goethes, die Tante Melber, fast 88 Jahre geworden ist! In der Tat sehen wir, je weiter wir uns von den Geschwistern und den Nachkommen Goethes in aufsteigenden Ahnenreihen entfernen, um so mehr Kraft und Gesundheit hervortreten. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, daß Goethe selbst beinahe 83 Jahre geworden ist — bei Dichtern ein seltener Fall. Unter den großen Dichtern ist Goethe nur von Sophokles, der 91 Jahre wurde, an Alter übertroffen worden.

Mit dem Großvater Friedrich Georg Goethe beginnt der Aufstieg des Goetheschen Geschlechts. Dieser war wohl durch die Heirat seines Vaters, des Hufschmiedes Hans Christian Goethe in Artern, mit der Tochter des dortigen Volksschullehrers, Sibylle Werner, verursacht. Lehrerfamilien sind fast immer aufstrebende Familien, und man wird nicht fehlgehen, wenn man in der Verbindung der Familie Goethe mit der Lehrerfamilie Werner den Anstoß zum Aufstieg erblickt. Daß Friedrich Georg den vom schweren Beruf des Schmiedes so stark abweichenden feineren Beruf des Schneiders ergriff und sich sogar zum erfolgreichen Damenschneider ausbildete, kann nur daran gelegen haben, daß er zart und feingliedrig war[1]) und wohl mehr dem Großvater Werner, als seinem robusten Vater nachgeschlagen war. Dies ist auch deshalb wahrscheinlich, weil bereits in der vorhergehenden Generation eine Verbindung mit der Familie Werner stattgefunden hatte, die Familie Werner demnach durch ihr zweimaliges Auftreten in der Ahnentafel leicht ein biologisches Übergewicht über die Goetheschen Eigenschaften erlangt haben konnte. Friedrich Georg Goethe war wahrscheinlich viel mehr ein Werner als ein Goethe.

Friedrich Georg war längere Zeit auf der Wanderschaft, darunter 3½ Jahre in Frankreich (auch in Paris), und lernte französisch sprechen. Daraufhin ließ er sich in Frankfurt nieder, heiratete die Tochter des Schneidermeisters Lutz und unterzeichnete ein Gesuch an den Frankfurter Rat um seine Aufnahme als Bürger mit: „Fridericus Georg Goethé". Man sieht aus diesem Verhalten und aus seinen Reisen ins Ausland, daß er weltmännisch gesinnt war. Schon in dieser Eigenschaft zeigt sich eine Ähnlichkeit mit seinem großen Enkel. Friedrich Georg Goethe war eine durchaus aufwärtsstrebende Natur. Er hatte 1686 als armer Schneidergeselle Frankfurt betreten und erwarb sich ein großes Vermögen, so daß er schon nach 15 Jahren zu den Höchstbesteuerten in Frankfurt zählte. Daraus geht hervor, daß er ein außergewöhnlich

[1]) Vgl. Glaser: Goethes Vater, S. 1.

tüchtiger, rühriger, für das Leben geeigneter Mann war, ferner, daß er im Wesen von seinem Sohn Kaspar sehr verschieden war[1]). Während Kaspar Goethe sich den Titel eines Kaiserlichen Rathes kaufte und fern vom öffentlichen Leben ein zurückgezogenes Dasein im Kreise seiner Familie führte, legte umgekehrt Friedrich Georg den Grund zu dem Wohlstand der Familie Goethe. Es ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern, daß sein Selbstgefühl wuchs, besonders seitdem er durch seine Heirat mit Cornelia Schellhorn geb. Walther Wirt zum Weidenhof wurde und diesen in wenigen Jahren zu einem der ersten Gasthöfe Frankfurts erhob. Senckenberg sagt in seinem Tagebuch von ihm, „er sei ein artiger, aber hochmütiger Kerl gewesen, der die Musik wohl verstanden, aber über seinen Hochmut von Sinnen gekommen sei“. Auf die letzte Bemerkung ist wenig zu geben, da Senckenberg durch seine boshaften Urteile bekannt ist und hier außerdem die Äußerung eines Dritten wiedergibt. Auf keinen Fall ist darin eine geistige Erkrankung zu erblicken[2]). Friedrich Georg hat wenige Monate vor seinem Tode ein eingehendes Testament errichtet, das von völliger geistiger Gesundheit, redlichster Sorge um seine Angehörigen und starkem Rechtssinne zeugt. Soweit man beurteilen kann, hat Goethe von diesem Großvater das starke Selbstbewußtsein, den Ehrgeiz und die große Aktivität seines Wesens, wahrscheinlich auch weltmännische Eigenschaften geerbt, vielleicht auch eine Vorliebe für das schöne Geschlecht. Die Persönlichkeit dieses Großvaters bildet auf alle Fälle einen sehr wichtigen Faktor in dem Aufbau der Persönlichkeit Goethes. Sehr zu bedauern ist, daß die Bilder der Großeltern Goethe, die noch im Hirschgraben vorhanden waren, verlorengegangen sind. In Friedrich Georg trat die Familie Goethe zum erstenmal in Beziehung zur Familie Textor. Er verklagte den Urgroßvater Goethes, den Syndikus Primarius Johann Wolfgang Textor, weil dieser sich weigerte, Schulden seiner jungen Frau zu bezahlen, die sie beim Kläger gemacht hatte. Friedrich Georg Goethe war sehr musikalisch und spielte mehrere Instrumente. Die im Musikzimmer des Goethehauses befindlichen Instrumente erinnern noch heute an die durch ihn in die Familie Goethe getragene musikalische Begabung.

---

[1]) Vgl. Bothe, Friedrich: Drei Generationen Goethe (Archiv für Sippenforschung, 1932).

[2]) Dies deutet Theilhaber a. a. O. an, aber ohne Berechtigung. Über eine geistige Erkrankung Friedrich Georgs ist nichts bekannt.

In der Großmutter Cornelia Goethe geb. Walther tritt uns die edelste Persönlichkeit unter Goethes Großeltern entgegen. Goethe schildert sie selbst in „Dichtung und Wahrheit“: „Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, als einer schönen, hageren, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend ist sie mir im Gedächtnis geblieben.“ Man wird erstaunt sein, wenn wir sagen, daß dieser Großmutter eine besonders große Bedeutung für die Persönlichkeit Goethes zukommt — nämlich eine große Bedeutung für seinen Charakter. Charaktereigenschaften sind für das Genie ebenso wichtig wie Geistesgaben. Zum Genie gehört Charakter. „Des Lebens ernstes Führen“ hat Goethe nach seinen eigenen Worten vom Vater und durch ihn von der väterlichen Großmutter geerbt. Die reine, edle Menschlichkeit, die alle Gebrechen heilt und Goethes Persönlichkeit in so vielen Lagen des Lebens erfüllt, ist biologisch vorwiegend durch seine Großmutter Cornelia bedingt. Es ist unverkennbar, daß Goethe dieser Großmutter besondere Sympathie entgegenbrachte und sich ihr innerlich verwandt fühlte. Er schildert sie mit besonderer Wärme, während er die andere Großmutter in Dichtung und Wahrheit kaum erwähnt, obwohl sie am längsten von allen Großeltern gelebt hat. (Die Großmutter Textor war 43 Jahre jünger als die Großmutter Goethe!) Die Großmutter Cornelia begleitete nicht nur Goethes Eintritt ins Leben mit dem Ruf: „Elisabeth, er lebt!“, sie gab auch seiner Entwicklung zum Dichter den mächtigsten Anstoß dadurch, daß sie ihm das Puppentheater schenkte. „An einem Weihnachtsabend jedoch setzte sie allen ihren Wohltaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ, und so in dem alten Haus eine neue Welt erschuf“, heißt es in „Dichtung und Wahrheit“. Selbst Senckenberg weiß über diese Frau nur Gutes zu sagen:

„Dienstag, den 26. März 1754, starb plötzlich beim Schlafengehen Frau Goethe, 86 Jahre alt. Die Mutter des kaiserlichen Rathes und Schwiegersohnes des Schultheißen Textor, indem sie aus Marasmus zu leben aufhörte. Hatte etliche Wochen viele Schläfrigkeit, glaubte, ihr Schnupfen und Husten komme, der gewöhnlich zur Frühlingszeit war. Sie geht schlafen, schnell hört sie auf zu sprechen, und als man auf sie blickte, war sie schon ohne Bewegung und ohne Laut. Sie lebte sanft und so starb sie ruhig, wie wenn sie Anderes tue, immer die nämliche. Immer arbeitsam, in ihrer Art wohlthätig, sparsam, von einfacher und geringer Lebensweise, nicht stolz. Sie starb nicht eigentlich am Marasmus, sondern vielmehr am Versagen der Kräfte, an der Unfähigkeit des Körpers, sich zu bewegen, eines Todes ohne Krankheit oder am Alter. War nie sehr fett. Betrübte oder erfreute sich über nichts. Immer dieselbe, von etwas langsamer, aber im Arbeiten fleißiger Natur.“

Diese Schilderung stimmt im ganzen mit derjenigen Goethes über-

ein. Es geht daraus hervor, daß sie sanften, einfachen, sehr ruhigen Charakters war, etwas langsam, dabei aber fleißig, wohltätig und sparsam war. Die etwas langsame Art und die Sparsamkeit finden wir deutlich in ihrem Sohn, dem Vater Goethes, wieder; er scheint mehr nach der mütterlichen als nach der väterlichen Seite geschlagen zu sein. Zum anderen geht aus dieser Charakteristik hervor, daß das Pathologische in der Familie Goethe, soweit es durch Vererbung bedingt war, kaum von der Seite der Familie Walther kam; denn die Großmutter Cornelia ist das Urbild einer geistig gesunden Natur.

Am wichtigsten aber erscheint mir die Großmutter Cornelia für einen anderen Charakterzug Goethes. Man betont bei Goethes Dichternatur so oft die Erregbarkeit aus persönlichen Erlebnissen heraus, die starke Subjektivität seiner Lyrik und übersieht dabei leicht die mächtige Objektivität und Ruhe seiner Kunst, die neben jener steht. Goethe war ein eben so großer epischer als lyrischer Dichter. Grillparzer bezeichnet ihn als Dichter sogar als „vorherrschend episch"[1]). Die epische Ruhe seines Wesens, wie sie in unvergänglicher Weise in „Dichtung und Wahrheit", in „Hermann und Dorothea", in „Reinecke Fuchs" und seinen Romanen hervortritt, ist der ruhigen und edlen Art der Großmutter Cornelia in erster Linie zu danken. Das langsame und leidenschaftslose Temperament der Großmutter Goethe bildet das notwendige Gegengewicht gegen die ganz anders geartete, schnelle, leidenschaftliche Art der Lindheimer. Beides ist in Goethe vereinigt; zeitweise sehr leidenschaftlich, hat er zu anderen Zeiten eine gewisse epische Breite und Ruhe.

Der Umstand, daß die beiden Großmütter hinsichtlich des Temperaments außerordentlich verschieden waren, war für den Aufbau von Goethes Persönlichkeit von größter Bedeutung.

Wir kommen nunmehr zu dem Vorfahren, von dem Goethe seinen Vornamen und eine Reihe seiner Eigenschaften geerbt, zu dem Reichs- und Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor. Der mütterliche Großvater spielt bei einem Manne meist eine große Rolle, und dies finden wir auch bei Goethe bestätigt. Die geistigen Fähigkeiten Textors waren bedeutend; er wird ausdrücklich als „außerordentlich begabt" bezeichnet und die Ähnlichkeit mit seinem Großvater gleichen Namens betont[2]), dem Rechtsgelehrten und Professor der Rechte in Altdorf und Heidelberg und späteren Syndi-

[1]) Grillparzers sämtl. Werke, hrsg. von Rudolf von Gottschall, Bd. 2, S. 237.
[2]) Vgl. Düntzer: Goethes Stammbäume, S. 8, 9.

kus Primarius der Stadt Frankfurt. Es sind zunächst vor allem Verstandesgaben im engsten Sinne, die Goethe mit diesem Großvater verbinden. Textor war ein außerordentlich kluger Kopf, der eigentliche Leiter der freien Reichsstadt Frankfurt. Sodann besaß Textor erhebliche staatsmännische und diplomatische Fähigkeiten; man schickte ihn überall hin, wo es auf eine gewandte Vertretung der städtischen Interessen ankam. Von diesen staatsmännischen Fähigkeiten ist ein gutes Teil auf seine Tochter und durch sie auf Goethe übergegangen. Man unterschätzt gewöhnlich, was Goethe als Staatsmann und Staatsbeamter seinem Herzog geleistet hat. Sodann hatte Textor einen Charakterzug, den wir in ausgesprochener Weise in Goethe wiederfinden: W e i t h e r z i g k e i t, V o r u r t e i l s l o s i g k e i t u n d T o l e r a n z d e r G e s i n n u n g, besonders auf r e l i g i ö s e m Gebiet. Diese Eigenschaften treffen wir schon beim Großvater Textors. Alles religiöse Eifern und Gezänk war beiden im Innersten zuwider. Als einem schwerkranken reformierten Soldaten seine Bitte, ihm einen Geistlichen seines Bekenntnisses zu gewähren, von der Mehrheit des Rates abgeschlagen wurde, schrieb Textor in seinen Aufzeichnungen: „Orthodox genug nach der Meinung des Volkes, aber gegen die natürliche Billigkeit und Liebe." Bemerkenswert ist folgende, in einer Abhandlung Textors vorkommende Ansicht, die an seinen Enkel Goethe erinnert: „In republica non debet esse duplex potestas, ecclesiastica et politica, sed politicae etiam jus sacrorum est vindicandum." Ein weiterer, sehr charakteristischer Zug Goethes scheint mir auf diesen Großvater jedenfalls teilweise zurückzugehen: seine g r o ß e F r i e d e n s l i e b e und sein Ausweichen gegenüber Konflikten. Wie wir noch weiter unten sehen werden, war Goethe für einen großen Geist ungewöhnlich friedliebend.

Goethe schildert den Großvater sehr eingehend und mit großer Wärme, besonders bei seinen Gartenarbeiten, und schon daraus läßt sich abnehmen, daß er sich ihm innerlich verwandt fühlte. „Er war ein heiterer, ruhiger und bequemer Mann." Besonders erwähnt werden muß, daß Textor einen Zug zum A l t e r t ü m l i c h e n hatte, wie Goethe berichtet. („Alles, was ihn umgab, war altertümlich.") Auch diesen Zug finden wir beim Enkel wieder. Goethe hatte eine Neigung zu altertümlichen Wortbildungen und einen ausgeprägten Sinn für das geschichtlich Gewordene. Goethe zeigt, besonders in späteren Jahren, nicht selten eine altfränkische Behaglichkeit und Breite der Darstellung, für die das o s t f r ä n k i s c h e Gebiet, dem der G r o ß v a t e r T e x t o r und die G r o ß m u t t e r G o e t h e entstammen, als Ursprungsland vor allem in Betracht

kommt. Man wird durch seine epischen Dichtungen an die Türme und Zinnen, die Erker und Winkel, das Lauschige und Verträumte der alten Städte und Dörfer Frankens erinnert, an Städte wie Rothenburg und Dinkelsbühl. (In dieser Gegend saß eine große Anzahl der Vorfahren Goethes.) Diese im besten Sinne süddeutsche Art ist zugleich eine der mächtigsten, tiefsten und deutschesten Quellen seines Seins. Erinnern wir uns vollends, daß jenen Gegenden der größte mittelalterliche Dichter Wolfram von Eschenbach entstammte — Goethes mittelalterliches Gegenstück und Geistesverwandter — und daß später Albrecht Dürer, Peter Vischer, Hans Sachs, Adam Krafft, Veit Stoß, Wohlgemuth, Grünewald u. a. aus ihnen hervorgingen, so werden wir den fränkischen Ahnen Goethes die größte Bedeutung beilegen müssen. Von den Ländern, aus denen Goethes Ahnen stammen, hat nur Franken und Schwaben in früherer Zeit wirklich große Dichter hervorgebracht. Überblickt man das gesamte Ursprungsland von Goethes Ahnen: Niedersachsen, Obersachsen, Thüringen, Hessen, Nassau, Frankfurt, Bayrisch und Württembergisch Franken bis hinab ins schwäbische Gebiet, so finden wir vor Goethe nur in Ostfranken und Schwaben wirklich große Dichter. Aus diesem Grunde spricht eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Länder an dem Aufbau der dichterischen Persönlichkeit Goethes besonders stark beteiligt sind. Die deutschen Stämme hatten zu Goethes Zeiten schon eine mehr als 1000jährige Geschichte hinter sich und hatten ihre spezifischen Begabungen längst geoffenbart, z. B. Thüringen seine musikalische, Franken und Schwaben seine dichterische Begabung. An dieser Stelle sei erwähnt, daß der einzige größere Künstler, von dem Goethe nachweisbar abstammt, Lukas Cranach der Ältere, aus Kronach in Franken stammt.

Auch das Schwabentum in seiner Langsamkeit und behäbigen Breite ist in der Großmutter Cornelia deutlich sichtbar und klingt auch noch in Goethe an. Daß Goethe gerade die Sage des schwäbischen Doktor Faust zum Mittelpunkt seines Schaffens gemacht hat, kann in seinen schwäbischen Vorfahren biologisch begründet sein. Der tiefe Hang zur Mystik und zur Magie in Goethe stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem deutschen Süden.

Es ist nun eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß wir diese mehr aus allgemeinen Überlegungen gewonnene Ansicht beim Großvater Textor in einer bestimmten Richtung bestätigt finden. Johann Wolfgang Textor hatte die Gabe der Weissagung, was

wir aus „Dichtung und Wahrheit“ und den hinterlassenen Aufzeichnungen Textors wissen. Er hatte Träume, die nach der Meinung seiner Familie stets in Erfüllung gingen, ja Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen hatten, erlangten nach dem Zeugnis des Enkels in seiner Nähe für den Augenblick die Fähigkeit, daß sie von in der Entfernung vorgehenden „Krankheits- oder Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung“[1]) hatten. Wenn Goethe in seiner Biographie bemerkt, daß die Träume „völlig prosaisch, einfach und ohne eine Spur von Fantastischem oder Wundersamem“ waren, so muß bemerkt werden, daß eben in dieser Selbstverständlichkeit und Einfachheit das Ungewöhnliche, ans Geniale Erinnernde liegt. Bei echten, großen Genies treten die Eingebungen und Einfälle in ebenso einfacher und selbstverständlicher Weise auf, so besonders bei Goethe selbst. Wäre Textor eine phantastische, verworrene Natur gewesen, so hätte er schwerlich der Großvater unseres Dichters sein können. Goethe bemerkt weiter: „Aber auf keine seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren sie meistenteils rüstige Personen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.“ Wir müssen dieser Ansicht widersprechen. Goethe selbst hatte wiederholt im Leben Gesichte und Ahnungen, die in Erfüllung gingen. Erwähnt sei die Vision in Sesenheim, als er von Friederike wegritt und sich selbst im hechtgrauen Anzug sich entgegenreiten sah, welches Kleidungsstück er bei seinem Besuch 1779 tatsächlich trug. Goethe spricht 1827 eingehend mit Eckermann über Ahnungen und Fernwirkungen und sagt u. a.: „Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel, und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. ‚Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig‘, sagte sie, ‚ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher‘.“ Er erzählt dann eingehend einen derartigen Vorfall. — In Weimar nahm Goethe als junger Mann ein in großer Entfernung vor sich gehendes Erdbeben unmittelbar wahr. Derartige Erlebnisse hat Goethe noch mehrfach gehabt.

Von ganz entscheidender Bedeutung ist aber nun, daß Goethes D i c h t e n sich häufig in ähnlicher Weise vollzog. Sein dichterisches Schaffen hatte so stark den Charakter der Eingebung, daß es mit der magischen Gabe des Großvaters in direkte Beziehung gesetzt werden muß. Es ist bekannt, daß er als Student in Straßburg, als ihm

[1]) Dichtung und Wahrheit.

nachts im Bett plötzlich ein Gedicht einfiel, an den Pult rannte und das Gedicht in einem Zug, ohne vorher den Bogen geradezurücken, in der Diagonale herunterschrieb. Er schreibt selbst: „In eben diesem Sinn griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher williger die Züge hergab; denn es war mir einige Male begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem *nachtwandlerischen Dichten aufweckte*, mich zerstreute und ein kleines Produkt in der Geburt erstickte." Bekannt ist Goethes Äußerung: „Aber am freudigsten und reichlichsten trat sie (die Dichtergabe) unwillkürlich, ja *wider Willen* hervor." In einem Gespräch mit *Soret* sagt Goethe, er habe die Balladen niedergeschrieben, weil Schiller immer etwas für die Horen brauche. Er habe es ungern getan, da er die Gegenstände längst als angenehme Träume in sich gehabt habe. „Zu anderen Zeiten", fuhr er fort, „ging es mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle *instinktmäßig* und *traumartig* niederzuschreiben mich getrieben fühlte."

Boisserée berichtet: „Er machte mir die Konfession, daß ihm die Gedichte *auf einmal und ganz* in den Sinn kämen, wenn sie recht wären; dann müsse er sie aber gleich aufschreiben, sonst finde er sie nie wieder." Über seinen Werther schreibt Goethe: „Da ich dies Werklein ziemlich unbewußt, *einem Nachtwandler ähnlich*, geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging, um etwas daran zu ändern und zu bessern." Möbius bemerkt dazu (Goethe, 2. Bd., Teil 1, S. 188): „Es ist ersichtlich, daß nahe Beziehungen zwischen diesem Zustande und dem *hypnotischen* bestehen, daß Goethes Ausdruck ‚nachtwandlerisch' eine Wahrheit ausdrückt, die noch über seine Absicht hinausgeht."

Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß zwischen den Gesichten des Großvaters Textor und Goethes Art zu Dichten ein direkter biologischer Zusammenhang besteht. Goethes magische Veranlagung ist der Urgrund, aus dem ihm immer aufs neue Gesichte und Gestalten seiner Dichtungen aufsteigen.

Zu dieser Art dichterischen Schaffens tritt nun bei Goethe als weiteres Moment, daß er in seinem Stil sowohl wie in seiner Weltanschauung *stark mystische und magische Elemente* aufweist. Goethes Sprache hat etwas *Verhüllendes*, *Geheimnisvolles*, sehr häufig *Magisches* und *Orakel-*

haftes. Dieser Zug zum Geheimnisvollen steigert sich mit den Jahren; er hat im 1. Teil des „Faust“ einen starken Ausdruck gefunden und steigert sich im 2. Teil bis zur Geheimnistuerei. Auch Goethes Neigung zu Verkleidungen muß in diesem Zusammenhang genannt werden. Goethe hatte ferner die Neigung, gewisse Erlebnisse als Geheimnis zu behandeln; über den Inhalt des Gespräches mit Napoleon in Erfurt hat er sich nie geäußert. —

Übrigens sind von einem anderen mütterlichen Ahnen ähnliche Weissagungen und Gesichte überliefert, was bisher in der Goethe-Literatur nicht beachtet wurde, nämlich von dem Bruder der Urgroßmutter Goethes Elisabeth Catharina Juliane Seip (1680—1759), dem Kammergerichtsprokurator Johann Christoph Seip in Wetzlar, der ein Geisterseher, jedoch kein Religionsschwärmer war[1]). Wir sehen, daß es in vielen näheren Ahnen Goethes ganz anders aussah, als man nach ihrem Beruf des Juristen vermuten sollte. Dieser Joh. Christ. Seip war der Schwager des Cornelius Lindheimer, der unten erwähnt wird, und der Sohn des Ahnen Johann David Seip, der in der Geschichte der Stadt Wetzlar eine Rolle gespielt hat[2]).

Das Merkwürdige aber ist, daß dieser Zug zum Geheimnisvollen bei Goethe mit der größten Natürlichkeit und Einfachheit, ja Einfalt des Wesens verbunden ist, ja gerade in dieser einzigartigen Verbindung von Magisch-Geheimnisvollem mit Natürlichkeit und Einfachheit des Ausdrucks erblicke ich eine der stärksten Wirkungen, das eigentliche Geheimnis von Goethes Schreibweise.

Auch für die Natürlichkeit und Einfachheit des Wesens möchte ich neben der Mutter und der Großmutter Goethe den Großvater Textor in erster Linie in Anspruch nehmen. Textor war eine für seine Stellung und Begabung äußerst einfache und schlichte Natur, die mit den Leuten aus dem Volke ebenso freundlich verkehrte wie mit hochstehenden Persönlichkeiten. Bekannt ist, daß er den Adel, den ihm der Kaiser anbot, ablehnte. Besonders hervorgehoben werden muß die Leidenschaftslosigkeit Textors, „der unverbrüchliche Frieden“, der ihn nach des Enkels Zeugnis beseelte. Er tritt hier in nächste Nähe und biologische Beziehung zur Großmutter Goethe. Die epische Ruhe in manchen Dichtungen Goethes, dem altgriechischen Geiste

---

[1]) Friedrich Wilhelm Freiherr von Ulmenstein: Geschichte und topographische Beschreibung der Stadt Wetzlar, Bd. 2, S. 437, Anm.

[2]) von Ulmenstein a. a. O., S. 435 ff., wo mehrere Vorfahren und Verwandte Goethes erwähnt werden.

so nahe verwandt, ist es, die ihm den Namen des Olympiers eingetragen hat. Diese epischen Züge Goethes, die neben großer Sensibilität und Leidenschaftlichkeit stehen[1]), gehen biologisch auf den Großvater Textor und die Großmutter Cornelia vorwiegend zurück[2]).

Von der Großmutter Anna Margareta Lindheimer wissen wir ziemlich wenig. Auch Goethe selbst erwähnt sie auffallend selten. Wir besitzen aber ihr Bild, und dieses sagt uns mehr als viele Worte. Es ist ein ungewöhnliches, ernstes, etwas strenges Gesicht mit hoher Stirn und bedeutenden Augen. Es ist auch nicht zu verkennen, daß einige Bilder Goethes, besonders aus der Spätzeit, eine ziemliche Ähnlichkeit mit dem Bild seiner Großmutter aufweisen. Doch muß bemerkt werden, daß die Ähnlichkeit sich vor allem auf die Gesichts form erstreckt (längliches, schmales Gesicht mit schwachen Backenknochen und hoher Stirne). Der Gesichtsausdruck dagegen ist bei der Großmutter viel strenger und nordischer als bei Goethe. Vor allem hatte Goethe andere Augen: Die Augen eines Dichters, nicht Augen „mit strengem Herrscherblick", die Düntzer und andere der Großmutter nachrühmen. Goethe sah im Alter auf vielen Bildern auch seinem Vater ziemlich ähnlich, vor allem in der Form der Nase[3]), der Stirn und des Kinns; der Bronzegut Schadows zeigt sogar eine ziemlich große Ähnlichkeit mit den Bildern des Vaters. Trotzdem war Goethe von seinem Vater geistig sehr verschieden. Es kann deshalb aus einer gewissen morphologischen Ähnlichkeit des Gesichts nicht ohne weiteres auf eine ausgesprochene geistige Ähnlichkeit geschlossen werden. Goethes Züge erweisen sich bei genauerer Analysierung als eine Vereinigung und Vermischung des Goethe- und Lindheimer-Typus. Während bei der Mutter Goethes der breitgesichtige Typus

---

[1]) Auch die Griechen waren ein äußerst sensibles und reizbares Volk. Trotzdem schufen sie die ewigen Gestalten ihrer Plastik als Gegensatz zu ihrem leidenschaftlich bewegten Leben.

[2]) Johann Wolfgang Textor ist neben Cornelia Walther m. E. auch einer der gesündesten Vorfahren Goethes. Mit 75 Jahren erlitt er einen Schlaganfall, nachdem ihn der Bruder Senckenbergs jahrelang in schwerster Weise geärgert und verleumdet hatte. Wie moderne Goethe-Forscher die Sache betrachten, lehrt Theilhaber a. a. O., S. 27. In einer kleinen Ahnentafel der Familie Goethe heißt es bei ihm: „1. Friedrich Georg Goethe, im Alter psychisch krank? 2. Johann Wolfgang Textor, im Alter geistesschwach?" So sehen die Ahnentafeln großer Genies in den Köpfen der heute lebenden Generation aus! Das Gegenteil ist richtig: Die Großväter Goethes waren beide ungewöhnlich tüchtige und begabte Männer!

[3]) Die Form der Nase, das Bleibendste und Kennzeichnendste an jedem Menschenantlitz, hat Goethe ganz überwiegend vom Vater geerbt.

der Textor vorherrscht, hat sich bei ihrem Sohne der schmalgesichtige Goethesche Typus mit dem schmalgesichtigen Lindheimer-Typus vereinigt. Goethe ist äußerlich ein Goethe-Lindheimer. Das Gesicht der Großmutter Lindheimer spricht zwei Eigenschaften unverkennbar aus: Geist und Willensstärke. Von diesen Eigenschaften ist besonders die erste in hohem Grade bei Goethe vorhanden, und wir werden auf eine reichliche Vererbung von Geistesgaben von der Großmutter Lindheimer schließen müssen. Mit dieser Annahme stimmt auch die Ahnentafel dieser Großmutter überein; wir sehen in ihr eine große Anzahl von Männern, die sich geistig betätigt haben und die führend im öffentlichen Leben Deutschlands gestanden haben.

Wenn Goethe von dieser Großmutter vor allem hohe Geistesgaben geerbt hat, so ist damit noch nicht gesagt, daß auch die Dichtergabe, die „Lust zu fabulieren", von ihr stammt. Aus dem Gesicht der Großmutter spricht wohl Geist, aber wenig Gemüt, dieses ist aber bei einem Dichter von größter Wichtigkeit. Man kann sich die Großmutter als Mutter des Dichters nicht denken. Das Mütterliche, das bei der Frau Rat in so hohem Grad vorhanden ist, fehlt hier. Daß die Familie Lindheimer-Seip für das Dichtergenie Goethes ausschlaggebend war, wie Sommer annimmt, erscheint mir deshalb nicht besonders wahrscheinlich, weil alte, hochgebildete Familien zwar Geist haben, aber höchst selten ein Genie hervorbringen; es gebricht ihnen an Naturnähe und Naivität, die die Voraussetzung höchster künstlerischer Leistungen sind. Aus dem Bild der Großmutter sprechen so stark Eigenschaften des Verstandes, daß sie schwerlich die Trägerin der Naturfrische und Naivität war, die dem Genie und besonders dem Goetheschen Genie eigen sind. Es erscheint auch nicht besonders wahrscheinlich, daß Hessen und Thüringen, aus denen die Vorfahren dieser Großmutter stammen, Länder die verhältnismäßig arm an großen Dichtern sind, gerade für das dichterische Genie Goethes ausschlaggebend waren. Goethes Genie war vielmehr nur auf dem Boden von Goethes Persönlichkeit, d. h. der vereinigten Eigenschaften Goethe-Walther-Textor-Lindheimer möglich und wirklich.

Dagegen können wir eine andere Eigenschaft Goethes mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Familie Lindheimer ableiten. Von einem Bruder der Anna Margareta Lindheimer, der Offizier war, ist berichtet, daß er in einer Gesellschaft, die sein Schwager, der Stadtschultheiß Textor, gab, wegen eines harmlosen Kusses, den ein Dritter bei einem Pfänderspiel seiner Frau vorgeschriebenermaßen zu

geben hatte, in solche Wut und Erregung geriet, daß er seinen Degen zog, seinem vermeintlichen Gegner den Hut vom Kopf schlug und ihn nicht unerheblich verletzte. Aus dieser Erzählung geht hervor, daß dieser Großonkel Goethes stark erregbar und leidenschaftlich war. Die Maßlosigkeiten dieses Offiziers erinnern an die Exzentrizitäten Goethes in seiner Jugend und in seinem Liebesleben. Wir werden deshalb nicht fehlgehen, wenn wir die oft hervorgehobene Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit Goethes (seine „Zornmütigkeit") vorzugsweise auf die Familie Lindheimer zurückführen. Auch in den Augen der Anna Margareta Lindheimer glauben wir eine verhaltene Leidenschaftlichkeit zu erkennen. Diese Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit aus subjektiven Erlebnissen heraus ist aber eine wesentliche Voraussetzung von Goethes Lyrik, und wenn wir bei den Familien Textor und Walther auf eine epische Anlage schließen müssen, so kommt der Hauptanstoß zur Lyrik von seiten der Familie Lindheimer. Wir können aber nur von einer wesentlichen Voraussetzung der lyrischen Betätigung sprechen. Diese selbst ist, wie wir auch von der epischen Begabung Goethes glauben, nur aus der Vereinigung und Durchdringung der Textor-Walther- und der Lindheimer Erbmasse zu begreifen. Daneben wird auch die rein Goethesche Erbmasse, besonders nach der Seite des Musikalischen und Sangbaren Goethescher Lieder, eine erhebliche Rolle gespielt haben.

Die Urgroßeltern

Von den Urgroßeltern Goethes wissen wir sehr wenig. Dies ist sehr zu bedauern, da die Urgroßeltern hinsichtlich der Vererbung noch eine große Rolle spielen. Der Urgroßvater Goethe war neben seinem Beruf als Hufschmied Viermann, Aufseher und Mitglied des Rats in Artern, obwohl er nicht aus Artern stammte. Daraus müssen wir schließen, daß er ein tüchtiger Mann war. Seine Unterschrift ist erhalten; sie weist eine geläufige Handschrift auf. Wie wir schon oben ausführten, hat dieser Urgroßvater durch seine Heirat mit seiner Verwandten, der Lehrerstochter Sibylle Werner, den Grund zum Aufstieg des Goetheschen Geschlechts gelegt, vielleicht auch gleichzeitig als Folge der Verwandtenheirat den Grund zu einer psychopathischen Anlage seiner Nachkommen. In den Arterner Akten wird der Bruder seiner Frau, der Sibylle Werner, „der ehrbare, kunstreiche Johann Werner, Musikant" genannt. Wir sehen also, woher die musikalische Begabung der Familie Goethe stammte.

Von dem Urgroßvater Walther, der gleich Goethes Groß-

vater Schneidermeister war, wissen wir, daß er zu den Höchstbesteuerten in Frankfurt zählte, woraus wir wieder auf eine besondere, berufliche Tüchtigkeit schließen müssen. Seine Frau war eine geborene Streng. Mit dieser Familie hat sich die Familie Goethe zweimal verbunden[1]).

Der Urgroßvater Christian Heinrich Textor, Kurpfälzischer Hofgerichtsrat, war weniger begabt wie sein Vater und sein Sohn. Das bedeutendste Ereignis seines Lebens war seine Heirat mit Maria Katharina Appel, über die wir nichts Näheres wissen. Der Persönlichkeit ihres Sohnes nach zu schließen, muß sie eine kluge Frau gewesen sein.

Der Urgroßvater Cornelius Lindheimer, der Prokurator am Reichskammergericht in Wetzlar war, ist uns durch seine Beteiligung an der Abfassung einer Satire über die Belagerung Wetzlars bekannt[2]). Sommer schreibt diesem Urgroßvater eine ganz besonders große Bedeutung für das Genie Goethes zu. Die genannte Satire kann auch als wertvoller Baustein zu der Persönlichkeit Goethes betrachtet werden, vorausgesetzt, daß sie überwiegend von Cornelius Lindheimer stammt. Ich selbst kann in der Satire keine wesentliche Ähnlichkeit mit Goethes Wesen und Schreibweise finden — abgesehen von einer plastischen Auffassung der Dinge. Die Satire ist auch viel zu unbedeutend, um mit den Werken des Olympiers verglichen zu werden. Außerdem wäre es erstaunlich, daß Cornelius Lindheimer, wenn er ein nennenswertes Schriftstellertalent besessen hätte, einen so überaus bescheidenen Gebrauch davon gemacht und nur ein einziges Mal, noch dazu in Gemeinschaft mit einem anderen, geschrieben hätte. Wir kennen Cornelius Lindheimer viel zu wenig, um sagen zu können, daß Goethes Dichtergabe in ihm auch nur in nuce vorhanden war. Das poetische Genie ist keine einfache Begabung, sondern aus einer ganzen Reihe von Talenten zusammengesetzt, von denen jedes einzelne Talent sich selbständig vererbt. Aus dieser Tatsache erklärt es sich, daß wir unter den Vorfahren und Nachfahren von Dichtern fast nie bedeutendere Dichter finden. Die Wahrscheinlichkeit, daß Goethe alle Einzelbegabungen, die für sein Dichtertalent erforderlich waren, aus einem Ast seiner Vorfahren oder gar von einzigem Vorfahren

---

[1]) Handelsmann Ulrich Thomas Streng heiratete 1749 Cornelia Goethe, Tochter des Stiefbruders des Kaiserl. Rates, des Zinngießermeisters Hermann Jakob Goethe.

[2]) Sommer: Goethes Wetzlarer Verwandtschaft, Leipzig 1908. Freiherr von Ulmenstein, a. a. O.

geerbt hat, ist so verschwindend gering, daß mit ihr praktisch überhaupt nicht gerechnet werden kann. Außerdem ist jedes Genie in weitgehendem Maße durch die emotionale Seite seines Wesens bedingt, die natürlich bei Goethe ganz anders war als bei seinem Urgroßvater. Diese Feststellung ist deshalb wichtig, weil es in der Literatur über Goethe bereits als feststehend gilt, daß Goethe seinem Urgroßvater Lindheimer sehr ähnlich gewesen sei und von ihm seine Dichtergabe geerbt habe[1]).

Der Persönlichkeit seiner Tochter nach zu schließen, muß Lindheimer eine ziemlich bedeutende Persönlichkeit gewesen sein. Ein von ihm verfaßter Lebenslauf seines Schwiegervaters Seip ist erhalten, bietet aber nichts Nennenswertes.

Über die Frau Lindheimers, Kath. Elis. Juliane Seip, wissen wir nichts Näheres. Wir müssen sie aber als Trägerin wichtiger und wertvoller Anlagen betrachten, da ihre Ahnenreihe die bedeutendste unter Goethes Vorfahren ist.

Die Ururgroßeltern

Der Ururgroßvater Hans Goethe war Gemeindevorsteher in Berka (Thüringen), war demnach innerhalb seines Dorfes eine führende Persönlichkeit. Man darf solche ländlichen Schultheißen in ihrer Bedeutung für die Vererbung ja nicht unterschätzen. Sie sind innerhalb des Kreises, in dem sie geboren, und der ihnen als Lebensbezirk zugewiesen ist, ebenso führend wie mancher Prokurator an einem hohen Gericht oder Oberbürgermeister einer großen Stadt und können eine ebenso wertvolle oder auch wertvollere Erbmasse hinterlassen wie jene[2]).

Der Ururgroßvater Johann Werner war Lehrer, ebenso wie Leonhard Streng (5. Ahnenreihe). Daß Lehrerfamilien nicht selten aufstrebende Familien sind, wurde bereits erwähnt; sie ähneln darin etwas den Pfarrerfamilien, die wiederholt der Ausgangspunkt einer großen Persönlichkeit geworden sind.

In Andreas Streng finden wir zum drittenmal den Beruf des Schneiders, der demnach unter den näheren Vorfahren Goethes eine ziemliche Rolle spielt.

---

[1]) Dagegen kann Goethe seine Anlage zu Witz und Ironie von diesem Urgroßvater geerbt haben.

[2]) Die von Rudolf Lion behauptete Herkunft der Goethes von Gelnhausen und Friedberg (Stadtbl. der Frankf. Zeitg. vom 29. Dez. 1932) scheint mir zu wenig bewiesen, als daß darauf eine Betrachtung gegründet werden könnte.

In dem Urgroßvater Johann Wolfgang Textor tritt uns eine bedeutende Persönlichkeit unter den näheren Ahnen Goethes entgegen. Er ist uns auch deshalb wichtig, weil sein Enkel gleichen Namens ihm sehr ähnlich war, und diesem wieder Goethe in vielen Beziehungen nachgeschlagen ist. Düntzer (Goethes Stammbäume, S. 8) sagt vom Stadtschultheißen Textor ausdrücklich, daß ihn derselbe Geist beseelt habe wie sein Großvater. Textor war ein namhafter Rechtsgelehrter und Mitbegründer des Völkerrechts. In derselben Richtung liegen seine Bestrebungen hinsichtlich der Vereinigung der drei im Deutschen Reich zugelassenen Konfessionen. Man wird deshalb nicht zuviel sagen, wenn man ihn als Vorläufer des Humanitätsideals betrachtet, das unsere Klassiker erfüllte[1]). Johann Wolfgang Textor war sehr freisinnig und tolerant in religiösen Dingen, wie schon oben bemerkt. Auch darin war ihm sein Enkel und sein Ururenkel ähnlich, so daß man deutlich den biologischen Zusammenhang erkennt. Textor hat eine Reihe von Werken verfaßt, die sich hauptsächlich mit dem öffentlichen Recht Deutschlands befassen[2]).

Damit sind aber die Beziehungen zu Goethe noch nicht erschöpft. Textor war auch poetisch veranlagt[3]) und hat Gelegenheitsgedichte verfaßt, die sich über den Rahmen des Konventionellen erheben. Es sei hier ein Trauergedicht auf den Tod des Obristen Johann Albrecht Jormann (gest. 28. Okt. 1692) wiedergegeben:

Tandem depositis armis, Iormanne quiescis
Militiaeque tuae Laurea sacra datur.
Tandem nec cupis hic rigido decernere ferro,
Nec tuba nec jam te tympana pulsa movent.
Nescia sumpsisti, taciturnae pocula Lethes

---

[1]) Der Urgroßvater Goethes erinnert etwas an den Großvater Lessings, der eine Schrift herausgab mit dem bezeichnenden Titel: „De religionum tolerantia". Der Dichter des „Nathan" kündigt sich hier an.

[2]) Z. B. das bedeutende Werk: „Tractatus juris publici de vera et varia ratione status Germaniae modernae". 1667. „Decisiones Elektorales Palatinae", 1693; ferner: „Jus publicum Caesareum", 1697, „Jus publicum Statuum Imperii", 1701. Näheres bei Jöcher: Allg. Gelehrtenlexikon, Bd. 4. Jöcher sagt von Textor: „Er hatte eine überaus gute Memorie, so daß er das Corpus juris fast auswendig gekont."

[3]) Dietz, A.: Berichte des freien deutschen Hochstifts, 1894, sagt von Textor: „Er ist tatsächlich derjenige Vorfahre Goethes, der dichterische Veranlagungen und Interessen gehabt und in dieser Hinsicht einigen Namen besessen hat." Dichterische Begabung außerdem bei Goethes Mutter und dem Textor-Ahnen, dem poeta laureatus Pfarrer Ley (S. 49).

Ad tua, quae finem fortia facta tulit.
Scilicet hic status est haec ultima linia rerum
Cum vita solvit munera cuncta simul.
Foedus amicitiae veteris me scribere versus
Admonet et facit hos musa parata duos:
Condita sunt tumulis Jormanni hic ossa Tribuni
Mens coelo, terris fama perennis erit.

Textor war zuerst Gräflicher Hohenlohescher Kanzleirat, sodann Professor der Rechte in Altdorf und Rat der Reichsstadt Nürnberg. Hierauf wurde er erster Rechtslehrer in Heidelberg und Vizepräsident des dortigen Hof- und Ehegerichts. Daß seine „Theses de juris religionis“ beschlagnahmt wurden, spricht nur für seine aufrechte Persönlichkeit. 1680 ließ er in Basel seine „Synopsis juris gentium“ erscheinen. Daß er auch in Heidelberg nicht blieb, sondern seine schöne dortige Stellung mit der eines 1. Syndikus und Konsulenten in Frankfurt vertauschte — wo er weiter schriftstellerisch tätig blieb —, sieht fast wie eine Fügung des Schicksals aus. So wurde er der Urgroßvater Goethes.

Textors Frau Anna Margareta geb. Priester wird in einer Crailsheimer Chronik eine „herzensgute, fröhliche Matrone“ genannt.

Ein jüngerer Bruder des Konsulenten, Johann Siegfried Textor († 1704), war lange Zeit Rektor der Lateinischen Schule in Nürnberg. Wir geben sein bisher nicht veröffentlichtes Bild, das ausgesprochene Textor-Züge trägt, hier wieder (Original in der Stadtbibliothek Nürnberg).

Genannt seien in dieser Ahnenreihe noch Johann Nikolaus Appel, der neben seinem Beruf als Weinhändler Ratsherr war. Sodann Johann David Seip[1]), Syndikus der Stadt Wetzlar, Geheimer Rat und „Rat verschiedener Fürsten, Grafen und Stände“ und seine Gattin Elis. Kath. Steuber, endlich Johann Lindheimer, Metzger, der Vater des obengenannten Cornelius Lindheimer.

Die 5. bis 7. Ahnenreihe

Mit der 5. Ahnenreihe entfernen wir uns schon merklich von Goethe. In ihr treten, wie oben bemerkt, bereits eine Reihe von bäuerlichen Ahnen auf. Erwähnenswert ist in dieser Ahnenreihe Wolfgang Textor, Gräflich Hohenlohescher Kanzleidirektor, der durch seine Ehe mit Magdalena Praxedis Enslin, der Tochter des Hohenloheschen Rates Christian Enslin, den

[1]) Vgl. v. Ulmenstein, a. a. O., S. 435 ff.

unmittelbaren Aufstieg des Geschlechtes Textor veranlaßt. Sodann treten in dieser Generation zum erstenmal zwei Pastoren auf, Magister Wolfgang Heinrich Priester, Dekan in Feuchtwangen, und Johann Engelhard Steuber, Superintendent in Marburg. Steuber ist auf theologischem Gebiet schriftstellerisch hervorgetreten.

Die Bedeutung des protestantischen Pfarrhauses für die Entstehung großer Männer ist längst erkannt: Wieland, Lessing, Bürger, Lichtenberg, Euler, Schelling, Nietzsche, Wundt, Björnson, Fechner, Berzelius, Geibel, Mommsen, Lagerlöf, Gjellerup u. a. sind Pfarrerskinder. Wir müssen diese Tatsache etwas näher betrachten, da sie für die Biologie des Genies von Bedeutung ist. Die genannte Erscheinung erklärt sich im wesentlichen aus folgenden Ursachen: Zunächst wird in Pfarrersfamilien dem Geistigen als solchem[1]) eine höhere Bedeutung beigelegt als in anderen Familien, ohne daß dies doch zum reinen Intellektualismus führt; vielmehr wird hier eine Harmonie der seelischen Eigenschaften angestrebt. Sodann erziehen diese Familien ihre Angehörigen zu ethischer Lebenshaltung, insbesondere zur Sittlichkeit im engsten Sinne, was ganz besonders lebenserhaltend wirkt. Endlich leben die meisten Pastoren auf dem Lande, stehen in nächster Berührung mit der Natur und verkehren mit einfachen, natürlichen Menschen, was alles zur Folge hat, daß Pfarrersfamilien im allgemeinen viel langsamer der Degeneration verfallen als andere geistig arbeitende, meistens in Städten lebende Familien. Meist haben Geistliche viele und gesunde Kinder, während die Familien in anderen geistigen Berufen gewöhnlich wenige Generationen nach ihrem Aufstieg aussterben. Es ist deshalb leicht verständlich, daß verhältnismäßig viele bedeutende Männer aus Pfarrhäusern hervorgegangen sind, insbesondere Dichter und Philosophen.

Bei Goethe, der ein ausgesprochenes Weltkind war, spielen Pastoren erst in der 5. Ahnenreihe eine Rolle. Die hier auftretende Familie Priester hat aber den Beruf des Geistlichen 4 Generationen hindurch ausgeübt. Außerdem hat sich Wolfgang Heinrich Priester mit der Pfarrerstochter Anna Margaretha Köhler[2]) verbun-

[1]) Vgl. das schöne Wort Nietzsches: „Ich betrachte es als ein großes Vorrecht, einen solchen Vater gehabt zu haben..., vor allem, daß es für mich keiner Absicht dazu bedarf, sondern eines bloßen Abwartens, um unfreiwillig in eine Welt hoher und zarter Dinge einzutreten: Ich bin dort zu Hause, meine innerste Leidenschaft wird dort erst frei."

[2]) Anna Margaretha Köhler ist zugleich die Großmutter des berühmten Arztes und Chemikers Georg Ernst Stahl (1660—1734), des Begründers der Lehre

den, die ihrerseits von dem Poeta laureatus, dem Pfarrer Ley, abstammt. Erwähnenswert ist in der 5. Ahnenreihe Konrad Windecker, der gleichfalls Ratsherr ist, und Johann Seip, Konsulent und Syndikus der Stadt Wetzlar, von dem noch ein Grabstein mit Inschrift erhalten ist.

In der 6. Ahnenreihe sehen wir Christian Enslin, Hohenloheschen Rat und Sekretarius, der Margarete Karg, die Tochter des Pfarrers Michael Karg, heiratet. Außerdem sind erwähnenswert die Pastoren Magister Johann Heinrich Priester und Magister Wendelin Köhler, der Kupferstecher Cornelius Schwind und der Steinmetz Konrad Köhler.

Von David Seip, Rentmeister in Marburg, und seiner Gattin Katharina Kornmann sind Ölbilder vorhanden, die wir hier wiedergeben. Das Bild der Katharina Kornmann ist besonders bemerkenswert. Man sieht diesem feinen, sympathischen Gesicht an, daß sie einer geistig bedeutenden Familie entstammt.

In Jacob Schroeter, Professor der Jurisprudenz in Jena, später Kanzler in Meiningen, tritt uns wieder eine bedeutende Persönlichkeit entgegen. Sehr charakteristisch ist, daß er, wie Johann Wolfgang Textor, zuerst Hochschullehrer ist, dann aber zur Praxis übergeht. Merkwürdigerweise finden wir ein ähnliches Verhalten bei dem dritten Hochschullehrer der näheren Ahnen Goethes, bei Johannes Steuber. Wir werden unwillkürlich an Goethe selbst erinnert, dem praktisches Handeln stets über die reine Theorie ging, der trotz oder wegen der Tiefe seiner Weltanschauung kein System schuf, sondern alle Systeme ablehnte, der seinen Doktor Faust, den Grübler und Magier, im Kampf mit den Elementen enden läßt. Johannes Steuber war in Gießen zuerst Professor der Physik, bald hernach der griechischen Sprache, 1620 Professor der hebräischen Sprache und Theologie, 1623 Dr. theol., 1625 Professor der Theologie in Marburg, Bibliothekar, Pastor an der Elisabethenkirche und Ephorus Stipendiatorum. Wir sehen also eine bedeutende und außerordentlich vielseitige Persönlichkeit, die sich aus reiner Theorie heraus immer mehr zur Theologie und schließlich zur praktischen Tätigkeit als Pastor entwickelt. Steuber war ein bedeutender Kenner der griechischen und hebräischen Sprache und hinterließ zahlreiche Schriften theologischen und philosophischen Inhalts, die bei Jöcher[1]) aufgeführt sind. Sein Bild, das wir hier

vom Phlogiston und des Animismus. Vgl. Brockhaus, Handb. d. Wissens, Meyers Conv.-Lex.

[1]) *Allg. Gelehrtenlexikon*, Bd. 4.

wiedergeben, ist eines der wenigen erhaltenen Ahnenbilder Goethes; es hängt in einem theologischen Hörsaal der Universität Gießen. Steuber ist der vielseitigste Ahne Goethes und erinnert etwas in seiner Vielseitigkeit an unseren Dichter.

In der 7. Ahnenreihe sehen wir neben einer Reihe von Vorfahren, die wir als Bauern betrachten müssen, viele Handwerker, auffallend viele Bürgermeister und Verwaltungsbeamte und vier Theologen, von denen Magister Konrad Ley dichterisch tätig ist. Er wird als „Poeta Laureatus" bezeichnet. Wir sehen in ihm einen zweiten dichterisch veranlagten Vorfahren Goethes[1]). Erwähnt sei noch Jakob Schröter, Bürgermeister in Weimar, dessen Bild wir wiedergeben, der Vater des obengenannten Kanzlers Jacob Schröter.

Die Urahnen

In den höheren Ahnenreihen spielt die einzelne Persönlichkeit nur noch ganz ausnahmsweise eine Rolle. An ihre Stelle treten Komplexe von Persönlichkeiten. Für das Genie von besonderer Bedeutung sind Anhäufungen von Begabungen in einzelnen Vorfahrenästen, sogenannte Talentherde.

Derartige Talentherde kommen ebensowohl in ungebildeten wie gebildeten Familien vor. Es ist sehr wohl möglich, daß ein Bauer oder Handwerker über ein hervorragendes Talent verfügt, ohne im Kampf ums Dasein Zeit und Gelegenheit zu finden, es auszubilden. Man darf ja nicht, wie es so häufig geschieht, glauben, daß nur gebildete Familien, womöglich nur Angehörige akademischer Berufe, Talent besitzen[2]). Es gibt sogar recht viele Leute in Amt und Würden, die über recht bescheidene Geistesgaben verfügen. Für die Ausbildung und Weckung von Talenten ist es von sehr großer Bedeutung, in welcher Umgebung jemand geboren wird, welche Einflüsse er mit der Muttermilch einsaugt. Für die Vererbung dagegen spielen nur die Anlagen eine Rolle. Man muß deshalb mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit rechnen, daß auch Goethe einen Teil seiner Geistesgaben Ahnen verdankt, die nicht weiter hervorgetreten sind.

Als eine tüchtige Familie müssen wir die Familie Priester be-

---

[1]) Vgl. über ihn und die Vorfahren seiner Frau Esther geb. Ritter (die in der Ahnentafel von Knetsch noch nicht verzeichnet sind): Archiv f. Sippenforschung, 1933, S. 218 ff. Durch sie war Goethe mit Hegel, Uhland, Hauff, Gerok, Eduard Zeller, Ludwig Finckh und J. J. Moser blutsverwandt.

[2]) Dies muß besonders zu dem Aufsatz von E. Rösle: „Die fränkische Abstammung von Wolfgang Goethe und Hermann Grimm" (Blätter für Fränkische Familienkunde, Jahrg. 6, 1932) bemerkt werden.

trachten. Sie hat schon in der 8. Ahnenreihe vor Goethe Geistliche hervorgebracht und hat sich in der 7. Ahnenreihe mit der Familie des Arztes Summer verbunden. Auch die Familie Köhler war zweifellos eine begabte Familie; sie hat Geistliche und in der 8. Ahnenreihe einen Senator und Bürgermeister gestellt. Dasselbe gilt von der Familie des erwähnten Magisters und Dichters Ley und der Familie seiner Frau Esther geb. Ritter. Eine besonders tüchtige Familie war die schwäbische Familie Enslin. Hans Wolfgang Rath hat diese Familie bis in die 10. Generation vor Goethe festgestellt. Schon damals saßen ihre Mitglieder im Rat der freien Reichsstadt Bopfingen (Württemberg). In der 7. Ahnenreihe stellte die Familie einen Stadtschreiber, in der 6. Ahnenreihe den oben erwähnten Hohenloheschen Rat und Sekretarius Christian Enslin. Auch die Familie Textor ist schon vor ihrer Verbindung mit der Familie Enslin eine aufstrebende Familie. Es tritt hier zu der Vereinigung mehrerer begabter Familien noch eine mehrfache Stammeskreuzung hinzu. Wir sehen hier einen Kristallisationspunkt von Begabungen.

Noch mehr begabte Familien finden sich unter den Vorfahren der Urgroßmutter Katharina Elisabeth Juliane Seip. Wir haben hier ohne Zweifel den geistig bedeutendsten Ast unter den Ahnen Goethes vor uns. Wir sehen eine Reihe von Familien, in denen Talente durch Generationen hindurch gezüchtet worden sind, und wir halten es für möglich, daß diese Ahnen eine stärkere determinierende Wirkung gehabt haben als andere, weil eben das geistig ingezüchtete Blut mehr durchschlägt als das nichtingezüchtete. Nur dürfen diese Ahnen nicht allein betrachtet, und darf die Sachlage nicht so aufgefaßt werden, daß Goethes Genie aus dieser Ahnenreihe allein hervorgegangen sei. Durch Inzucht entstehen immer nur bestimmte Talente, niemals das Genie als solches. Dieses erblüht erst aus der Vermischung begabter, ingezüchteter Familien und durch das Hinzutreten weiterer exzeptioneller Umstände, die unten noch erörtert werden. Auch an diesem Punkte sehen wir deutlich, daß das Genie als solches sich in den seltensten Fällen vererben wird. Es muß vielmehr, nachdem das Genie erschienen ist, eine neue Inzuchtperiode eintreten, um die durch die Vermischung dissoziierten und gelockerten Talente wieder zu befestigen, worauf durch abermalige Vermischung die Möglichkeit einer neuen Geniebildung gegeben ist.

Bezüglich der Ahnen der Katharina Juliane Seip können wir der vorzüglichen Darstellung Sommers[1]) weitgehend folgen. An

[1]) Goethe im Lichte der Vererbungslehre.

dieser Stelle seien vor allem die Familien Pontanus und Cranach genannt. Die Familie Pontanus hat zwei namhafte Staatsmänner hervorgebracht: Christian Pontanus, Sachsen-Weimarischen Rat und Kanzler, der wegen Beteiligung an den Krumbachschen Händeln in Gotha gevierteilt wurde, besonders aber dessen Vater Gregorius Pontanus (Gregorius Brück), Kursächsischer Kanzler, der in der Reformation eine große Rolle gespielt hat[1]) und ein wirklich bedeutender Mann war. Die Familie Pontanus hat sich zweimal mit der Familie Cranach verbunden. Lukas Cranach der Jüngere heiratete eine Tochter des Gregorius Pontanus; dessen Sohn, der obengenannte Christian Pontanus verband sich mit Magdalena Cranach, der Tochter Lukas Cranachs des Älteren. Dieser gehört dadurch zu den Ahnen Goethes; er ist der berühmteste unter den uns bekannten Vorfahren Goethes[2]). Ein näheres Eingehen auf ihn erübrigt sich, da er der Geschichte angehört. Auch sein Vater war Maler (angeblich aus Tirol stammend).

Eine weitere bedeutende Familie ist die Familie Soldan, der Sommer eine eingehende Studie gewidmet hat. Johann Soldan, Bildhauer und Baumeister, hat eine Reihe schöner Kapitäle in der Kirche von Frankenberg in Hessen geschaffen; er gilt als begabter Künstler. Wir sehen hier also mehrere Künstler nahe beisammen in der Ahnenreihe. Man darf aber nun nicht etwa annehmen, daß einer der Genannten allein einen erheblichen erblichen Einfluß auf Goethe ausgeübt haben könnte. Lukas Cranach steht in der 9. Ahnenreihe unter 512 Ahnen, Soldan gar in der 10. Ahnenreihe unter 1024 Ahnen. Rechnet man die Vorfahren der dazwischenliegenden Generationen noch dazu, so erhöhen sich diese Zahlen auf das Doppelte. Nur in ihrer Vereinigung und Verbindung mit anderen künstlerisch begabten Vorfahren Goethes konnten deshalb die Genannten eine Wirkung ausüben. Es ist anzunehmen, daß die mächtige optische Begabung Goethes und sein starker Sinn für bildende Künste zum Teil aus diesem Aste seiner Vorfahren stammt.

Eine bedeutende Familie ist ferner die Familie Orth, die außerordentlich viele Gelehrte hervorgebracht hat und die dreimal auf Goethes Ahnentafel erscheint.

---

[1]) Pontanus übergab auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 die von ihm selbst verfaßte „Augsburger Konfession". Er war der bedeutendste Staatsmann der protestantischen Stände.

[2]) Dieser berühmteste Ahne Goethes liegt auf dem alten Kirchhof in Weimar (stehender Stein an der Jacobskirche) in nächster Nähe von Goethes Frau begraben.

Es sei ferner erwähnt, daß die Familie Seip in ihren weiteren Abkömmlingen einen theologischen Schriftsteller, Johann Nikolaus Seip, hervorgebracht hat, ferner, daß neben dem Sohn auch weitere Abkömmlinge des obengenannten Johannes Steuber sich auf theologischem Gebiete schriftstellerisch betätigt haben, ebenso mehrere Mitglieder der Familie Kornmann.

Eine Reihe von tüchtigen Männern, die sich vorwiegend praktisch betätigt haben, stellten die Familien Schroeter, Zöllner, Lüncker, zur Todenwarth, Weigel u. a.

In Volkwin Weigel (Vigelius) sehen wir wieder einen Universitätsprofessor. Er war Professor der Mathematik in Marburg, später hessischer Leibarzt in Kassel. Alles in allem bietet die Ahnentafel der Katharina Elis. Juliane Seip ein Bild reichen geistigen Lebens und weist eine Reihe von Personen auf, die führend im deutschen Leben gestanden haben.

Wir haben hinsichtlich der Vorfahren der Juliane Seip in vieler Beziehung der trefflichen Darstellung Sommers folgen können. Dagegen müssen wir uns gegen die Auffassung wenden, daß zwei Seitenverwandte im 12. Grad auf Grund ihrer Verwandtschaft eine ausgesprochene Ähnlichkeit aufweisen können, wie dies Sommer hinsichtlich Ferdinand Lindheimers (eines Seitenverwandten Goethes im 12. Grad) und Goethes selbst annimmt[1]). Seitenverwandte des 12. Grades haben durchschnittlich $^1/_{2048}$ mehr gemeinsame Erbmasse als mit jedem anderen Menschen. Lenz (a. a. O., S. 418) spricht deshalb einer derartigen Verwandtschaft jegliche Bedeutung für die Vererbung ab. Sommer nimmt in anderen Fällen eine Konstanz des Familiencharakters an, die noch über den eben genannten Verwandtschaftsgrad hinausliegt (z. B. bei der Familie Soldan).

Man muß bei längerdauernden Familienähnlichkeiten stets berücksichtigen, daß Menschen mit bestimmten Eigenschaften sehr häufig Personen heiraten, die die gleichen oder ähnliche Eigenschaften besitzen. „Gleich und gleich gesellt sich gern." Geschieht dies, so tritt scheinbar als dauernder Familiencharakter im Mannesstamm auf, was tatsächlich das Resultat der Vererbung der männlichen und der einheiratenden weiblichen Linie ist[2]). Dazu kommt der weitere Umstand,

---

[1]) Der stark entwickelte optische Sinn, der bei Ferdinand Lindheimer wie bei Goethe vorliegt, läßt erkennen, daß in der Familie Lindheimer eine optische Veranlagung gelegen hat, die möglicherweise schon bei einem Vorfahren Ferdinand Lindheimers und Goethes in der 6. Ahnenreihe vorhanden war. Diese kann zu der von Goethe aus anderen Vorfahrenreihen ererbten optischen Veranlagung beigetragen und diese verstärkt haben.

[2]) Dies ist z. B. bei allen Herrscherfamilien der Fall. Die Pha-

daß die geistigen oder künstlerischen Äußerungen, auf die wir bei längst Verstorbenen allein angewiesen sind, nicht nur durch Vererbung beeinflußt werden, sondern ebenso durch die Zeitrichtung oder durch Vorbild, Erziehung und Ausbildung, wie dies bei dem Verhältnis von Vater und Sohn bei Künstlern regelmäßig der Fall ist. Bei einer Ähnlichkeit sehr weitläufig verwandter Personen ist auch die weitere Tatsache zu beachten, daß alle Deutschen von 10—12 Millionen um das Jahr 1000 n. Chr. lebender Mitteleuropäer abstammen, weshalb alle Angehörigen eines Volkes als Glieder einer großen Sippe betrachtet werden müssen. Diese Tatsache bringt es mit Notwendigkeit mit sich, daß ähnliche Gesichtsbildungen und Begabungen immer wieder auftreten, ohne daß dafür eine Verwandtschaft in landläufigem Sinn verantwortlich gemacht oder diese Ähnlichkeit als reiner Zufall betrachtet werden müßte. Bei Menschen, die mit der Masse ihrer Ahnen aus derselben Gegend stammen, ist diese allgemeine Familienverwandtschaft noch bedeutend gesteigert. Ähnliche Gesichtsbildungen sind deshalb unausbleiblich. Man muß im Gegenteil über den Reichtum der Natur staunen und sich wundern, daß nicht öftere und größere Ähnlichkeiten auftreten, als es tatsächlich der Fall ist, sondern daß gleichwohl jede Individualität von jeder anderen verschieden ist.

Die Seitenverwandten

Seitenverwandte haben an sich bei gleichem Verwandtschaftsgrad durchschnittlich denselben Prozentsatz von Erbmasse mit dem Probanden gemeinsam wie Vorfahren. Sie spielen, wenn sie mit dem Probanden gleichzeitig leben, eine große Rolle für die Erbforschung, weil man Lebende viel leichter und genauer untersuchen kann als längst Verstorbene. Handelt es sich dagegen um weit zurückliegende Seitenverwandten, so fällt dieser Gesichtspunkt weg. Dann tritt der andere Gesichtspunkt hervor, der für alle Seitenverwandten (mit Ausnahme der Geschwister von Vorfahren) gilt, daß sie Blut in sich tragen, das mit dem Probanden nichts zu tun hat, was bei der Frage nach der gemeinsamen Erbmasse leicht verwirrend wirken

---

raonen, die Ptolemäer, die Karolinger, die Hohenstaufen, Hohenzollern usw. haben nicht deshalb eine gewisse Konstanz ihres Familiencharakters, d. h. ihrer Herrschereigenschaften, bewahrt, weil das väterliche Blut immer wieder durchschlug, sondern deshalb, weil immer aufs neue Frauen, zum Teil nahe verwandte Frauen, aus anderen Herrscherhäusern einheirateten, die dieselben Herrscherinstinkte mitbrachten. Daher sehen wir in Herrscherfamilien die seltene Erscheinung, daß das Genie in derselbem Familie wiederkehrt, was sonst nirgends der Fall ist; so bei den Karolingern, den Hohenstaufen.

kann. Man hat zwar auch mit den Vorfahren nur einen Teil der Erbmasse gemeinsam, der mit der Entfernung von ihnen stetig abnimmt. Man weiß aber, daß jede Anlage des Probanden in seinen Vorfahren irgendwie vorhanden gewesen sein, von irgendeinem oder mehreren Vorfahren stammen m u ß. Wenn also gemeinsame Merkmale zwischen dem Probanden und einem n a h e n Vorfahren auftreten, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß dieser Vorfahre die genannte Anlage zum mindesten m i t bestimmt hat, sehr groß. Geschwister von Vorfahren, bei denen kein „fremdes“ Blut vorliegt, stehen dagegen erbgeschichtlich den Vorfahren grundsätzlich gleich, da an einem Geschwister eines Vorfahren sehr häufig Merkmale zutage treten, die an dem direkten Vorfahren im Erscheinungsbild nicht sichtbar sind.

Die wichtigsten Seitenverwandten sind natürlich die Geschwister des Probanden, bei Goethe seine Schwester C o r n e l i a. Sie stand ihrem Bruder sehr nahe, so lange er im Elternhaus lebte, und teilte mit ihm seine seelischen Erlebnisse, seine Freuden und Leiden[1]), blieb ihm auch später bis zu ihrem Tode innerlich verbunden. Aus der Tatsache, daß sie an allen seinen Lebensäußerungen, auch seinem Geistesleben, innigen Anteil nahm, geht hervor, daß sie ein geistig b e d e u t e n d e r Mensch war. Auch ihr Tagebuch läßt das erkennen, das ein für ihr Alter sehr gereiftes Mädchen zeigt. Ihr Unglück lag darin, daß sie den überragenden Bruder hatte und andere Männer an seinem Wesen und seinem Geiste maß, was sie von vornherein zur Ehe wenig tauglich machte, besonders zur Ehe mit Schlosser, der weder für sie noch für die Frauen im allgemeinen tieferes Verständnis hatte[1]). Dazu trat noch der Aufenthalt in dem weltverlassenen kleinen Emmendingen, während sie in Frankfurt eine vielfache geistige Anregung durch ihren Bruder, ihre Freundinnen, ihre Familie und die Stadt als solche hatte. Daß sie unter diesen Umständen unglücklich wurde, ist voll begreifbar. Ihre Ehe war ihr Verhängnis. Ihr Bruder rühmt ihre tiefe und zarte Natur und ihren über ihr Geschlecht erhabenen Geist. „Cornelia war groß, wohl und zart gebaut und hatte etwas natürlich Würdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgendeine Neigung,

[1]) Vgl. W i t k o w s k i , Georg: Cornelia, die Schwester Goethes, Frankfurt a. M. 1903, S. 56. „Cornelias Einfluß verdanken wir also das erste große Werk [„Götz“], das der staunenden Welt Kunde von dem neu erstandenen Genius gab. Von nun an war sie bis zu ihrer Verheiratung die innerste Vertraute seines Geistes und Herzens.“ Das sollte man nie vergessen!

eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohnegleichen." „Sie hatte mit mir gemein die allgemeine Duldung des Guten, Menschlichen mit allen seinen Wunderlichkeiten, wenn es nur nicht ins Verkehrte ging, und nichts Eigentümliches, wodurch irgendein bedeutendes Naturell ausgezeichnet war, brauchte sich vor ihr zu verbergen oder sich vor ihr zu genieren." Sie spielte unter ihren Freundinnen eine führende Rolle, wirkte aber offenbar weniger auf Männer, was nach ihrem Äußeren begreifbar ist. Sie hatte eine sehr hohe Stirne, eine große, vorspringende Nase (die wie bei ihrem Bruder für geistige Bedeutung sprechen), dazu einen etwas unreinen Teint. In ihrem Charakter war sie ernst, sehr selbständig, zurückhaltend und etwas männlich geartet. Alle diese Eigenschaften waren für eine Frau nicht günstig. Man darf aber eben deshalb aus ihrem Wesen keine zu weitgehenden Schlüsse auf eine schwerere psychopathische Belastung der Familie ziehen. Wäre Cornelia ledig geblieben, wäre sie nicht im Schatten eines Titanen aufgewachsen, wäre sie ein Mann statt eine Frau gewesen, so hätte sie ein ganz glücklicher und erfolgreicher Mensch werden können. Daß sie eine weniger glückliche Erscheinung war, soll damit durchaus nicht geleugnet werden, ebensowenig die große Verschiedenheit von ihrem Bruder. Sie schlug in viel stärkerem Maße ihrem Vater nach und hatte dessen ernstes, schwernehmendes Wesen, dagegen wenig von der Heiterkeit, Grazie und der leichtbeschwingten Art ihrer Mutter geerbt. Sie bietet aber in ihren jüngeren Jahren, wie ihr Vater, ein viel erfreulicheres Bild, und beide sollten danach beurteilt werden, nicht nach ihren krankhaften Zuständen der letzten Jahre ihres Lebens. Vor allem sollte man sich hüten, die Schwester, wie alle näheren Verwandten, an dem Maßstab des Genies zu messen, das aus ihrer Mitte hervorging! Wäre Cornelia in einer durchschnittlichen bürgerlichen Familie geboren worden und aufgewachsen, so würde niemand etwas besonders Auffälliges an ihr hervorgehoben, höchstens ihren großen Verstand gerühmt haben.

Cornelia starb kurz nach der Geburt ihrer zweiten Tochter mit 27 Jahren. Die Todesursache ist nicht geklärt. Vielleicht erlag sie einer schleichenden Tuberkulose. Da Goethe an einer tuberkulösen Erkrankung nach seiner Rückkehr aus Leipzig längere Zeit litt[1]), so ist diese Annahme nicht von der Hand zu weisen.

Eine lebensvollere Gestalt war Cornelias Tochter Lulu Schlosser. Sie war eine frische, heitere, mit Humor begabte Natur, in der in vieler Hinsicht ihre Großmutter, Frau Rat Goethe, wiederauf-

[1]) Vgl. Veil, Wolfgang: Goethe als Patient, 1939.

erstanden ist. Auch hier sehen wir einen Fall, in dem latente, dem eigenen Erscheinungsbild entgegengesetzte Anlagen auf einen Nachkommen vererbt wurden. Wir haben oben als wahrscheinlich bezeichnet, daß Goethes Vater verdeckte, von seinem eigenen Wesen stark abweichende Anlagen auf seinen Sohn vererbt hat. Wir sehen hier einen parallelen Fall bei Cornelia Goethe und ihrer Tochter Lulu, zwischen denen der Unterschied noch größer ist. Man muß dabei berücksichtigen, daß Cornelia in ihrem Gatten Schlosser einen gesunden, aber wesentlich ernsteren Ehepartner gefunden hat als der Kaiserliche Rat Goethe in seiner heiteren Frau. Die große Verschiedenheit Lulu Schlossers von ihrer Mutter zeigt außerdem aufs neue, wie verschiedenartige Anlagen in der Ehe Goethe-Textor und wohl auch in der Ehe Schlosser-Goethe zusammengekommen sind. Lulu Schlosser wollte als kleines Kind nur tanzen, hielt sich von ihrer Mutter fern und hat später in ihrer Ehe mit dem vortrefflichen Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, dem späteren Ministerialdirektor im Ministerium Altenstein[1]), neun Kindern das Leben geschenkt, deren zahlreiche Nachkommen in allen Teilen Deutschlands und auch in Amerika leben. Diese Nachkommen der Eltern Goethes wurden vom Verfasser erforscht[2]). Sie sind so zahlreich, daß das Blut der Frau Rat in den fernsten Geschlechtern fortleben wird, soweit dies biologisch möglich ist. Sie gehören heute größtenteils dem Adelsstand, auch gräflichen Geschlechtern, an.

Eine sehr erfreuliche Erscheinung unter den Seitenverwandten ist die Schwester der Frau Rat, die lustige Tante Melber. Sie scheint die Vitalität der Frau Rat in gesteigertem Maße besessen zu haben, was ebenso aus ihrer Heiterkeit wie aus der Tatsache hervorgeht, daß sie 11 Kinder gehabt hat und dabei fast 88 Jahre alt geworden ist! Leider besitzen wir von ihr kein Bild. Dagegen besitzen wir einen Scherenschnitt von ihrer Tochter Johanna Maria Jacobaea Melber (1756—1837), Goethes Base, den wir hier wiedergeben[3]). Sie scheint im Äußeren Ähnlichkeit mit der Frau Rat gehabt zu haben, blieb aber unvermählt. Wie warmherzig die Tante Melber war, geht aus der Schilderung Goethes in „Dichtung und Wahrheit“ hervor: „Diese Tante war unter den Geschwistern die lebhafteste. Wenn meine Mutter in jüngeren Jahren sich in reinlicher Kleidung bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder im Lesen eines Buches gefiel,

---

[1]) Nicolovius wurde von Altenstein aufs höchste geschätzt.

[2]) „Die Nachkommen der Eltern Goethes“, Zeitschrift Ekkehard, Jahrg. 1934. Derzeit sind über 70 Nachkommen der Frau Rat bekannt.

[3]) Erstmals veröffentlicht im Goethe-Kalender auf das Jahr 1937.

so fuhr jene in der Nachbarschaft umher, um sich dort versäumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, wie sie es denn auch mit mir eine gute Weile so getrieben.“ Man wird durch sie, wie durch die Frau Rat, lebhaft an ihre Urgroßmutter Anna Margareta Priester verh. Textor erinnert, die eine „herzgute, fröhliche Matrone“ war (s. oben).

Ein Sohn der Tante Melber, Georg David Melber, Arzt in Frankturt a. M., war, wie oben bemerkt, einer der Mitgründer der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, dessen Bild wir wiedergeben. Dessen Sohn Georg Friedrich Melber war gleichfalls Arzt in Frankfurt a. M. Noch heute leben Nachkommen der Tante Melber in Frankfurt a. M.

Eine andere Schwester der Frau Rat war mit dem Pfarrer Stark verheiratet. Auch ihrer gedenkt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“: „In einem ruhigeren, aber auch ihrer Natur angemessenen Zustand befand sich eine zweite Tante, welche mit dem bei der St. Katharinenkirche angestellten Pfarrer Stark verheiratet war. Er lebte seiner Gesinnung und seinem Stande gemäß sehr einsam und besaß eine schöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerst den Homer kennen...“ Von einer dritten Tante, Anna Christine Textor verh. Schuler, hat sich eine Silhouette erhalten. Das Profil erinnert ein wenig an dasjenige Goethes.

Ein Bruder der Frau Rat war Johann Jost Textor, Ratsherr in Frankfurt (vgl. Abb.). Dessen Sohn und Enkel waren gleichfalls Mitglieder des Frankfurter Rates.

Manche Seitenverwandten wurden bereits in anderem Zusammenhang erwähnt. Die übrigen sind von Düntzer: Goethes Stammbäume, eingehend geschildert. Besonders in der Familie Textor und Melber finden sich viele begabte Menschen, die einflußreiche Lebensstellungen errungen haben. Ein nennenswertes dichterisches Talent ist bei keinem der zahlreichen Seitenverwandten hervorgetreten, auch nicht unter den Nachkommen der Schwester Goethes.

Die Nachkommen

Goethes Nachkommen haben wir wiederholt berührt. Es muß an dieser Stelle gesagt werden, daß Goethe tüchtige und gesunde Nachkommen hätte haben können, wenn er sich mit anderen Familien verbunden hätte. Dies wird am deutlichsten an seiner Schwester Cornelia, die viel weniger gesund war als er und trotzdem sehr zahlreiche und auch tüchtige Nachkommen (in Deutschland, England und Amerika) hat. Aber sie verband sich mit der gesunden und

tüchtigen Familie Schlosser, und ihre Tochter[1]) mit der ebenso tüchtigen und begaben Familie Nikolovius[2]). Auf der Seite Goethes dagegen stehen die in absteigender Linie sich bewegenden Familien Vulpius und von Pogwisch. Hätte Goethe Friederike oder Lili geheiratet, so würde höchstwahrscheinlich sein Geschlecht noch heute blühen. Die Bemerkung von Möbius: „In Goethes Nachkommenschaft erreicht das Pathologische eine furchtbare Höhe"[3]), erweckt leicht den Eindruck, daß dieses Pathologische von der Goetheschen Familie allein herrühre, was natürlich nicht der Fall ist. Es kommt vielmehr alles darauf an, in welche Familien jemand heiratet. Das sind Dinge, die selbstverständlich sind; sie werden aber leider in der Praxis nur allzu oft übersehen, und sind auch von Goethe weder bei seiner eigenen Heirat noch bei der des Sohnes beachtet worden. Man leistet der Lehre vom Genie und dem deutschen Volk einen schlechten Dienst, wenn man unseren Dichterfürsten aus einer geistig durch und durch pathologischen Familie hervorgehen läßt[4]).

Man hat für Höchstbegabungen ein Gesetz des Brennpunktes oder des Knotenpunktes der Vererbung[5]) aufgestellt. „In der direkten Erbfolge muß von den Voreltern zum Probanden hin eine Kumulation (Häufung) von Erbmassen stattfinden, die zum Aufbau der betreffenden Wesensart erforderlich

[1]) Vgl. Beutler, Ernst: Cornelias Tochter, Lulu Schlosser, Goethe-Kalender 1931, S. 35 ff. Die heitere Tochter Cornelias und ihre gesunden Nachkommen beweisen, daß kein unabwendbares Schicksal über der Familie Goethe waltete, daß keine so tiefgehende Belastung in der Familie lag, wie viele Psychiater es wahrhaben wollen.

[2]) Vgl. Nicolovius, Alfred: Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Bonn 1841.

[3]) a. a. O., S. 240.

[4]) Derselbe Eindruck wird hervorgerufen durch folgenden Satz von Möbius (a. a. O., S. 262): „Überblicken wir die Familie Goethes im ganzen, so sehen wir in ihr ein Beispiel der bis zur Vernichtung des Geschlechts fortschreitenden Entartung, und mitten in all dem Jammer steht der Genius." Ähnlich äußert sich Kretschmer im Anschluß an Möbius (Geniale Menschen, S. 123 f.). Das ist eine völlige Verkennung des wirklichen Sachverhalts! Aus entarteten Geschlechtern gehen keine Persöhnlichkeiten hervor wie Goethe und seine Mutter! Die Entartung des Goetheschen Geschlechts trat erst durch seine Verbindung mit den Familien Vulpius und v. Pogwisch ein. Im übrigen muß bemerkt werden, daß Menschen, die ledig bleiben, natürlich keine legitimen Nachkommen haben können. In dem Ledigbleiben der Enkel liegt an sich noch kein Entartungszeichen. Die Nervosität der Enkel Goethes stammt offensichtlich vorwiegend von ihrer Mutter. Auch die Tatsache, daß die Söhne von August von Goethe im Wesen von ihrem Vater so sehr verschieden waren, läßt deutlich erkennen, daß der Goethesche Anteil in ihnen nicht der entscheidende war.

[5]) Siehe Anmerkung 1 auf S. 62.

sind. In der Deszendenz des Probanden zeigt sich dann eine allmähliche Dispersion (Zerstreuung) der Erbmassen, die in Form eines biologischen Ausgleichs allmählich wieder zur Mittellage des natürlichen Durchschnitts zurückführt[1]." „Je schärfer, d. h. ungewöhnlicher überdurchschnittlich sich eine bestimmte Wesensart in einem Probanden ausprägt, desto häufiger findet sich gleiche oder ähnliche Wesensart im engeren Verwandtschaftskreis[1])."

Der Vorgang der Dispersion, der Zerstreuung bei den Nachkommen wird regelmäßig mit weniger vorurteilslosen Augen betrachtet als der der Kumulation (Häufung) bei den Vorfahren bis zum Genie, weil man alles aufwärts sich Bewegende lieber betrachtet und höher wertet als das abwärts Gehende. Diese Auffassung ist aber vorliegend nicht berechtigt, da das Genie etwas Abnormes ist, und die Rückkehr zur Mittellage des natürlichen Durchschnitts ein Abstieg nur im geistigen, nicht im biologischen Sinne ist. Denn die Rückkehr zum Normalen ist das Naturgemäße, Gesunde und das biologisch Geforderte. Sie allein schafft auch die Möglichkeit eines neuen geistigen Aufstiegs in den späteren Generationen.

Daß bei Goethe der Abstieg sich in den Nachkommen verhältnismäßig rasch vollzogen hat, liegt, wie bemerkt, an der Wahl des Ehepartners, zum Teil auch daran, daß die dichterische Begabung sich weniger leicht vererbt als andere Begabungen, wie die musikalische oder malerische. In den Seitenlinien von Goethes Verwandten hält sich eine gewisse Höhe der Begabung viel länger (Nicolovius, Textor, Melber usw.). Bei der großen Verschiedenheit Goethes von seiner Frau war eine harmonische Nachkommenschaft kaum zu erwarten. Goethes Sohn litt viel weniger an der Größe seines Vaters als an einem Tieferen: an seinem eigenen Wesen, der Tatsache, daß seine Eltern nicht zusammengepaßt haben[2].

Betrachten wir ihn unter diesen Gesichtspunkten, so finden wir in ihm einen Mann von guten geistigen Anlagen, dem es viel weniger an Begabung als an Selbstbeherrschung, Streben und Harmonie des Wesens gefehlt hat. Wenn wir von Goethe hören, daß Anlagen in ihm gewesen seien, sich selbst und seine Umgebung zugrunde zu richten, wenn er sich nicht mit Macht zusammengehalten hätte, so dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß das letzte seinem

---

[1]) Vgl. Hoffmann, H. F.: Erbpsychologie der Höchstbegabungen (Handbuch der Erbbiologie, Bd. 5, T. 1, S. 680).

[2]) Über die mütterlichen Vorfahren August von Goethes vgl. den Aufsatz des Verfassers: Die Ahnen der Christiane Vulpius vereh. Goethe, Zeitschrift „Ekkehard", 1932.

weniger begabten und beherrschten Sohn nicht gelungen ist, daß sich im Sohn vollzogen hat, was der Vater sich mit Willensstärke ferngehalten hat. Wir hören von August von Goethe, daß er ein sehr klares Urteil über sich selbst gehabt, aber nicht die Kraft gehabt habe, sich selbst zu beherrschen und seine Lebensziele konsequent zu verfolgen. Der in der mütterlichen Familie liegende Alkoholismus und später Augusts unglückliche Ehe mit der nervösen und extravaganten Ottilie von Pogwisch haben das Unglück vollendet.

Die Enkel Goethes Walther (1818—1886) und Wolfgang (1820—1883) bieten in dieser Richtung ein wesentlich günstigeres Bild. Sie haben sich ernstlich bemüht, sich des großen Namens, den sie trugen, würdig zu zeigen und durch eigene Schöpfungen sich den Namen neu zu verdienen. Walther von Goethe war sehr muskalisch und komponierte eine Oper und Lieder. Wolfgang von Goethe hatte etwas von der Gabe des Dichtens des Großvaters geerbt. Er schrieb ein lyrisches Drama „Erlinde", an dem Max Hecker[1]) „die Gewandtheit der Sprache", „die Fülle des Wortes" rühmt und sagt, daß die „Herrschaft über Ausdruck und Reim erstaunlich" sei. Wir haben hier also wieder ein dichterisches Talent in der Familie zu verzeichnen. Anerkennung fanden beide Brüder nicht und ließen sich dadurch leider von weiterem Schaffen abschrekken. Walther von Goethe hat vom Großvater auch die dunkeln, großen, glühenden Augen geerbt. Im übrigen war er seiner Mutter sehr ähnlich. Die körperliche Schwäche und seine Nervenzufälle hat er nicht aus der Familie Goethe geerbt.

Die Enkelin Alma von Goethe war ein schönes Mädchen. Sie starb leider schon mit 17 Jahren an Typhus. Auch sie hatte die großen Augen des Großvaters. Über ihre seelische Veranlagung scheint nichts Näheres bekannt zu sein.

Die Vererblichkeit des Dichtertalents

Wenn wir Goethes Dichtergenie betrachten, so müssen wir uns daran erinnern, daß das dichterische wie das religiöse und philosophische Genie fast immer ohne nachweisbare Ahnen ist; es erhebt sich gleichsam geschichtslos aus dem Nichts und sinkt wieder in das Nichts zurück. Weder von Äschylos, Sophokles, Euripides, Dante, Petrarca, Tasso, noch von Shakespeare, Calderon, Milton, Byron, Schiller, Kleist ist uns ein nennenswertes dichterisches Talent unter ihren Vorfahren berichtet. Das gleiche gilt von den großen Philo-

[1]) Allg. Deutsche Biographie, Bd. 49 (1904).

sophen und Religionsstiftern. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, in der Goetheschen Ahnentafel keine bedeutenderen Dichter zu finden. Dagegen vererbt sich die musikalische, malerische und bildnerische Begabung sehr leicht, besonders im Mannesstamm. So in den Familien Bach, Mozart, Beethoven, Holbein, Cranach, Vischer, van Eyck, Raffael, Philippo Lippi, Bellini, Tizian, Aretino, Caracci, Francia, Girlandajo; ferner in Familien Gratiani, Burgmaier, Genelli, Begas, Breughel, Hals, Ostade, Ruisdael, Teniers, van de Velde, Wouwermann, van der Neer u. a. Auch das Herrschertalent vererbt sich im Mannesstamme leicht[1]). Beispiele sind: Sethos I. und Ramses II., Nabopolassar Nebukadnezar; Miltiades und Kimon; Philipp von Macedonien und Alexander der Große; Hamilcar Barcas und seine Söhne Hannibal, Hasdrubal und Mago; Pippin der Ältere, Karl Martell, Pippin der Kleine, Karl der Große; Heinrich der Vogler und Otto der Große; Hugo der Große und Hugo Capet; Friedrich Barbarossa, Heinrich VI. und Friedrich II. von Hohenstaufen; endlich der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große. Im ganzen gilt, daß bei Männern die irrationalen Gaben mehr vom Vater, die rationalen Gaben dagegen mehr von der Mutter vererbt werden. Die letzte Tatsache kommt in dem Wort „Mutterwitz" zum Ausdruck. Zu den mehr irrationalen Gaben ist Willensstärke zu rechnen, die bei dem Herrschertalent eine große Rolle spielt, ferner künstlerische Begabungen, bei denen es sich mehr um das Können als um das Erkennen handelt.

Dagegen führen Genies, bei denen der Intellekt eine entscheidende Rolle spielt, Dichter, Philosophen, Naturforscher ihre Begabung mehr auf die Mutter und deren Ahnenreihe zurück. Dafür gibt es sehr viele Beispiele: Hume, Kant, Schopenhauer, Goethe, Rousseau, Heine, Bürger, Buffon, Cardanus, Bacon und viele andere. Bei diesen trifft Schopenhauers Theorie, daß der Intellekt von der Mutter vererbt wird, bis zu einem gewissen Grade zu.

Es scheint aber auch, daß das Dichtertalent im engsten Sinne leichter von der Mutterseite als von der Vaterseite vererbt wird. Goethe selbst ist dafür das größte Beispiel. Auch Schillers und Scheffels Mütter sollen gedichtet haben, ebenso Hauffs

---

[1]) Die Talente, die sich vorzugsweise vom Vater und seiner Ahnenreihe vererben, sind folgende: Das Talent für Malerei, bildende Kunst, Musik, Mimik, Mathematik, Mechanik, die Herrscherkunst und Feldherrnkunst.

Mutter. Clemens Brentano und seine Schwester Bettina von Arnim haben ihr Talent vorwiegend von der mütterlichen Großmutter, der Schriftstellerin Sophie Laroche, geerbt.

Überblick über die Entwicklung des Goetheschen Geschlechts

Von Hans Christian Goethe bis zu den Enkeln des Olympiers trägt jeder Goethe einen völlig anderen Charakter. Hans Christian der Hufschmied, Friedrich Georg der Damenschneider, Kaspar der Kaiserliche Rat, Johann Wolfgang das Weltgenie, August der Unbefriedigte, von der Größe des Vaters Bedrückte, Walther und Wolfgang, die am Leben Leidenden: Jeder ist eine vom Vorhergehenden völlig verschiedene Persönlichkeit. Die Lehre von der angeblichen Konstanz des Familiencharakters im Mannesstamm findet in der Familie Goethe keine Bestätigung.

Die Goethes sind zunächst ein starkes Bauerngeschlecht. Sie werden dann zu Handwerkern, wählen aber den stärksten, männlichsten Beruf des Schmiedes. (Hans Christian Goethe, drei seiner Söhne und zwei seiner Enkel sind Schmiede.)

Unter dem Einfluß der Familie Werner vollzieht sich in Friedrich Georg die erste bedeutsame Wandlung, eine starke Verfeinerung. Friedrich Georg wird Damenschneider und begründet den Wohlstand der Familie. In Kaspar Goethe tritt infolge des ruhigen Blutes seiner Mutter ein gewisser Stillstand ein. Er fügt zum Wohlstand der Familie den Titel des Wirklichen Kaiserlichen Rates. Der einzig bedeutsame Schritt seines Lebens ist seine Heirat. Dieser aber führt zur tiefgehendsten Wandlung des Goetheschen Geschlechtes: die Verbindung mit der hochbegabten Familie Textor-Lindheimer erzeugt ein Genie. Damit war die Familie Goethe an einem kritischen Wendepunkt angelangt. Ein Rückschlag von dieser Höhe war unvermeidlich, selbst dann, wenn Goethe eine völlig ebenbürtige Lebensgefährtin gefunden hätte. Mit Hilfe hochstehender bürgerlicher Familien aber hätte die Familie Goethe diese gefährliche Zeit überwinden und neue Kraft sammeln können. Dies wurde unterlassen. Goethe verbindet sich mit der abwärts steigenden Familie Vulpius[1]).

[1]) Es soll in dieser Feststellung keine Kritik an Goethes Verhalten liegen. Goethe fühlte nur zu deutlich, daß es mit seiner Sendung als Dichter, vor allem als lyrischer Dichter, vorbei war, wenn er sich in einer wirklichen Ehe dauernd gebunden hätte. Auch seine tiefgehende Annäherung an Frau von Stein wäre schwerlich erfolgt, wenn diese ledig gewesen wäre. Hier sollen vor allem falsche

Christiane in ihrer primitiven Art paßt biologisch sehr wenig zu Goethes hoher Geistigkeit. Trotzdem hätte sich die Familie in August Goethe vielleicht halten können. Aber eine abermalige ungünstige Verbindung mit der sehr nervösen Ottilie von Pogwisch bringt die Familie endgültig zum Erlöschen. Aus einem Geschlecht starker Bauern und gewaltiger Schmiede war ein schwaches, neurasthenisches Geschlecht geworden. Diese Entwicklung lag aber nicht notwendig im Wesen der Sache oder im Wesen des Genies. Die Familie Goethe hätte sich, wenn sie sich mit tüchtigen, ruhigen, bürgerlichen Familien verbunden hätte, nach einigen Generationen aufs neue erheben können, wie das Beispiel seiner Schwester beweist. Bei Goethe, der aus einer besonders vielfältigen Mischung von Volksstämmen und Rassen hervorgegangen war und überdies krankhafte Züge vom Vater wohl latent in sich trug, wäre eine neue Inzuchtperiode gleichgerichteter und gesunder Familien besonders notwendig gewesen. Dies unterblieb. Daher sehen wir hier einen viel stärkeren Verfall als bei den Nachkommen Herders[1]), Schillers, Hegels, Fichtes, Schellings, Bismarcks, Richard Wagners, die alle tüchtige und zum Teil recht begabte Nachkommen hatten.

Ganz ungerechtfertigt ist die Forderung oder Erwartung, Goethes Genie als solches hätte sich auf seine Nachkommen vererben sollen. Das, was wir „Genie" nennen, ist ein so kompliziertes, aus vielen selbständig sich vererbenden Talenten zusammengesetztes Gebilde — dies traf bei Goethe noch in besonders hohem Grade zu —, daß eine solche Annahme von vornherein ausgeschlossen ist. Sie übersieht außerdem, daß der Nachkomme eines Genies nicht nur von diesem, sondern von sehr vielen anderen Vorfahren abstammt. Eine Vererbung genialer Begabung wäre nur dann mit einiger Sicherheit gewährleistet, wenn jemand von lauter Genies abstammen würde. Auch eine Vererbung eines bestimmten Talentes findet nur dann mit Wahrscheinlichkeit statt, wenn es durch viele Generationen ingezüchtet ist, wie wir es z. B. bei der Herrscherkunst in vielen Herrscherfamilien gesehen haben.

Rückschlüsse auf das Wesen des Genies abgewehrt werden, die aus der Qualität einer Desdendenz aus einer Verbindung gezogen worden sind, die ursprünglich gar nicht als dauernd gedacht und nicht zum Zweck der Erzeugung von Nachkommen geschlossen war.

[1]) Vgl. von Gebhardt, Peter, und Schauer, Hans: Joh. Gottfr. Herder, seine Vorfahren und seine Nachkommen, 1930 (Beitr. zur Deutschen Familiengeschichte, II). Vgl. auch den Aufsatz des Verfassers: Die Dichterin Gerda von Below. Eine Ururenkelin Herders. (Volk und Rasse, 1938, Heft 5.)

Das Dichtertalent ist auch in dieser Richtung schlechter gestellt als andere Talente. Es tritt meist plötzlich und unvorhergesehen auf und verschwindet infolgedessen in der Mehrzahl der Fälle ebenso spurlos, wie es gekommen ist.

Goethes Rassenmerkmale

Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.
Goethe

Goethe hatte nach der Schilderung des Arztes David Veit eine „männliche, sehr braune Gesichtsfarbe"[1]). Die Farbe der Haare war gleichfalls braun, im Verhältnis zur Gesichtsfarbe etwas heller. Die Augen waren völlig braun. Goethe schaute aus braunen Augen in die Welt. „Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner, als ich sie je gesehen" (David Veit). Über die Form des Gesichts sind wir durch die Gesichtsmasken von Schadow und Weißer am sichersten unterrichtet. Besonders charakteristisch ist die große, vorspringende, edelgeformte Nase. Goethes Gestalt war über Mittelgröße (etwa 1,74 m), der Oberkörper im Verhältnis etwas größer als der Unterkörper, ähnlich wie Homer den Odysseus schildert. Der Schädelindex war sehr hoch; er betrug etwa 85—86. Die im Goethehaus in Weimar aufbewahrten Zylinderhüte[2]) lassen darüber keinen Zweifel.

Der Vater Goethes hatte blaue Augen und wahrscheinlich helle Haare, schwach betonte Jochbeine, vorspringende, hohe Nase, ziemlich schmales Gesicht und trug sich steif. Man muß demnach annehmen, daß in ihm eine Reihe von Eigenschaften der nordischen Rasse vertreten waren. In Übereinstimmung damit stehen seine seelischen Eigenschaften: Seine Gründlichkeit, Gediegenheit, Strenge, Ordnungsliebe, seine zurückhaltende Art, seine Eigenbrödelei, pädagogische Hartnäckigkeit und sein starker Sammeleifer. Ein neuaufgefundenes, von Tischbein d. Ält. gemaltes Bild läßt in der Form der Nase auch einen dinarischen Einschlag erkennen. Da man sich Goethes Züge und die seiner Schwester nicht aus der Vereinigung des Lindheimer-Typus mit einem rein nordischen Typus der Goethefamilie erklären kann, und die Familie Textor durchweg schwachentwickelte Stumpfnasen aufweist, so spricht eine große Wahrscheinlichkeit für die Echtheit des Bildes. Die große dinarische

[1]) Vgl. Stahl, Fritz: „Wie sah Goethe aus?" Berlin 1904. — Schaeffer, Emil: Goethes äußere Erscheinung, Leipzig 1914.

[2]) Sie zeigen folgende Maße: Größte Länge 20,3 cm, größte Breite 18 cm. Einen sehr hohen Schädelindex hatten auch Leibniz, Kant, Schopenhauer u. a.

Nase der Geschwister stammt höchstwahrscheinlich aus der väterlichen Ahnenreihe.

Die Bilder der väterlichen Großeltern sind leider verloren gegangen, wie oben bemerkt. Doch haben wir die Schilderung, die Goethe uns von der Großmutter gibt („einer schönen, hageren, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend ist sie mir im Gedächtnis geblieben"). Der väterliche Großvater, der aus dem nördlichen Thüringen (Kyffhäuser Gegend) stammte, zeichnete sich durch ungewöhnliche Aktivität aus. Bei beiden Großeltern ist nordischer Einschlag zu vermuten. Goethes Schwester zeigte in der Wesensart viel von ihrem Vater (Neigung zur Eigenbrödelei, schwernehmendes Wesen, psychopathische Belastung). Auffallend ist an ihr die völlige Verschiedenheit von der Mutter; sie ist fast in allen Zügen das gerade Gegenteil von ihr. Neben nordrassischen Merkmalen ist ein dinarischer Einschlag nach Größe und Form der Nase anzunehmen. Ihre Augen waren tiefdunkel und groß.

Ein ganz merkwürdiger Typus tritt uns in Goethes Mutter entgegen. Das bekannte Bild en face, das als sehr ähnlich bezeichnet wird, zeigt in den hochgeschwungenen, starken Augenbrauen, der Form der Nasenspitze, besonders aber in der Struktur und dem Ausdruck der dunkeln Augen neben nordrassischem einen alpinen und einen mediterranen Einschlag. Auf anderen Bildern tritt ein stärkerer alpiner Einschlag hervor. Auf seelischem Gebiet fällt ihr unverwüstlicher Optimismus, die bewußte Fernhaltung aller traurigen Eindrücke[1]), ihre ungewöhnlich starke Lebensbejahung, eine große Einfühlungsgabe und Kunst der Menschenbehandlung auf, Eigenschaften, die in Übereinstimmung mit ihrem Äußeren stehen. Frau Rat zeichnet sich weiter für eine Mutter durch eine große Vorurteilslosigkeit in der Beurteilung des Verhältnisses ihres Sohnes mit Christiane aus, die sie in ihren Briefen an ihn als seinen „Bettschatz" bezeichnet. Ihre ausgesprochen optimistische

---

[1]) Für Goethes Mutter ist folgendes, von ihr selbst verfaßtes Gedicht bezeichnend

„O Täuschung! Du, des Lebens Glück!
Oft hast Du meinem Mißgeschick
Das hellste Colorit gegeben —
Verlaß mich nicht in diesem Leben
Bleib bei mir! Andern gönn' ich gern
Die nackte Wahrheit. In der Fern'
Will ich sie sehen, doch nicht zu nah . . ."

Weltanschauung erinnert an die ähnliche Auffassung des Alten Testaments, die am siebenten Schöpfungstage fand, daß alles „sehr gut war". Dem entspricht es, daß sie bei jeder Gelegenheit Gott preist und eine große Frömmigkeit an den Tag legt.

Beim Vater der Frau Rat ist bei der Breite des Gesichts und der dunkeln Pigmentierung *alpiner* Einschlag anzunehmen. Auf alle Fälle sind bei ihm die Farbe von Haar und Augen sowie die Gesichtsbildung unnordisch. In seelischer Richtung sind zu nennen seine ruhige, beschauliche Art, der „unverbrüchliche Frieden", seine große Gewandtheit in der Behandlung von Menschen und eine gewisse Schlauheit, die aus Blick und Haltung spricht. Auch bei seinem Großvater gleichen Namens tritt neben nordrassischem alpiner Einschlag hervor.

Bei der Großmutter Textor geb. Lindheimer treten *nordische* Züge gemischt mit *mediterranen* auf: in dem strengen Gesichtsausdruck, dem „Herrscherblick", der Schmalheit und Länge des Gesichts, in den dunkeln Haaren und Augen. Auch bei ihrem Sohn und ihrem Ururgroßvater, Johannes Steuber, ist neben nordischem ein *mediterraner* Einschlag zu vermuten.

Der Sohn Goethes trägt nordisch-dinarische Züge, ebenso die beiden Großneffen Goethes, *Alfred* und *Franz Nicolovius*. Beiden wurde eine Ähnlichkeit mit Goethe nachgerühmt. Dinarischer Einschlag ist bei dem dritten Großneffen Goethes, *Ferdinand Nicolovius*, zu verzeichnen, desgleichen bei einem Enkel der Tante Melber, Georg Friedrich Melber. Wesentlich nordischer dagegen war Goethes Großnichte, *Flora Nicolovius*, verheiratete von Wildenbruch. Diese Großnichte Goethes hat sich mit dem Sohne des Neffen von *Friedrich* d. Gr., *Louis Ferdinand*, dem Generalkonsul von Wildenbruch, dem Vater des Dichters Ernst *von Wildenbruch*, verheiratet. Leider blieb diese Ehe kinderlos. Wäre sie mit Kindern gesegnet gewesen, so hätte sich das Blut Goethes mit demjenigen Friedrich d. Gr. und seines fürstlichen Mäzens Karl August verbunden[1]).

So sehen wir also bei den nächsten Blutsverwandten Goethes Merkmale fast aller europäischen Rassen vertreten[2]). Andererseits muß bemerkt werden, daß nur *europäide* Rassen in ihnen sich

---

[1]) Generalkonsul von Wildenbruch war, genealogisch betrachtet, ein Nachvetter von Herzog Karl August.

[2]) Nur die fälische und ostbaltische Rasse scheint nicht vertreten zu sein.

mischen. Damit haben wir den richtigen Ausgangspunkt für die Beurteilung Goethes selbst gewonnen. Keineswegs darf er als ganz, kaum als überwiegend nordrassisch betrachtet werden, wie dies Chamberlain tut. Vielmehr haben wir in ihm ein äußerst zusammengesetztes Gebilde vor uns. Vorausgeschickt sei, daß in Goethe eine selten vollendete Mischung von Merkmalen europäischer Rassen vorliegt. Ganz wenige Geister haben sich der Menschheit so tief eingeprägt wie er; dies gilt auch von seinen Gesichtszügen. Goethes Typus ist deshalb so einheitlich, weil die Rassen, die in der Hauptsache seine Gesichtszüge geprägt haben (die nordische und die dinarische), über die ausdrucksvollsten Linien verfügen und von ihren Erbanlagen die zueinander passenden auf Goethe vererbt haben. Eine Reihe von großen Persönlichkeiten von Platon und Dante bis zu Schiller, Liszt und Richard Wagner zeigen Züge dieser Rassen; bei Goethe kommt noch ein Einschlag mediterraner Rasse hinzu. Goethes Züge sind im wesentlichen nordisch-dinarisch-mediterran. Mit dieser Feststellung ist zugleich Goethes Wesen am kürzesten gekennzeichnet.

Als nordisch kann an Goethes Äußerem angesehen werden: die oft gerühmte, leicht fliehende, herrliche Form der Stirnlinie, ferner das große, strahlende Auge. (Goethes Auge war auffallend rund — ein Symbol seines Wesens.) Die Farbe der Augen dagegen ist unnordisch. Überwiegend nordisch ist auch die Gestalt und Haltung Goethes. Doch ist anzunehmen, daß die etwas steife Haltung in den späteren Jahren zum Teil künstlich angenommen ist. Schon viel weniger nordisch ist die stark vorspringende, gebogene Nase; ihr ist besonders im unteren Teile ein dinarisches Element beigemischt. Die Nase beherrscht neben dem Auge Goethes Gesicht. Ihre Größe deutet auf geistige Bedeutung und Lebensfreudigkeit hin[1]). Ziemlich klein ist im Verhältnis dazu der Mund. Ganz unnordisch sind die braune Gesichtsfarbe, die Farbe der Haare und der Augen und der Schädelindex.

Nach seelisch-geistiger Richtung ist Goethe ein vielfältig zusammengesetztes Gebilde; er gehört seelisch ebensowenig einer bestimmten Rasse an wie körperlich. Die nähere Bestimmung ist hier schwieriger, da die seelischen Eigenschaften der einzelnen Rassen nicht eindeutig feststehen.

---

[1]) Stark vorspringende Nasen sprechen im allgemeinen Lebensfreude und Lebensbejahung aus. Es ist bemerkenswert, daß unter denjenigen Menschen, die Goethe innerlich näher getreten sind, große vorspringende Nasen häufig auftreten, z. B. bei Lavater, Schiller, Merck, den Gebrüder Stolberg usw.

Nordisch ist Goethe in seiner Gesamtlebensführung. Vorwiegend nordisch ist seine große Ordnungsliebe, die im Alter mehr und mehr zu einer gewissen Pedanterie sich auswächst und die trotz häufigen Wechsels in seinem Liebesleben besteht und sich durchsetzt. Nordisch ist ferner Goethes starker Sammeltrieb, der gleich der Ordnungsliebe vom Vater vererbt ist. Man kennt Goethe erst ganz, wenn man seine ausgedehnten Sammlungen auf allen Gebieten betrachtet, ferner seine Tagebücher, die Berichte, die er sich nach der Schlacht bei Jena von Jenaer Professoren und anderen Persönlichkeiten senden läßt. Diese Berichte läßt er alle peinlich einbinden. —

Nordisch ist Goethe ganz besonders in seiner innigen Hinneigung zur Natur, seinem völligen Hingegebensein an sie. Natur und Menschen sind die Bücher, in denen er liest, nicht gelehrte Werke. Nordisch ist er in der tiefen Ehrfurcht, mit der er sich in jede einzelne Naturerscheinung versenkt, nicht minder in seinem Bestreben, sich stets aus erster Quelle durch eigene Beobachtung zu unterrichten. Dieses Streben gestattet ihm selbständige Entdeckungen auf dem Gebiet des Organischen. Goethe lehnt die mechanische Naturauffassung ab; seine Auffassung der Natur darf als eine organische bezeichnet werden. Die Bedeutung Goethes in dieser Richtung ist noch nicht in vollem Umfang erkannt. Sein Verhältnis zur Natur ist das Tiefste und Großartigste seines Wesens; es trägt einen religiösen Charakter. Die Natur ist ihm in allem die letzte und höchste Instanz. Sie kann nie irren, sie behält immer recht; der Irrtum ist stets bei den Menschen, nie bei ihr. „Die Natur bekümmert sich nicht um irgendeinen Irrtum; sie selbst kann nicht anders als ewig recht handeln, unbekümmert, was daraus erfolgen möge“ (Goethe). Diese tiefe Verbundenheit mit der Natur bringt es mit sich, daß Goethe selbst ein Stück Natur, eine Natur im kleinen ist; daher seine Werke nie veralten werden, sondern immer jung bleiben. Nur ein einziger Dichter gleicht Goethe hierin: Homer. Der nordische Rasseneinschlag ist in diesem Punkte ganz besonders bedeutsam für Goethes Gesamtpersönlichkeit und Künstlertum.

Nordisch ist Goethe ferner in seinem ausgesprochenen Individualismus. Ihm erschöpft sich alles Denken und Dichten in Einzelwesen und seinen Problemen. Für staatliche Dinge hat Goethe geringeres Interesse und Verständnis, weil sie ihm zu sehr als Menschenwerk erscheinen. Charakteristisch ist folgender ergötzlicher Ausspruch von ihm: „Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf

dem Krankenlager von einer Seite zur anderen in der Meinung, besser zu liegen[1]).“

Nordisch ist Goethe ganz besonders in dem stark bildnerischen Zug seines Wesens. Dieser bildnerische Zug äußert sich in einem ausgeprägt optischen Sinn. Das Auge beherrscht Goethes ganzes Wesen; er ist gleichsam ein großes Auge. Alle anderen Sinne treten dagegen in den Hintergrund. Das Schauen ist Goethes höchste Lust, die ihm eigentümliche Art des geistigen Verhaltens. Sein Denken ist kein Zergliedern, sondern ein ununterbrochenes Schauen. Alles, was er dichtet und schreibt, ist anschaulich. Goethe schaut sogar die Ideen. Goethe schildert diese Art seines Denkens selbst: „Daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondert, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das Innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei ...“ Diesen Zug hat Goethe von seinem Vater, aber auch aus der Familie Lindheimer geerbt. In Übereinstimmung damit stehen die großen ausdrucksvollen Augen der Großmutter Lindheimer, die Goethe von ihr geerbt hat. In dieser Eigenart unterscheidet sich Goethe stark von der Mehrheit seiner Volksgenossen, bei denen, wenigstens in neuerer Zeit, auf geistigem Gebiet die Abstraktion, auf künstlerischem Gebiet die Musik und unter den Sinnen das Ohr vorherrscht. Lenz [2]) schreibt über den nordischen Menschen u. a.: „Das nordische Interesse ist mehr nach außen auf die anschauliche Körperwelt als nach innen auf die Seele gerichtet. Der nordische Mensch denkt anschaulich in Bildern, er ist ‚zum Sehen geboren und Schauen bestellt‘ (Goethe). Die höchste Schönheit findet er in der Gestalt. Seine künstlerische Begabung liegt demgemäß auf dem Gebiet der bildnerischen Formgestaltung.“ Wir finden in dieser Charakterisierung wesentliche Züge, ja eigene Worte Goethes wiedergegeben. Es ist kein Zufall, daß Goethe längere Zeit schwankte, ob er Dichter oder Maler werden sollte[3]). Da die plastische Gestaltungskraft ein Haupterfordernis des Dichters

---

[1]) Damit soll nicht gesagt sein, daß in dem geringen Verständnis für politische Dinge ein nordischer Zug liege. Es soll damit vielmehr der stark individualistische Zug des Goetheschen Denkens belegt werden.

[2]) a. a. O., 3. Aufl., 1927, S. 551.

[3]) In der Tatsache, daß Goethe noch im 38. Lebensjahr schwankt, ob er Dichter oder Maler werden solle, kommt selbst ein nordischer Zug zum Ausdruck. Nur bei Angehörigen der Nordrasse kommt es vor, daß sie sich gegen das 40. Lebensjahr über die Art und Richtung ihrer Begabung noch nicht endgültig im klaren sind.

und Künstlers überhaupt ist, so wird man die ungewöhnliche Schöpferkraft Goethes gleichfalls vorwiegend der nordischen Rasse zuschreiben müssen.

Auch die ungewöhnlich große Urteilsfähigkeit Goethes scheint überwiegend nordischen Ursprungs zu sein. Nur bei ganz wenigen Dichtern findet man eine so große Zahl tiefer und richtiger Urteile über Welt und Menschen, so viel goldene Weisheit im besten Sinne des Wortes.

Neben der Gestaltungskraft wird man die Kraft im allgemeinen und die Tiefe seines Wesens vorwiegend der nordischen Rasse zuschreiben dürfen. Ebenso den ganz ungewöhnlichen Tätigkeitsdrang. Goethe ist einer der fleißigsten Menschen gewesen, die je gelebt. Er schreibt am 3. Dez. 1781 an Knebel: „Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer mannigfaltigen Tätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben."

Auch eine gewisse Herrschergabe dürfte nordisch sein. Diese Seite seines Wesens bildet sich stärker erst nach seiner italienischen Reise aus. Seit dieser Zeit darf man ihn nicht warten lassen, sondern alles muß versammelt sein, wenn er kommt. Er läßt sich ungern fragen, erwartet auf seine Fragen klare Antworten, und duldet keine Quersprünge in der Unterhaltung[1]).

Endlich ist die ganz ungewöhnliche Neidlosigkeit Goethes zu nennen. Goethe sagt von sich, daß er sich jedes Verbrechens für fähig halte, nur nicht des Neides. Die Neidlosigkeit, mit der der weltberühmte Dichter den viel jüngeren Schiller neben sich aufkommen läßt, und dessen Meisterjahre in unmittelbarster Nähe miterlebt und selbst fördert, ist eines der hehrsten Zeugnisse menschlicher Größe. Raffael und Michelangelo, Rembrandt und Rubens standen als Zeitgenossen in schärfstem Gegensatz zueinander; Goethe und Schiller gingen vereint. —

Diesen nordischen Eigenschaften stehen nun aber eine ganze Reihe unnordischer Züge gegenüber, die jenen das Gleichgewicht halten. Nirgends kommt die Vielgestaltigkeit Goethes mehr zum Vorschein, als bei einer Analyse seiner Persönlichkeit in rassischer Richtung. Zunächst seine große Friedensliebe. Goethe hat für einen so großen Geist etwas ungewöhnlich Konziliantes, Friedliches. Jede Feindschaft, jeder Krieg ist ihm verhaßt. Überall wo es hart auf hart geht, zieht er sich zurück. Unangenehme Eindrücke hält er sich fern. Ebenso bezeichnend ist eine große, bei-

[1]) Vgl. Stahl, Fritz, a. a. O., S. 38/39.

nahe weiblich zu nennende Geduld, mit der er viele Lebenslagen erträgt, z. B. sein Verhältnis und seine Ehe mit Christiane. Charakteristisch ist weiter ein ausgesprochen konservativer, das Bestehende pflegender Sinn. Goethe haßt alles Plötzliche, Revolutionäre. Kennzeichnend ist, daß Goethe in der Geologie die Lehre vom Vulkanismus, von Verwerfungen der Erdschichten, trotz einleuchtender Gründe aufs entschiedenste verwirft, weil diese Lehren seinem revolutionsfeindlichen Sinne zuwider sind. Er sagt selbst von sich: „Jedes Gewaltsame, jedes Sprunghafte, ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß." Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß Goethe weder für die Französische Revolution noch für die Befreiungskriege wirkliches Verständnis aufbringen konnte. Endlich ist eine gewisse Beschaulichkeit und eine Vorliebe für die stillen Freuden der Häuslichkeit, den eigenen Herd, zu nennen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man all diese Züge mehr der alpinen als der nordischen Rasse zuschreibt. Daß sie vielfach auch deutsch anmuten, ist nur ein Beleg dafür, wie stark alpin durchmischt das deutsche Volk ist. Daß Goethe solche Züge hatte, sieht man auch daran, daß er es fertig brachte, mit der stark alpinen Christiane über 25 Jahre zusammenzuleben. Goethe hat diese Eigenschaften wohl vorzugsweise aus der Familie Textor geerbt. Man kann nicht leugnen, daß das rein Menschliche in Goethe dadurch erhöht wird.

Als nicht ausgesprochen nordisch wird man auch andere Eigenschaften ansehen dürfen. Kennzeichnend ist für Goethe ein großes Maß wirklicher Güte, wie sie bei Männern rein nordischer Prägung weniger häufig vorkommt. Goethe war unter den großen Männern der Geschichte einer der gütigsten und geduldigsten. Man vergleiche auch die Beschreibung von Goethes Gesicht durch Welzien: „Viele Furchen, außerordentlicher Ausdruck des Überwundenhabens, unverkennbare Herzensgüte..." Ein Ausfluß seiner Herzensgüte ist auch seine große Kinderliebe. Zuweilen tritt bei ihm selbst ein geradezu kindlicher Zug hervor:

Ich komme bald, Ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergetzen
Uns lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder sein.

Damit kommen wir zu einer neuen Seite seines Wesens. Eine ganze Reihe seiner Eigenschaften lassen einen Einschlag der mediterranen (westischen) Rasse erkennen. Goethe ist ein ausgesprochen weibliches Genie, das größte weiblich geartete Genie der Weltliteratur überhaupt. Goethe wurde leicht zu Tränen gerührt; „Hermann und Dorothea“ kann er nicht vorlesen, ohne zu weinen. Beim Nachdenken über „Wilhelm Meister“ weint Goethe „bitterlich“. Über den 5. Akt der „Iphigenie“ weint er „wie ein Kind“. Zu Caroline Herder sagt er, er habe 14 Tage vor der Abreise aus Rom täglich „wie ein Kind geweint“. Hierin liegt eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Mediterranen, die leicht weinen. Auch Homer läßt seine Helden laut weinen; von nordischen Helden ist nirgends Derartiges berichtet. Möbius ist dieses häufige Weinen Goethes unerklärlich; es erklärt sich zwanglos aus Goethes Rassenmischung. Das Weibliche in Goethes Wesen spricht sich auch, wie oben betont, in seinen Gesichtszügen (schwache Betonung der Gesichtsmuskulatur, schwacher Unterkiefer), ferner in der Tatsache aus, daß er für die weibliche Seele ein Verständnis besitzt wie kein zweiter Dichter. Hier wie immer gilt das Wort des Empedokles: „Nur das Gleiche wird vom Gleichen erkannt.“ Daß Goethe ebenso wie Chopin, Schubert oder van Dyck von Frauen so sehr geliebt wird, kommt nicht zuletzt daher, daß er wie jene neben seinen männlichen Eigenschaften etwas Weibliches in seinem Wesen hatte. Auch die Art seiner Verliebtheit, die sich so stark nach der seelischen Seite auswirkt, hat etwas Frauenhaftes an sich. Mir ist kein Mann, vor allem kein großer Mann bekannt, der so oft und dabei so heftig seelisch verliebt war wie Goethe. Ein etwas weiblicher Zug liegt auch darin, daß er überall die Flucht ergreift, wo es für ihn ungemütlich wird (Flucht vor Lili, Frau von Stein usw.). Neben der Flucht nach anderen Orten steht die häufige Flucht in die Krankheit (vgl. oben).

Weiblich geartete ist Goethe weiter darin, daß er nur das als vollendetes Kunstwerk schaffen kann, was er menschlich-persönlich, in der Regel mit Frauen, seelisch erlebt hat. Er wurde vom Erlebnis gleichsam befruchtet. Seine Dichtungen gleichen Kindern, die eine Frau von verschiedenen Männern empfangen hat. Männlich geartete Dichter, wie Shakespeare und Schiller, sind Ideendichter, sie dichten aus der Idee heraus. Goethe ist ganz an das Erlebnis gebunden. Goethe liebt das allzu Männliche nicht, wie Lenz hervorhebt; er hat für das Ewig-Männliche wenig Sinn. Das Schlußwort des Faust: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ kennzeichnet den ganzen Menschen.

In diesem nicht so scharf ausgesprochenen Geschlechtscharakter liegt aber die Quelle von Goethes rein menschlicher Größe. Wäre Goethe mehr Mann gewesen, so hätte er das rein Menschliche nicht in so ergreifenden Formen aussprechen können (vgl. auch Lenz, a. a. O.).

Ein mediterraner Einschlag läßt sich auch nach anderer Richtung erkennen. Goethe zeigt häufig, besonders in jüngeren Jahren, eine merkwürdige Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit, die er selbst an sich tadelt. Sie stehen mit anderen Eigenschaften, wie seiner großen Ordnungs- und Friedensliebe, in merkwürdigem Kontrast. Als Goethe dem Maler May zu einem Bilde saß, las ihm Wieland seinen „Oberon" vor. Wieland berichtet darüber: „Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wütige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten rezeptivsten Laune und so amüsabel war, wie ein Mädchen von 16." Diese Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit, die sich auf dem Gebiet der Liebe als heftige Verliebtheit äußert, muß als ein vorwiegend mediterraner Zug aufgefaßt werden, da Goethe auch nach anderer Richtung Züge der Mittelmeerrasse zeigt. Hans Günther[1]) schreibt: „Als Wesenskern der westischen (mediterranen) Veranlagung ergeben sich: Leidenschaftlichkeit und geistige Beweglichkeit." Beide Eigenschaften sind, jedenfalls in der ersten Hälfte von Goethes Leben, in überreichem Maß vorhanden.

Auch die Tatsache, daß Goethe Personen, die aus seinem Gesichtskreis gerückt sind, sehr rasch vergißt (was ich oben als Eigenschaft des rheinfränkischen Volksstammes bezeichnet habe), läßt sich aus dem mediterranen Einschlag bei Goethe wie beim ganzen rheinfränkischen Volksstamme erklären. Dieses Vergessen, dieses Aus-dem-Sinnkommen erstreckt sich bei Goethe sogar auf seine nächsten Angehörigen, z. B. seine Schwester, mit der er in Frankfurt in innigster seelischer Gemeinschaft lebt, während er in Weimar fast nicht mehr an sie denkt. Ja sogar bei seinen eigenen Dichtungen macht sich diese Eigenschaft geltend; Goethe hat später keine inneren Beziehungen mehr zu ihnen, er liest sie kaum noch. Nur bei „Hermann und Dorothea" macht er eine Ausnahme.

Auch in der starken, hingebenden Begeisterung für das Griechentum und die Antike überhaupt liegt ein teilweise mediterraner Zug[2]). Goethe wird in seinen mittleren Jahren so sehr Hellene, daß

---

[1]) a. a. O., S. 178.

[2]) In der Griechenbegeisterung Goethes liegt natürlich ebenso ein nordischer Zug. Kennzeichnend ist aber gerade Goethes tiefe Liebe zu der nordisch-mediterranen Mischung, wie sie in den Hellenen zur Zeit ihrer Blüte vorliegt.

er ausruft: „Ein jeder sei ein Grieche in seiner Art, doch er sei's!" Goethe folgt darin nur seinem innersten Wesen; er ist der am meisten griechisch geartete Genius der modernen Welt. Diese Griechenbegeisterung ist letzten Endes nichts anderes als die gleiche oder eine ähnliche Blutmischung. Die Griechen des 5. Jahrhunderts, die uns das Bild des „Klassischen" Altertums geben, waren keine reinen Arier mehr, sondern Mischlinge der nordischen und mediterranen Rasse, wobei der nordische Anteil der führende war. Der stark bildnerische Zug, die Tiefe und die Schöpferkraft ist bei den Hellenen wie bei Goethe vorzugsweise nordisches, die Beweglichkeit und leicht entzündbare Phantasie hauptsächlich mediterranes Erbgut. In dem stark bildnerischen Zug seines Wesens ist Goethe den Hellenen so tief verwandt, daß man auch der mediterranen Rasse einen Anteil an seinem Künstlertum zuschreiben muß, worauf auch Goethes entschiedenes Ablehnen alles Abstrakten hindeutet. Beide Rassen, die nordische und die mediterrane, sind miteinander verwandt und haben ihren künstlerischen Schwerpunkt in der Gestalt, dem Sinn für Formen. Goethe hat sein Leben lang gezeichnet und hierin eine gewisse Begabung gehabt, die allerdings mit seiner dichterischen Begabung nicht verglichen werden kann. Aber der Drang zum Zeichnen und Malen lag tief in ihm; nur dadurch wird es verständlich, daß er sich lange nicht ins Klare darüber kommen konnte, ob er zum Dichter oder zum Maler berufen sei.

Die auffallende Hinneigung Goethes zu Napoleon und seine tiefe Verehrung und Bewunderung dieses Mannes muß gleichfalls als ein vorwiegend antiker und damit teilweise mediterraner Wesenszug betrachtet werden. Bezeichnend ist, daß Goethe glaubt, schon einmal zu Zeiten der römischen Cäsaren, nämlich des Kaisers Hadrian, gelebt zu haben. Die Hinneigung Goethes wird von Napoleon erwidert. Napoleon liest „Werthers Leiden" siebenmal und hat das Werk in seinem ägyptischen Feldzug unter dem Kopfkissen. Goethe tritt nach der Schlacht bei Leipzig den preußischen Siegern mit dem Stern Napolens auf der Brust in seinem Haus entgegen. Das sind mehr als zufällige Tatsachen[1]). Sehr charakteristisch ist ferner, daß Goethe in Italien förmlich wiedergeboren, daß er erst dort ganz erselber wird. Iphigenie, Tasso, Egmont erhalten erst

[1]) Daß Napoleon in seiner Wildheit, Verschlagenheit, Brutalität, in seiner blitzartigen Schnelligkeit, einer gewissen schauspielerischen Pose und seiner Unbeschwertheit von Gewissensbissen ein typischer Korse, d. h. Angehöriger der Mittelmeerrasse ist (mit nordischem Einschlag), sei für gewisse Rassentheoretiker bemerkt!

dort ihre endgültige Gestalt. Ebenso bezeichnend ist, daß Goethe nach seiner Rückkehr nach Weimar über den trüben, nordischen Himmel klagt, daß er in Thüringen alles düster und verhängt findet, daß er überhaupt häufig unter dem nordischen Himmel leidet. In diesem Zug Goethes nach dem Süden liegt mehr als die bekannte nordische Sehnsucht nach den heiteren Gestaden des Mittelmeeres; es kommt vielmehr in ihm ein südliches Element in Goethe selbst zum Ausdruck, wurzelnd in seiner rheinischen, mediterran beeinflußten Heimat.

Auch mutterrechtliche Vorstellungen und Gefühle — uraltes mediterranes Erbgut — klingen in Goethe an und schwingen unbewußt in ihm mit. Diese treten in seinem Verhältnis zu Christiane zutage, mit der er im Angesicht des Hofes von Weimar fünf außereheliche Kinder zeugt. Seiner Mutter teilt er hocherfreut mit, daß er Christiane ein „Umstandskleidchen" kaufen müsse, weil sie wieder in anderen Umständen sei. Dies ist mit vaterrechtlichen Vorstellungen, wie sie den nordischen Völkern eigen sind, unvereinbar[1]).

Ganz überwiegend unnordisch ist auch Goethes Liebesleben. Allerdings ist hier eine Einschränkung notwendig: seine Liebe zu Frau von Stein, die durch ihre lange Dauer auffällt, zeigt zum Teil nordisches Gepräge. Diese rätselhafte Liebe wird verständlicher, wenn man berücksichtigt, daß Goethe in Frau von Stein unbewußt das Bild seiner Schwester verehrt hat („Ach, Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau"). Viel hat zu der Länge dieser Liebe sicher auch beigetragen, daß Frau von Stein gebunden war. In der Breite seiner erotischen Betätigung dagegen ist Goethe ganz überwiegend unnordisch. Als er endlich seine Beziehungen zu Frau von Stein abbricht, wird er erst wieder ganz er selbst. Mit dem Ende dieser Liebe hat der Dichter des Urfaust sich selbst wiedergefunden. An Goethes Liebesleben fällt auf, daß seine Phantasie sehr stark erotisch gefärbt ist, daß die Erotik als solche in seinem Denken und Fühlen einen so breiten Raum einnimmt[2]). Sein Liebesleben ist außergewöhnlich vielseitig. Goethe weicht in dieser seiner Eigenart von fast allen großen Menschen nordischen Ge-

[1]) Aus der eingehenden Schilderung des mediterranen Einschlags darf nicht gefolgert werden, daß dieser Anteil besonders stark war. Es soll durch die Darstellung nur das Vorhandensein dieses Einschlags erwiesen werden.

[2]) Mit diesem erotischen Zug in Goethe hängt eng zusammen das Sinnenfrohe seines ganzen Wesens. Schiller hat dieser Tatsache folgenden Ausdruck verliehen: „Er (Goethe) holt zuviel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist mir seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel."

blüts ab. Die Liebe Dantes zu Beatrice, die Beethovens zu der „Unsterblichen Geliebten", das ist nordische Liebe. Nordisch ist auch eine völlige Kälte, wie wir sie bei Kant finden, oder vorübergehende Ausschweifungen wie bei Schiller. Goethe ist ganz anders geartet. Er ist nicht etwa ausschweifend, dazu ist er ein viel zu gesammelter Lebenskünstler und Lebensbejaher. Goethe kann ohne ein weibliches Wesen überhaupt nicht leben; er befindet sich sozusagen dauernd im Bannkreise des Weiblichen. Er selbst spricht von einer dreimaligen Pubertät. Sein leidenschaftlichstes Liebesgedicht, die Karlsbader Elegie, schreibt er im 74. Lebensjahr. Auch als Greis arbeitet er am leichtesten, wenn ein weibliches Wesen im Zimmer anwesend ist. Während nordisch geartete Geister durch das Weib in ihrem Schaffen eher behindert werden, wird Goethe durch die Frauen im höchsten Maße gefördert, befruchtet. Die Erotik ist bei ihm die weiteste Quelle der geistigen und künstlerischen Produktion. Merkwürdig ist ferner Goethes Vorliebe für gebundene Frauen, wie sie auch bei Richard Wagner vorlag (Lotte, Maxe von Brentano, Frau von Stein, Marianne von Willemer — Frau Wesendonk, Cosima von Bülow, Judith Mendès).

Man wird diesen unnordischen Zug Goethes ebenso mediterran wie dinarisch bezeichnen müssen. Der dinarische Mensch zeichnet sich durch eine naive, urwüchsige, triebhafte Auffassung des Liebeslebens aus. Die tragischen Seiten des Liebeslebens treten mehr in den Hintergrund wie die tragischen Seiten des Lebens überhaupt. Das hoch- und süddeutsche Sprachgebiet, dem Goethes Ahnen entstammen, enthält einen nicht unerheblichen Bestandteil dinarischen Blutes. Die in Goethe vorliegende Rassenmischung ist also im wesentlichen nordisch-dinarisch-alpin-mediterran. Ganz zu fehlen scheint die fälische und die osteuropide Rasse.

Der nordisch-dinarisch-alpin-mediterranen Rassenmischung entspricht auch Goethes Sprache. Sie hat vor allem in späteren Jahren mehr etwas Verhüllendes, Geheimnisvolles als Klar-Ausgesprochenes. Goethes Schreibweise wirkt besänftigend, nirgends aufregend. Sie vermeidet scharf umrissene Ausdrücke[1]), hat häufig etwas Magisches, Orakelhaftes. Das Gesagte gilt auch in sachlicher Hinsicht. Goethe verschließt die Augen vor allen harten, vor allen scharfen Wahrheiten. Die Sinnlosigkeiten des Lebens sieht er nicht oder will sie nicht sehen, ebensowenig seine Tragik und Vergänglichkeit, worauf

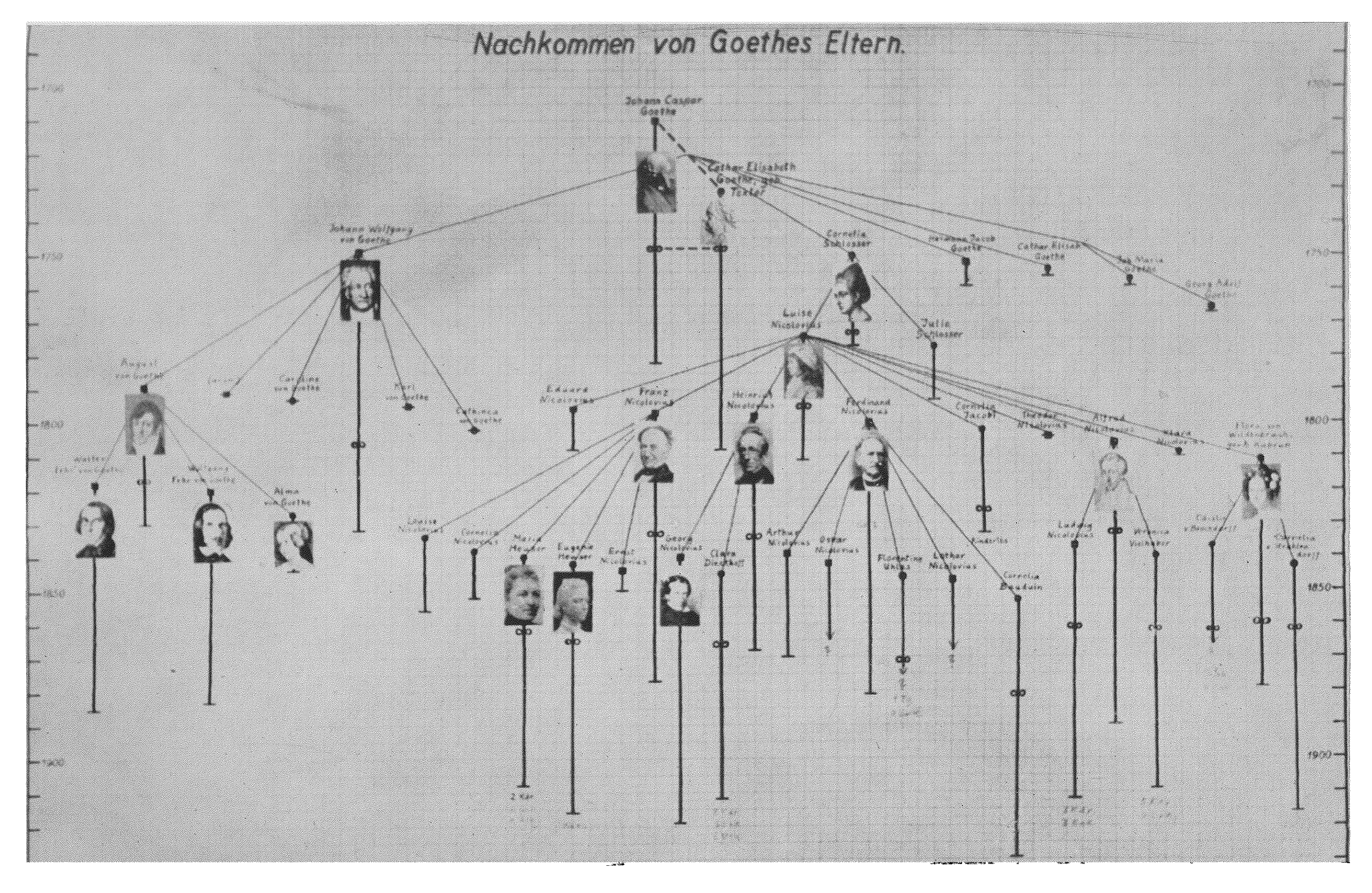
[1]) Vgl. Klages: Goethe als Seelenforscher, S. 51: „Goethes Intellekt bejaht stets nur zögend und fast nie ohne gewisse Einschränkungen."

wieder L e n z (a. a. O.) hinweist. Für Goethe ist das Leben nur ein „Gleichnis“. Der Grundton seines Wesens ist u n t r a g i s c h , ist tief o p t i m i s t i s c h. I m G r u n d e i s t a l l e s g u t , das Schlechte und Böse ist nur ein M i n d e r g u t e s , das der Welt zur Füllung, nicht zum Wesen dient. Goethes Daseinswille ist so groß, daß er, der Freigeist, an ein Fortleben nach dem Tode glaubt. Die Vorsehung ist verpflichtet, seiner Entelechie eine neue Daseinsform anzuweisen, wenn sie sich in diesem Dasein nicht voll auswirken kann (Gespräche mit Eckermann). Ja, er vertritt die Ansicht, daß nur kleine Menschen sterblich seien, große Menschen dagegen unsterblich. Ihr Wesen kann „nicht in Äonen untergehen“.

L e n z weist weiter auf Goethes Mangel an Sinn für t r a g i s c h e s H e l d e n t u m hin, das tiefste Wesenszeichen des nordischen Menschen. Aufs engste hängt damit zusammen ein undramatischer Zug, zumal des älteren Goethe.

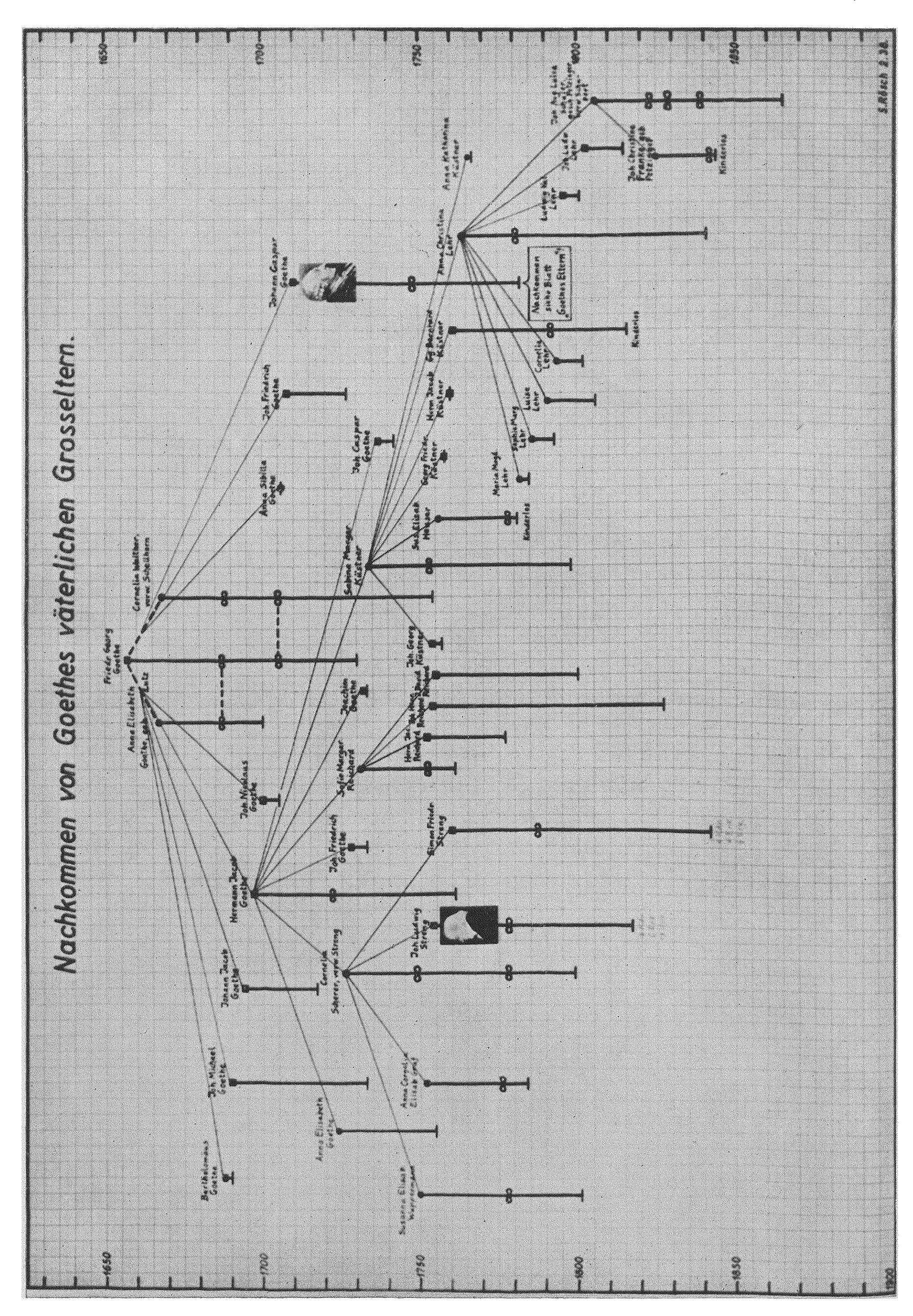
Im Einklang damit steht G o e t h e s W e l t a n s c h a u u n g im engsten Sinne. Ich möchte die Ausbildung der monistischen Weltanschauung, insbesondere aber die Ausbildung des Monotheismus, als hervorstechendsten und zugleich einzigartigen Zug des östlichen Menschen bezeichnen. Charakteristisch ist für diese Auffassung, daß nur ein einziges Prinzip als der Welt zugrunde liegend gedacht wird, daß dieses Prinzip mit allen Eigenschaften der Vollkommenheit ausgestattet wird und gleichzeitig als Schöpfer der Welt auftritt. Sämtliche monotheistische Religionen sind aus dem Osten hervorgegangen. Nur in einem östlichen Gehirn konnte der Gedanke entstehen, daß diese Welt mit all ihren Gebrechen, mit ihrer Unvollkommenheit und Vergänglichkeit, mit ihrem Leiden und Sterben das Werk eines allweisen, allgütigen und dabei allmächtigen Schöpfers sei.

Ich kenne nun keinen großen modernen Menschen, der in diesem Sinne so rein monistisch gedacht hat wie Goethe. Einen Gegensatz zwischen Gott und Welt gibt es für ihn nicht. A l l e s i s t G o t t - N a t u r. Daß diese Welt, wenn sie aus einem vollkommenen Prinzip hervorgegangen ist, auch Züge der Vollkommenheit an sich tragen müßte, dieser Gedanke steigt in Goethe überhaupt nicht auf. Alle Unvollkommenheit wird den Menschen zugeschrieben. Bezeichnend ist folgende Äußerung Goethes: „Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott an der Menschheit keine Freude mehr hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es ist alles danach angelegt und es steht in der fernen Zukunft schon Zeit und Stunde fest, wann diese Verjüngungsepoche eintritt. Aber bis dahin hat es gute Weile und wir können noch Jahrtausende

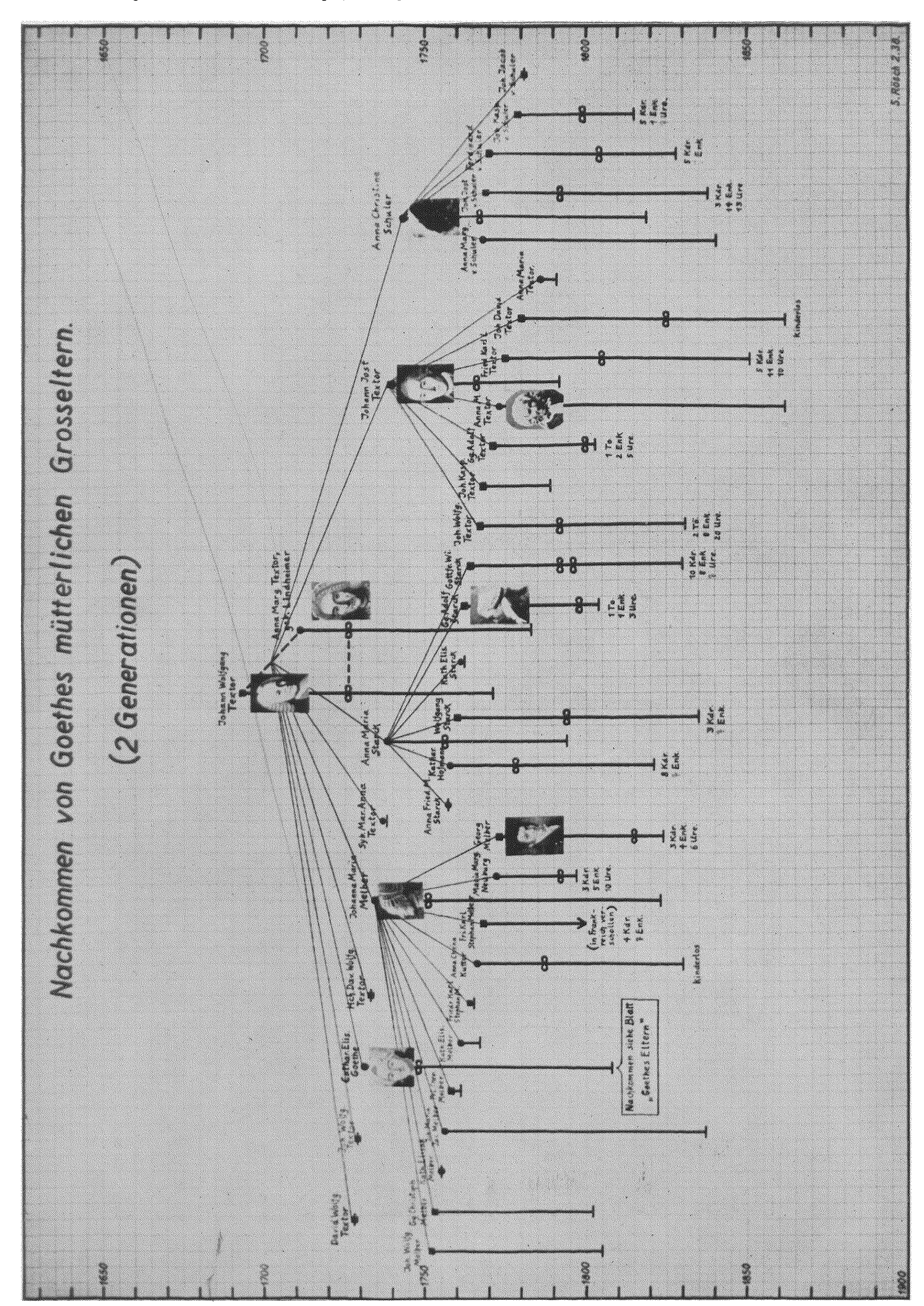


Die drei synoptischen Bilder-Familientafeln (Verfasser: Dr. S. Rösch in Wetzlar) geben einen Überblick über die nächste Verwandtschaft Goethes. Jede Person wird neben der Linie, die ihre Abstammung anzeigt, durch ihre senkrechte „Lebenslinie" bezeichnet (Jahreszahlen am rechten und linken Bildrand), mit deren Hilfe z. B. leicht überblickt werden kann, wer gleichzeitig am Leben war, wer nach früher Ehe lange lebte (Frau Rat) oder bald starb (Cornelia Schlosser) usw. Die Tafeln sind durch Bildnisse belebt, die infolge ihrer Kleinheit Einzelheiten nur andeuten können.

Verlag von Gustav Fischer in Jena

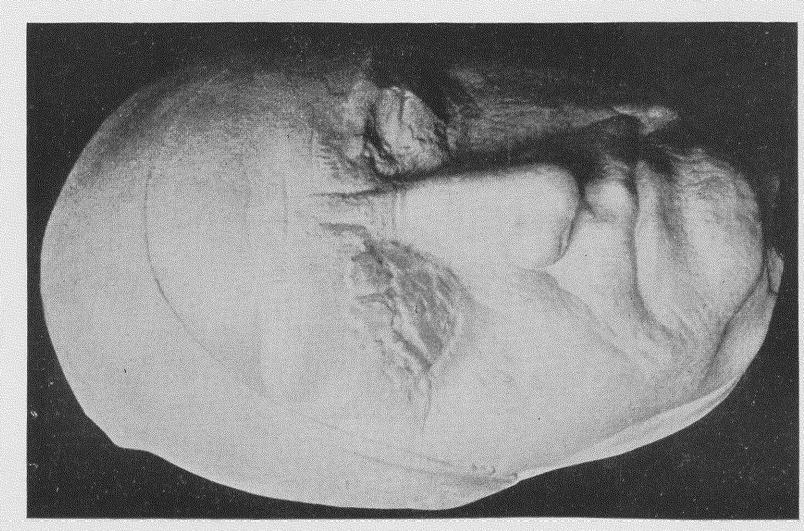


Verlag von Gustav Fischer in Jena



Verlag von Gustav Fischer in Jena





Johann Wolfgang Goethe,
Maske von Weißer



Johann Wolfgang Goethe,
erster Ausguß aus Schadows Form

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Johann Wolfgang Goethe



Jugendbild Goethes nach dem Kupferstich von Joh. Heinr. Lips



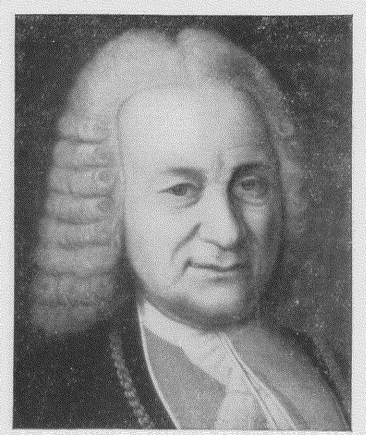
Goethes Schwester Cornelia



Goethes Mutter Catharina Elisabeth geb. Textor



Goethes Vater Joh. Caspar Goethe, Wirkl. Kaiserl. Rat



Goethes Großvater Johann Wolfgang Textor

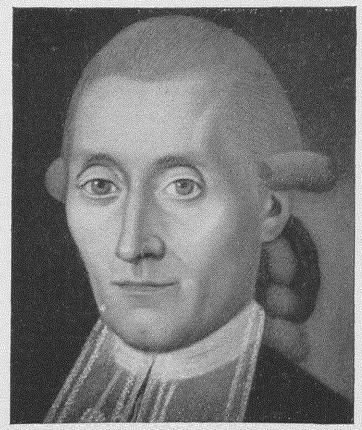


Goethes Großmutter Anna Marg. Textor geb. Lindheimer

Johann Wolfgang Goethe



Goethes Ururgroßvater
Joh. Wolfg. Textor, Prof. der Rechte



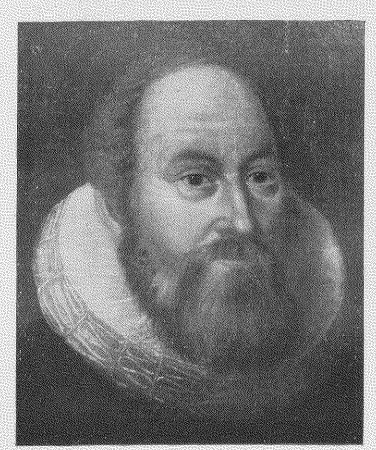
Dr. Joh. Jost Textor, Bruder der Frau Rat, Ratsherr in Frankfurt a. M.



Joh. Sigfried Textor



Johannes Steuber,
Professor in Gießen und Marburg



David Seip,
Rentmeister in Marburg

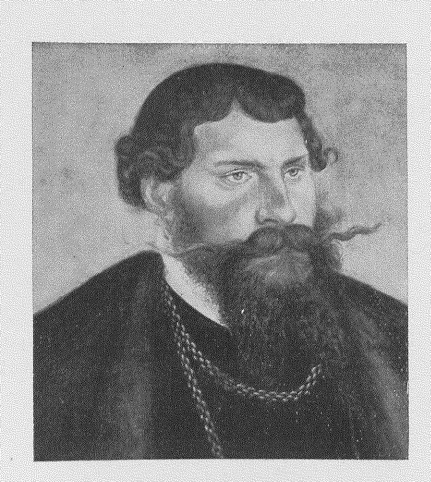


Dessen Gattin geb. Kornmann

Johann Wolfgang Goethe



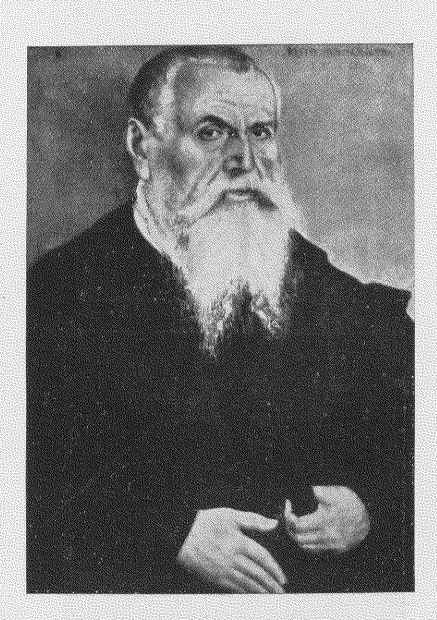
Jacob Schröter,
Bürgermeister von Weimar



Christian Pontanus,
Sachsen-Weimarischer Kanzler



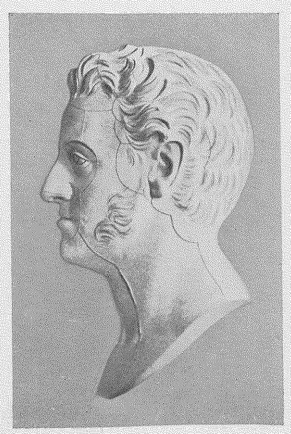
Gregorius Brück (Pontanus),
Deutscher Staatsmann



Lukas Cranach der Ältere
(Selbstporträt)

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Johann Wolfgang Goethe



Goethes Sohn
August Walther v. Goethe



Enkel Goethes: Walther v. Goethe



Enkel Goethes: Wolfgang v. Goethe



Goethes Enkelin: Alma v. Goethe



Lulu Schlosser, die Tochter Cornelias

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Johann Wolfgang Goethe



Goethes Großneffe,
Franz Nicolovius, Generalprokurator



Goethes Großneffe,
Ferdinand Nicolovius, Oberforstmeister



Goethes Großneffe,
Alfred Nicolovius, Prof. der Rechte



Goethes Großnichte, Flora Nicolovius verh. Kabrun (v. Wildenbruch)



Goethes Vetter, Joh. David Melber, Dr. med.,
Arzt in Frankfurt a. M., Sohn d. Tante Melber



Goethes Cousine,
Johanna Maria Jacobaea Melber

Verlag von Gustav Fischer in Jena

und Aberjahrtausende auf dieser lieben, alten Fläche, wie sie ist, allerlei Spaß haben.“

Das bisher Gesagte gilt auch auf dem Gebiete der Sittlichkeit. Für jeden nordisch Fühlenden ist Sittlichkeit Gegensatz, Überwindung der Natur, ein zweites Reich, das sich über der Naturordnung erhebt. Für Goethe ist Natur und Sittlichkeit dasselbe. Alles ist Natur. Dieser Auffassung, die das Böse beschönigt, der das Böse und Schlechte nur ein minder Gutes ist, entsprechen die Gestalt Mephistos und große Teile des „Faust“. Marinelli, Jago, Wurm, Richard III. sind Teufel. Mephisto dagegen ist eine Beschönigung des Teuflischen. Ihm fehlt die wichtigste Teufelseigenschaft: die Falschheit.

Alle wahrhaft nordischen Geister haben einen dualistischen Bruch in sich. Ganz besonders gilt dies von den nordischen Religionen. Sie sind entweder polytheistisch wie die griechische, altitalische, altgermanische, oder dualistisch wie die Religion Zarathustras. Ich möchte diese letzte als die typisch nordische, indogermanische bezeichnen. Der Gott des Lichtes, des Guten, liegt mit dem Gott der Finsternis, des Bösen, im Kampf. Pflicht des Menschen ist es, auf die Seite des Lichtgottes zu treten und diesem zum Siege zu verhelfen. Das ist nordisch gedacht.

Dem entspricht es, daß Goethe bis zu einem gewissen Grade aus der Reihe der sonstigen deutschen Genies herausfällt, eine Ausnahmestellung unter ihnen einnimmt. Walther von der Vogelweide, Dürer, Luther, Bach, Händel, Schiller, Kant, Grillparzer, Bismarck, Hebbel, Gluck, Schubert — das sind spezifisch deutsche Genien, in jedem anderen Land als Deutschland undenkbar. Goethe ist gewiß auch deutsch; aber er überragt das Deutschtum. Er hat, wie Mozart, Eigenschaften, die den Deutschen sonst abgehen. Die Universalität seines Wesens ist so erstaunlich, daß sie nur in den Genies der Renaissance eine Parallele findet. — Noch eine Reihe anderer Züge sind hier zu nennen, die alle in derselben Richtung weisen: Goethes kosmopolitische Gesinnung, seine untragische Auffassung der Welt, seine ungewöhnlich starke Lebensbejahung, endlich seine große Einfühlungsgabe gegenüber fremden Menschen und Kulturen.

Mit dem Hervorheben unnordischer Züge soll kein Werturteil verbunden werden. Bei Goethe sind gerade diejenigen Züge, die wir als weniger nordisch an ihm finden (seine optimistische Weltauffassung, seine große Einfühlungsgabe, sein Ausweichen gegenüber tragischen und düsteren Eindrücken, seine Friedensliebe, seine Versöhn-

lichkeit, seine Liebe zum häuslichen Herde), hygienisch betrachtet, die gesündesten[1]) an ihm; sie sind es, die ihn davor bewahrt haben, schwereren pathologischen Zuständen zu verfallen. Ebensowenig ist mit der Aufzeichnung unnordischer Züge gesagt, daß Goethe undeutsch sei. Nordisch ist nicht gleichbedeutend mit deutsch; was zu Zeiten der Ottonen oder Walthers von der Vogelweide als deutsch galt, ist es nicht zu Zeiten Goethes. Der Begriff des Deutschen hat sich im Laufe der Jahrhunderte stark gewandelt.

Damit ist gleichzeitig ein Urteil über die Bedeutung der Rassenmischung für Goethe abgegeben: Die Rassenmischung ist bei Goethe nicht nur vermutlich, sondern sicher eine Voraussetzung seiner großen Leistungen. Sie ist gleichzeitig die Hauptursache seiner ganz ungewöhnlichen Vielseitigkeit. Nicht minder ist gewiß, daß die breite rassische Grundlage, die in Goethe vorliegt, eine wesentliche Ursache seiner europäischen und seiner Weltgeltung ist. Eine ganz andere Frage ist es, ob es für ein nordisch bestimmtes Volk[2]), wie das deutsche, förderlich ist, wenn sein größter Dichter, das bewußte und unbewußte Vorbild und Ideal seiner Jugend, neben nordischen Zügen auch stark unnordische Eigenschaften aufweist[3]).

Das Wunderbarste ist nun aber, wie diese verschiedenartigen Elemente in Goethe zur Einheit verschmolzen sind. Eigenschaften, die sich gegenseitig auszuschließen scheinen, stehen bei ihm in schönster Harmonie. Auffallend ist zunächst die Verbindung von Pedanterie mit ungewöhnlicher Genialität und Vielseitigkeit; ebenso auffallend ist die Verbindung von Ordnungsliebe und ausgesprochen konservativer Gesinnung mit großer Wandelbarkeit und Vielseitigkeit seines Liebeslebens. Nicht minder wunderbar ist die

---

[1]) Es wäre ungerecht, nicht anerkennen zu wollen, daß die dinarische und mediterrane Rasse lebensfreudiger sind als die nordische Rasse, daß hier eine biologisch wertvolle Eigenschaft vorliegt. Vielleicht hängt der zahlenmäßige Rückgang der nordischen Rasse mit ihrer zu großen Gewichtigkeit, mit ihrer nicht selten tragischen Auffassung der Welt zusammen.

[2]) Das deutsche Volk ist nordisch bestimmt in dem Sinne, daß der nordische Rassenanteil seine Kultur, vor allem seine Sprache, geformt hat und noch heute sein Schönheitsideal bestimmt, auch bei überwiegend unnordischen Menschen.

[3]) Die Wahrheitsliebe gebietet, auszusprechen, daß Goethe eine Reihe nichtnordischer Eigenschaften hatte. Diese Erkenntnis schließt einen Kampf für den nordischen Gedanken nicht aus, sondern sie — fordert ihn. Denn Goethe hatte auch viele nordische Eigenschaften, ist ohne die nordische Rasse undenkbar. Da die Entnordung Deutschlands leider andauernd fortschreitet, so sind große Dichter, wie Goethe, in Zukunft nur dann möglich, wenn der weiteren Entnordung Deutschlands und Europas Einhalt geboten wird. Jede Kultur stirbt ab, wenn die Rasse stirbt, der sie ihre Entstehung verdankt.

Vereinigung von starker Erregbarkeit und „Zornmütigkeit“ mit starker Friedensliebe und Versöhnlichkeit. So wird es auch verständlich, daß Goethe manchem Autor überwiegend nordisch erscheint, während andere Schriftsteller ganz andere Eigenschaften in ihm verkörpert sehen.

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß in Goethe eine der großartigsten Synthesen nördlichen und südlichen Wesens vorliegt. Es handelt sich um eine ähnliche Blutmischung wie bei den Hellenen zur Zeit ihrer Blüte. In Goethe hat uns ein gnädiges Geschick den Mann geschenkt, dem gleich den Hellenen das Ebenmaß, das *Μηδὲν ἀγαν* oberstes Gesetz war, der in maßvoller Abklärung einen Ruhepunkt, ein Sich-selbst-Gleiches und Bleibendes darstellt inmitten des wogenden, chaotischen, in sich selbst zerspaltenen deutschen Wesens, das stets wird und nie ist, das sich unaufhaltsam wandelt und doch nie zu sich selbst kommt. Trotz starker Gegensätze, die Goethe in sich barg, ist er der inneren Gefahren Herr geworden; durch eine Selbsterziehung, die ohne Beispiel dasteht, hat sich Goethe zur harmonischen Persönlichkeit durchgebildet.

Zusammenfassung und Schluß

Wir haben Tatsachen, die für Goethes Genie von Bedeutung waren, in reichem Maße kennengelernt: Zunächst die starke Stammeskreuzung bei ihm und den näheren Vorfahren. Kein einziger der nächsten Vorfahren gehörte nur einem Volksstamm allein an. Sechs bis sieben Volksstämme, symmetrisch gekreuzt, sind schon in den sechs ersten Generationen nachweisbar. Die begabtesten deutschen Stämme, der fränkische, der thüringische, der schwäbische, der obersächsische sind in Goethes Ahnentafel vertreten. Sodann die starke Rassenkreuzung. Goethe ist das Produkt der Mischung von mindestens vier großen, kulturell schöpferischen Rassen: der nordischen, der dinarischen, der mediterranen und der alpinen[1][2] Rasse. Besonders entscheidend für seine Persönlichkeit ist der nordische, der dinarische und der mediterrane Einschlag. Der nichtnordische Rassen-

[1]) Ich halte auch die alpine Rasse für eine kulturell schöpferische Rasse, was ich an anderer Stelle nachweisen werde.

[2]) Andererseits muß hervorgehoben werden, daß in Goethe nur europäische Rassen sich mischen. Aus der glücklichen Rassenmischung, die in Goethe vorliegt, darf ja nicht der Schluß gezogen werden, daß jede Rassenmischung, auch eine solche zwischen weit voneinander abstehenden Rassen, kulturell günstig wirkt!

anteil ist bei Goethes Eigenart von Bedeutung in gesundheitlicher Richtung und damit für Goethes Leistungen und geistige Gesamterscheinung. Er gibt Goethe die besondere Färbung und ist wesentliche Bedingung seiner Vielseitigkeit.

Von großer Bedeutung ist ferner die Tatsache, daß in Goethes mütterlicher Ahnenreihe, besonders dem Aste Seip, eine große Anzahl begabter, zum Teil hochbegabter Persönlichkeiten auftritt. Wohl kein großes Genie aus bürgerlichen Kreisen hatte unter seinen Vorfahren so viel geistig bedeutende Menschen, die sich zum Teil auch schriftstellerisch und künstlerisch betätigt haben, wie Goethe.

Die wohl wichtigste Voraussetzung der Genialität Goethes ist die große, zum Teil polare Verschiedenheit der Eltern in Charakter und geistigen Anlagen und eine dementsprechende Ergänzung ihrer Eigenschaften. Diese Bedeutung wird noch dadurch erhöht, daß in den Eltern zwei Stände, der Handwerker- und Patrizierstand, zusammentreffen und sich mischen, daß auf mütterlicher Seite altes Kulturblut rollt, das zum Teil auf die antike Welt zurückgeht, und daß ihm auf väterlicher Seite ein gänzlich anders geartetes, aus den Volkstiefen stammendes, aufstrebendes Element entgegentritt, endlich, daß zu der hohen Begabung der mütterlichen Ahnenreihe ein psychopathischer Zug auf seiten des Vaters tritt, der bei Goethe selbst als mäßig erscheint und bei ihm nur befruchtend, nirgends zerstörend wirkt.

Eine weitere wichtige Voraussetzung von Goethes Gesamterscheinung ist die Tatsache, daß in der aufsteigenden Ahnenreihe sehr häufig der Fall eintritt, daß ein Mann aus niederer gesellschaftlicher Schicht eine Frau aus einer sozial höherstehenden Sphäre heiratet, was biologisch betrachtet eine Auslese, in sozialer Hinsicht einen Auftrieb darstellt. Dieser Erscheinung verdankt wohl Goethe neben seiner Begabung seinen ungewöhnlichen Fleiß, die Tüchtigkeit, Kraft und Gediegenheit seines Wesens, auch das außerordentliche Maß von Selbstbeherrschung, das er sich mit fortschreitendem Alter erringt.

Goethe selbst verläßt diese bewährte Tradition seiner Ahnen und leitet dadurch den Niedergang seines Geschlechts ein. Besonders bewundernswert und ein Zeugnis ungewöhnlicher geistiger Kraft und Selbständigkeit ist aber die Tatsache, daß Goethe von der unter ihm stehenden Christiane sich nicht herabziehen läßt, sondern seine geistig-ethische Persönlichkeit und die Freiheit seines Schaffens ihr gegenüber behauptet und bewahrt.

Wenn wir alle diese Gesichtspunkte berücksichtigen, so können wir uns doch nicht der Einsicht verschließen, daß durch sie Goethes Genie zwar verständlicher, aber noch nicht hinreichend erklärt wird.

Wir müssen annehmen, daß in jeder Keimzelle die Eigenschaften der Vorfahren in anderer Weise gemischt sind, daß sehr viele Keimzellen Anlagen enthalten, die in anderen überhaupt nicht enthalten sind. Sehr viel, ja das Entscheidende hängt nun davon ab, ob die Anlagen in der konkreten väterlichen und mütterlichen Keimzelle zusammenpassen, wie sie zusammenstimmen, sich ergänzen und wechselseitig durchdringen. Hier sind unendliche Kombinationsmöglichkeiten vorhanden[1]).

Bei der Frage der Genieentstehung scheinen außerdem rein physiologische Momente leicht übersehen zu werden. Der Gesundheitszustand der Eltern zur Zeit der Zeugung und ihre gegenseitige Anpassung spielen sicher eine Rolle, nach der Volksüberzeugung sogar die Stimmung im entscheidenden Augenblick. Auch die Tatsache, daß das zweite oder dritte Kind einer Ehe meist harmonischer veranlagt ist als das älteste, gibt zu denken. Das älteste Kind fast jeder Familie ist weniger harmonisch, sehr häufig etwas problematisch, meist aber strebsamer veranlagt als die jüngeren Kinder, wie ich mich durch häufige Beobachtung überzeugt habe.

Vor allem aber wird man annehmen müssen, daß die einzelnen Keimzellen (Samen und Ei) verschieden vollkommen entwickelt[2]) sind, wie man dies an den Blättern und Blüten jedes Baumes beobachten kann. Wie sollte sonst der gewaltige Unterschied in dem Grad der geistigen Begabung zwischen Genies und ihren Geschwistern erklärt werden? Der Bruder Kants war durchschnittlich begabt, ebenso die Brüder Beethovens, diese außerdem wenig hochstehend. Genügt hier die Erklärung, daß bei der Zeugung des einen bestimmte Vererbungsträger, bei der des anderen andere ausgeschieden wurden? Wir müssen vielmehr annehmen, daß die einzelnen Keimzellen verschieden vollkommen entwickelt sind, daß die bei der Entstehung des Genies zur Befruchtung kommenden Keimzellen eine besonders vollkommene Ausbildung erfahren haben, besonders hinsichtlich der Teile, in denen Gehirn und Nervensystem präformiert sind, und daß es ein Zufallstreffer, ein Glückstreffer seltenster Art ist, daß gerade solche Keimzellen zur Befruch-

[1]) Hierauf beruht es, daß jedes Individuum im strengen Sinn einzigartig ist, niemals war und niemals wiederkehrt, trotzdem alle seine Anlagen durch Vererbung festgelegt sind. Es gibt keine Wiederkunft, am wenigsten eine „ewige Wiederkunft".

[2]) Vgl. Stockard, Charles P.: Die körperliche Grundlage der Persönlichkeit. Ins Deutsche übertragen von Klaus D. Rosenkranz. Jena 1932, S. 69 ff., S. 105.

tung gelangen. Nur so läßt sich die geniale Begabung hinreichend erklären. Die Richtung und die Art der geistigen Begabung, Temperament und Charaktereigentümlichkeiten sind durch die Ahnentafel weitgehend bestimmt. Die Qualität und die Stärke der geistigen Begabung hängen m. E. nicht allein von der Ahnenreihe als solcher ab, sondern auch von der Vollkommenheit der konkreten Keimzellen und dem Zustand des elterlichen Organismus zur Zeit der Zeugung.

Diese Ansicht erhält eine gewisse Bestätigung von der psychologischen Seite her. Genie ist höchste Geisteskraft im allgemeinen. Diese höchste Geisteskraft hat etwas Dämonisches, Urtümliches, der Natur unbedingt Nahestehendes, in manchen Fällen sogar etwas Rohes an sich (Genies der Tat: Karl der Große, Attila, Napoleon). Im Genie nähert sich der Mensch plötzlich wieder dem Naturzustand. Je größer das Genie, desto größer die Nähe zur Natur (Shakespeare). Kraft ist ein unbedingtes Erfordernis des Genies. Biologisch scheint mir diese Eigenschaft am besten durch die Annahme einer besonders starken und vollkommenen Ausbildung der Keimzellen erklärt zu werden. — Zu dieser Grundeigenschaft tritt eine spezielle Begabung auf einem oder mehreren Gebieten, die in bestimmten Ahnenreihen ingezüchtet ist. Die geniale Urkraft wirft sich gleichsam auf diese Begabung, bemächtigt sich ihrer. Damit ist die geniale Anlage fertig. An sich kann sich diese auf ganz untergeordneten, banalen Gebieten betätigen, z. B. auf dem Gebiet des Fechtens, Tanzens; dann entsteht ein Fechtgenie oder Tanzgenie. Verbindet sich die Urkraft mit Gaben auf höherem geistigen Gebiet, so entsteht das, was wir Genie im engeren Sinne nennen: das künstlerische, wissenschaftliche, philosophische Genie.

Für die Entstehung des Genies scheinen folgende Voraussetzungen unerläßlich:

1. Eine ungewöhnlich vollkommene und starke Ausbildung der Keimzellen, aus denen das betr. Genie entstanden ist, insbesondere der Teile, in denen Gehirn und Nervensystem vorgebildet sind. Außerdem ein ganz bestimmtes Zusammenpassen der in den konkreten Keimzellen präformierten elterlichen Anlagen.
2. Unter den Ahnen eine Reihe von Familien, in denen bestimmte Begabungen ingezüchtet sind; im weitesten Sinne gesprochen: Kultur. Dazu tritt

3. ein chaotisches Element, das in einer lebhaften Mischung und Vermischung in den letzten Ahnenreihen besteht und die ingezüchteten Triebe und Begabungen wieder lockert und beweglich macht.

Von ganz besonderer Vorzüglichkeit sind Mischungen, in denen zu altem Kulturblut Natur, eine Beimischung frischen, nicht unbegabten ländlichen Blutes hinzutritt. Dies war bei Lionardo da Vinci, bei Goethe und sicher auch bei Mozart der Fall, die von jeher zu den genialsten Menschen aller Zeiten gerechnet worden sind.

Es ist einleuchtend, daß in dem Augenblick, in dem die ingezüchteten Talente gelockert und beweglich gemacht werden, eine erhöhte Sensibilität entsteht, daß die Gefahren wachsen, und auch pathologische Erscheinungen sich leichter bilden als sonst, besonders in vorgeschrittenen Zeiten der Kultur. Sehr häufig ist das Genie infolge der eigenartigen Verbindung von Natur und Kultur, von Inzucht und Vermischung pathologisch veranlagt. Dann steht dicht neben der Stärke und Kraft eine Schwäche. Die Verbindung beider ist in vielen Fällen so unbegreiflich und widerspruchsvoll, daß man leicht am Genie irre wird und sein Wesen verkennt. Aber notwendig sind diese pathologischen Erscheinungen nicht, und sie sind auch im Jugendalter der Völker nicht vorhanden. Am Anfang ihrer Geschichte sind die Völker gesund und ebenso ihre Genien. Betrachtungen, die sich mit Untersuchungen des Genies befassen, werden fast immer erst in Zeiten reifer Kultur angestellt; die betr. Schriftsteller ziehen naturgemäß die Genies ihres Zeitalters heran und die homologen Erscheinungen anderer Kulturen. Sie vernachlässigen die Genies beginnender und aufsteigender Kulturen, betrachten diese womöglich nicht als ganz vollwertig. Demgemäß wird unter den Genies der Tat Alexander der Große, Caesar, Napoleon betrachtet, dagegen nicht Theodorich, Karl der Große, Alfred der Große, Otto der Große, und doch ist es sicher, daß die zuletzt Genannten ebenso schöpferisch und wahrscheinlich viel gesünder waren, jedenfalls aber viel segensreicher und auch grundlegender für ihre Völker gewirkt haben als die Erstgenannten. Bei Dichtern behandelt man Dante, Shakespeare, Goethe, dagegen nicht den Dichter der homerischen Gesänge, den des Nibelungen- und Gudrun-Liedes, nicht Walther von der Vogelweide oder Wolfram von Eschenbach, und doch ist es einleuchtend, daß die größere Gesundheit bei den

zuletzt Genannten liegt, und daß die Ilias und das Nibelungenlied ebenso große Dichter voraussetzen wie „Hamlet“ und „Faust“.

Es ist eine Hauptaufgabe der Rassenhygiene, die Voraussetzungen für die Entstehung g e s u n d e r G e n i e n zu schaffen, wenn dies

Ahnentafel

Landbewohner

32 Hans **Goethe** **Heimbürge** (Bauern)	**33** Elsa **Schultze** † 1637 (Bauern)	**34** ?	**35** ?	**36** ?	**37** ?	**38** ?	**39** ?	**40** Georg **Walther** Bäcker, † 1632	**41** Eva **Fronmüller** wohl Bauern-Tochter	**42** Georg **Dürr** wohl Bauer, † 1625	**43** Margaretha **Erbart** wohl Bauern-Tochter, † 1626	**44** Leonhard **Streng** Schulmeister, 1577—1632	**45** Barbara **Karpf** Bauern-Tochter (?)	**46** Johann **Auel** Bauer (Bauern)	**47** ? (Bauern)

16 Hans **Goethe** Gemeindevorsteher Branntweinbrenner † 1686	**17** Sibylle **Werner** † 1652	**18** Johann **Werner** Lehrer, † vor 1670	**19** ?	**20** Jacob **Walther** Schloßbedienter später Weingärtner 1600—	**21** Barbara **Dürr** 1605—	**22** Andreas **Streng** Schneidermeister † 1666	**23** Margarethe **Auel** † 1665

8 Hans **Goethe** Hufschmied Ratsmitglied in Artern 1633—1694	**9** Sibylle **Werner** † 1689	**10** Georg **Walther** Schneidermeister 1638—1704	**11** Anna **Streng** 1638—1709

4 Friedrich **Goethe** 1657—1730 Schneidermeister, später Gastwirt	**5** Cornelia **Walther** 1668—1754

2 Johann Kaspar **Goethe** 1710—1782 Wirkl. Kaiserl. Rat

1 Johann

in hochentwickelten Zeiten auch sehr schwer ist, Genien, in denen die besten Eigenschaften ihrer Rasse, ihres Volkes, ihrer Zeit sich verkörpern, die ihren Völkern wirkliche Führer zu erstrebenswerten Zielen, zu aufsteigenden Werten sind.

Goethe

überwiegend Stadtbewohner

48 Wolfgang **Weber** (Textor) Gräfl. Kanzleidirektor 1588—1658	**49** Magdalena Praxedis **Enslin** Rats-Tochter 1613—1673	**50** Wolf. Heinrich **Priester** Dekan 1611—1676	**51** Anna Margaretha **Köhler** Pfarrers-Tochter 1607—1652	**52** Peter **Appel** Weinhändler, † 1658	**53** Anna Margaretha **Schwind** Kupferstechers-Tochter 1604—1656	**54** Martin **Walther** Bierbrauer, † 1639	**55** Elisabeth **Köhler** Steinmetz-Tochter 1600
56 Georg **Lindheimer** Metzger 1595—1672	**57** Margaretha **Mohr** gen. **Weilburger** Metzger-Tochter 1602—1632	**58** Conrad **Windecker** Weinhändler 1601—1653	**59** Elisabeth **Schröder** Bürgermeister-Tochter 1604—1646	**60** Johannes **Seip** Syndicus und Advocat 1614—1681	**61** Elisabeth **Schröter** Kanzler-Tochter 1618—1680	**62** Joh. Engelhard **Steuber** Superintendent 1618—1683	**63** Catharina **Scheibler** Handelsmann-Tochter 1634—1709

24 Joh. Wolfg. **Textor** Universitätsprofessor (Jurist) 1638—1701	**25** Anna Marg. **Priester** 1640—	**26** Joh. Nik. **Appel** Weinhändler Ratsherr 1627—1702	**27** Anna Maria **Walther** 1633—1713	**28** Joh. **Lindheimer** Metzger u. Viehhändler 1627—1694	**29** Anna **Windecker** 1631—1707	**30** Joh. David **Seip** Geheimrat (Jurist) 1652—1729	**31** Cath. Elis. **Steuber** 1657—1724

12 Christoph Heinrich **Textor** Hofgerichtsrat 1666—1716	**13** Maria Catharina **Appel** 1665—1741	**14** Cornelius **Lindheimer** Advokat u. Prokurator 1671—1722	**15** Elisabeth Catharin **Seip** 1680—1759

6 Johann Wolfgang **Textor** Reichs-, Stadt- und Gerichtsschultheiß 1693—1771	**7** Anna Margaretha **Lindheimer** 1711—1783

3 Katharina Elisabeth **Textor** 1731—1808

Wolfgang **Goethe**

Ludwig van Beethoven

Beethoven war von kleiner, stämmiger Gestalt, etwa 1,60 m groß. Körperbau und Muskulatur waren stark entwickelt; sie schienen den gewaltigsten Stürmen Trotz bieten zu können. Beethoven hatte (wie Michelangelo) schwarze oder schwarzbraune Haare und eine dunkle Hautfarbe. Er wurde in seiner Jugend der „Spangol" genannt (Spagnuolo; Anspielung auf die dunkle Gesichtsfarbe vieler Spanier)[1]. Das Gesicht war in späteren Jahren häufig dunkel gerötet. Die Nase war breit, kurz und eckig, die Augen klein, weit auseinanderstehend, tiefliegend und stark leuchtend. Die Farbe war blaugrau[2], der Haarwuchs sehr stark, ebenso der Bartwuchs. Der Kopf war groß, die Stirn breit, der Schädel lang (vgl. Abbildung)[3]. Die Gesichtshöhe war verhältnismäßig gering. Die Windungen des Gehirns sollen besonders reich und tief gewesen sein, wie sich bei der Sektion zeigte[3].

Carl Maria von Weber gibt eine sehr anschauliche Schilderung des Äußeren Beethovens. Er schreibt anläßlich eines Besuches bei ihm im Jahre 1823, also vier Jahre vor Beethovens Tod: „Das Haar dick, grau, in die Höhe stehend, hier und da ganz weiß, Stirne und Schädel wunderbar breit gewölbt und hoch wie ein Tempel, die Nase viereckig wie die eines Löwen, der Mund edel geformt und weich, das Kinn breit mit jenen wunderbaren Muschelfalten, die alle seine Portraits zeigen, und aus zwei Kinnbackenknochen gebildet, die dafür geschaffen schienen, die härtesten Nüsse knacken zu können.

---

[1]) Vgl. Thayer, A. W.: Ludwig van Beethovens Leben, 2. Aufl., Bd. 1, S. 158: „Kurz, gedrungen, breite Schultern, kurzer Hals, dicker Kopf, runde Nase, schwarzbraune Gesichtsfarbe; er ging immer etwas vornüber gebückt. Man nannte ihn im Haus als Jungen ‚Der Spangol'."

[2]) Nach den Angaben des Malers August von Klöber (1793—1864), der Beethoven 1818 portraitierte, hatte Beethoven blaugraue Augen. Diese Angabe eines Malers verdient mehr Beachtung als die Angabe Schindlers. — Vgl. Th. von Frimmel: Beethoven-Studien, I, S. 71.

[3]) Vgl. über die zweite Ausgrabung 1888: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 18 (1888), S. 73 ff. Bemerkenswert ist, daß das Gesichtsskelett Beethovens kleiner und viel schmaler war als das Schuberts (vgl. a. a. O., S. 79).

Über das breite, blatternarbige Gesicht war dunkle Röte verbreitet; unter den finster zusammengezogenen buschigen Brauen blickten kleine, leuchtende Augen mild auf die Eintretenden; die zyklopisch viereckige Gestalt, welche die Webers nur wenig überragte, war in einen schäbigen, an den Ärmeln zerrissenen Hausrock gekleidet." Man könnte glauben, diese Worte habe ein Rassenforscher geschrieben. —



Lysers Beethovenfigur

Die Bilder der Eltern Beethovens sind nicht sicher beglaubigt, werden deshalb hier nicht wiedergegeben. Der Vater, Johann van Beethoven, war Hoftenorist in der Kapelle des Kurfürsten in Bonn. Er soll ein großer, stattlicher Mann gewesen sein. Eine andere Schilderung lautet: „Mittlere Größe, längliches Gesicht, breite Stirne, runde Nase, breite Schultern, ernsthafte Augen, etwas Narben im Gesicht, dünnes Haarzöpfchen[1]). Johann van Beethoven zeigte schon früh einen unsteten[2]), leichtfertigen Geist. In späteren Jahren, besonders nach dem Tode seiner Frau, sprach er dem Alkohol übermäßig zu. In musikalischer Richtung war er gut veranlagt und hatte auch eine gute Stimme.

Viel mehr als den Vater liebte Beethoven seine Mutter, Maria Magdalena geb. Keverich, der er als Mensch überwiegend nachschlug, besonders in ethischer Hinsicht. Ihre Frömmigkeit und Sanftmut hebt Beethovens Freund Wegeler hervor, ihr Wohlwollen gegen die Ihrigen und ihre Gutmütigkeit erhellen aus allen Mitteilungen. Ihr Äußeres wird folgendermaßen geschildert: „Eine schöne, schlanke Person ... ziemliche Größe, längliches Gesicht, etwas gebogene Nase, mager, ernsthafte Augen." Eine Hausgenossin berichtet von ihr, daß sie Madame Beethoven nie habe lachen sehen, sie sei immer ernsthaft gewesen. Aus Äußerungen von ihr geht hervor, daß sie ziemlich schwernehmend gewesen ist — ein Zug, der

---

[1]) Vgl. Thayer, a. a. O., S. 107. Die Schilderung rührt von Hausgenossen her, die nicht den gebildeten Kreisen angehörten.

[2]) Vgl. van Aerde: Les ancêtres flamands de Beethoven, 1927: „Les van Beethoven se caractérisent par leur humeur vagabonde."

auch bei ihrer Mutter, Anna Klara geb. Westorff, vorlag und von beiden auf Beethoven vererbt worden ist. Die ernsten und schwernehmenden wie auch die innigen Seiten seines Wesens scheint Beethoven vorzugsweise von seiner Mutter geerbt zu haben.

In neuester Zeit sind ihre Gebeine ausgegraben worden[1]). Nach dem Befund war der Schädel 172 mm lang, 149 mm breit, der Schädelindex demnach 86,63, also hyperbrachykephal. Die Schädelwände waren, wie bei ihrem Sohn, sehr dick (5—6 mm), das Knochengerüst kräftig und schwer. Der Unterkiefer zeigt einen fälischen Einschlag. Die Körperlänge betrug 159,4 cm. Das Gesichtsskelett deutet auf ein schmales, langes Gesicht mit etwas vorspringender Oberlippe. Die Gesichtsform war also bei der Mutter anders als bei ihrem Sohn. Dagegen hatte auch er die etwas vorspringende Oberlippe. Eine sehr große Ähnlichkeit zwischen beiden liegt in allen anderen Formen des Skeletts vor. Die Schwere des Knochengerüsts, die dicken Schädelwände und die Form des Unterkiefers lassen, wie bei Beethoven, einen starken fälischen Einschlag, die Breite des Schädels einen alpinen Einschlag erkennen.

Der väterliche Großvater, Ludwig van Beethoven (nach dem der Enkel benannt ist), war Sänger und später Kapellmeister des Kurfürsten in Bonn. Er stammte aus dem flämischen Teil Belgiens, aus Mecheln bei Antwerpen. Er war ein kleiner Mann, von gedrungener kräftiger Gestalt, mit hellen, äußerst lebhaften, freundlichen Augen. Seine Herzensgüte wird gerühmt. Beethoven liebte und verehrte seinen Großvater und Paten sehr. Das sicher beglaubigte Bild zeigt äußerst ansprechende, vorwiegend nordische Züge; die Gesichtsfarbe war dunkel wie bei seinem Enkel, was in Verbindung mit seiner Gesichtsform auf einen mittelländischen Einschlag schließen läßt[2]). Der Großvater war unter den näheren männlichen Vorfahren die bedeutendste Persönlichkeit, der nach verschiedenen Richtungen eine entscheidende Rolle zukommt. Zunächst als Vertreter des niederdeutschen Volkstums unter den Ahnen. Beethoven ist der einzige große deutsche Künstler, der hochdeutsches und niederdeutsches Wesen und Blut in sich vereinigt. Besonders erwähnt werden muß, daß das holländisch-

[1]) Vgl. Zeitschrift für Musik, Jahrg. 102 (1935), S. 1216 ff.

[2]) Seine Großmutter, Magdalena Gouffau, war wallonischer Abstammung (vgl. Ahnentafel). Beethoven hat demnach auch einen leicht romanischen Einschlag (wie Weber und Lortzing). Die wallonische Abstammung von Magdalena Gouffau geht daraus hervor, daß unter ihren Verwandten die Namen Battily, Rousseau, Chaufoureau, Delsart, Delsair auftreten. Vgl. van Aerde, a. a. O., S. 44 (Anm. 3).

flämische Gebiet entscheidend in die Entwicklung der Musik eingegriffen und große Komponisten hervorgebracht hat, so Orlando di Lasso. Da Beethoven seine musikalische Begabung vorwiegend vom Vater und dem Großvater geerbt hat, so ist der flämische Einschlag auch nach dieser Richtung von großer Bedeutung. Er zeigt sich auch in Beethovens seelischer Artung. Der ausgesprochene Zug zur Freiheit und Ungebundenheit, sein freimütiges und selbstbewußtes Auftreten gegenüber Fürsten und Adel (damals etwas Unerhörtes) ist viel mehr holländischen als deutschen Ursprungs. — Der Großvater war sehr musikalisch und ein sehr geachteter und tüchtiger Künstler, Kapellmeister und Sänger. Er war außerdem durch Charaktereigenschaften ausgezeichnet.

Weniger günstig lauten die Nachrichten über die väterliche Großmutter Maria Josepha geb. Poll. Sie wurde von einem schweren Leiden befallen und soll dem Alkohol zugesprochen haben, ein Zug, der sich auf ihren Sohn, Beethovens Vater, vererbt hat. Sie wurde in einer Anstalt in Köln untergebracht. Sie scheint, wie die väterliche Großmutter Schopenhauers, eine etwas pathologische Persönlichkeit gewesen zu sein. Wir wissen über sie sehr wenig. Bis heute ist es trotz eifrigen Forschens nicht gelungen, ihre Herkunft sicher festzustellen.

Der mütterliche Großvater, Heinrich Keverich, war in Ehrenbreitstein Oberhofkoch und Vorsteher des gesamten Hofküchenwesens des Kurfürsten von Trier; die näheren Vorfahren Beethovens standen alle im Hofdienst. Diesem Umstand hat Beethoven seine frühe musikalische Ausbildung, manche Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten und sein rasches Emporkommen als Künstler zu verdanken. Er war, wie die meisten älteren großen Tondichter, ein Meister in seiner Kunst in einem Alter, in dem die heutigen Jünger der Kunst nicht selten erst anfangen. — Über die mütterlichen Verwandten und Vorfahren Beethovens finden sich nur günstige Nachrichten. Der Onkel Beethovens, Johann Peter Keverich, Prior des Karmeliter-Klosters zu Koblenz, wird im Sterberegister von St. Kastor zu Koblenz (26. Juli 1770) als Mann von seltener Frömmigkeit gerühmt. Bei der Großmutter, Anna Klara geb. Westorff, steigerte sich die Frömmigkeit[1]) am Schluß ihres Le-

[1]) Über ihre Frömmigkeit legt der Eintrag ins Sterberegister Ehrenbreitstein ein beredtes Zeugnis ab: „13. (9.) obiit piissime in Domino piissima Vidua ac praenobilis foemina Clara Kewerich . . . aetatis 63. annorum pia in Valle nostra, aspera ac diuturna mortificationis opera sequuntur eam.“

bens zu einer Art religiösen Wahns. Sie scheint in den letzten Lebensjahren seelisch erkrankt zu sein. Diese Tatsachen sind für das Verständnis von Beethovens Persönlichkeit von erheblicher Bedeutung, da Beethoven aus der mütterlichen Ahnenreihe viele Wesenszüge geerbt hat.

An den mütterlichen Seitenverwandten[1]) ist die Tatsache bemerkenswert, daß mehrere von ihnen mit Musikern verheiratet waren. Da Musiker erfahrungsgemäß fast immer musikalische Menschen heiraten, so muß daraus auf musikalische Begabung in der mütterlichen Ahnenreihe, besonders im Aste Westorff, geschlossen werden, dem die Frauen der genannten Musiker sämtlich angehört haben. Musikalische Begabung in der mütterlichen Familie ist schon deshalb anzunehmen, weil hochmusikalische Menschen wohl nur aus solchen Familien hervorgehen, in denen Musikbegabung sowohl auf väterlicher wie auf mütterlicher Seite liegt.

Hervorzuheben ist ein mehrfacher gesellschaftlicher Aufstieg: bei den beiden Großvätern, beim Urgroßvater Johann Franz Schettert, dem Sohn eines Schiffers, der Ratsherr und Schiffsreeder wird, sowie bei mehreren Seitenverwandten mütterlicherseits: der Bruder des Großvaters, Johann Jakob Keverich, ist gleichfalls Oberhofkoch, der Bruder der Mutter, Johann Peter Keverich, ist Prior des Koblenzer Karmeliterklosters. Die Schwester der Großmutter, Maria Magdalena Westorff, ist mit dem Trierischen Hofkoch und Schöffen Georg Adam Daubach verheiratet, deren Tochter mit dem Kurf. Trierischen „cancellista intimus" und „consiliarius" Joh. Nik. Fleck, eine andere mit dem Kurf. Trierischen Hof-Violinisten Johann Konrad Rovantini, der später Hofmusiker in Bonn wird.

Die Brüder Beethovens waren im Äußeren und im Charakter ihrem großen Bruder gänzlich unähnlich, was sich nur aus einer großen Verschiedenheit der näheren Vorfahren erklären läßt. Der Bruder Karl war klein, rothaarig und häßlich; der Bruder Johann war ziemlich groß, dunkel, hatte eine große, lange Nase, längliches Gesicht, sehr breiten, schmalen Mund und ungleichstehende Augen. Er spielte später den wohlhabenden Elegant und soll außerdem ganz unmusikalisch gewesen sein[2]). Eine Hausgenossin, Frau Karth, berichtet über die Brüder als Knaben: „Kaspar (später Karl

---

[1]) Vgl. Schmidt-Görg: Stand und Aufgaben der Beethoven-Genealogie in „Beethoven und die Gegenwart", 1937, S. 158, 159. (Festschrift Ludwig Schiedermair zum 60. Geburtstag.)

[2]) Vgl. Thayer, a. a. O., Bd. 2, S. 4, 264 ff.; von Bräuning, Gerhard: Erinnerungen aus dem Schwarzspanierhause, 1874, S. 126.

genannt), weniger freundlicher Natur, stolz und anmaßend." „Johann ... etwas dumm, doch sehr gutmütig." Im ganzen schlugen die Brüder dem Vater nach, Ludwig viel mehr der Mutter (und dem väterlichen Großvater). — Die gänzliche Verschiedenheit Beethovens von seinen Brüdern läßt sich nur aus einer sehr großen Verschiedenheit der nächsten Vorfahren erklären, die bei Beethoven wohl noch größer war als bei anderen Genies (Lionardo, Goethe, Schopenhauer u. a.). Es erscheint wahrscheinlich, daß die überragende Größe weltbewegender Genies durch eine große Verschiedenheit ihrer näheren Ahnen in Verbindung mit außerordentlicher Begabung bedingt ist.

Der Neffe Karl, den Beethoven später an Kindes Statt annahm, war gleichfalls seinem Onkel gänzlich unähnlich. Er bereitete ihm viel Kummer und Sorgen und war die Ursache, daß Beethovens Schöpferkraft in den letzten 12 Jahren seines Lebens vielfach gehemmt war. Dieser Neffe hat der Welt durch sein Dasein mehrere große Werke des Meisters geraubt.

Erwähnenswert ist eine Tochter des Neffen Karl: Hermine verh. Axmann (1852—1887), die Pianistin war und mit Beethoven eine gewisse Ähnlichkeit hatte (vgl. Abb.).

An Beethovens Äußerem sind Merkmale verschiedener Rassen sichtbar. An nordischen Merkmalen sind nur die blauen Augen und die (vermutliche) Länge des Schädels zu nennen. Stärker als der nordische ist ein fälischer Einschlag. Für diesen sprechen: der starke gedrungene Körperbau, das ausgesprochen Derbknochige[1]), der kurze Hals, die breiten Schultern, die weit auseinanderstehenden, in niedrigen Augenhöhlen tiefliegenden, kleinen Augen, das starke, eckige Kinn, die stark entwickelten Kinnbackenknochen, der breite, zusammengepreßte Mund, die geringe Gesichtshöhe. Der fälische Einschlag wurde früher ganz übersehen[2]). Er ist auch aus der Schilderung Carl Maria von Webers (s. oben) deutlich ersichtlich.

Neben dem fälischen ist alpiner Einschlag anzunehmen. Doch ist dieser nicht annähernd so stark, wie er früher fälschlicherweise angenommen wurde. Dies muß schon an dieser Stelle mit Nachdruck betont werden. Vieles, was früher als alpin betrachtet wurde, ist fälischen Ursprungs. Alpin sind vereinzelte Züge des Gesichts, die stark gewölbte, breite Stirn und das etwas breite Gesicht. Der Ausdruck des Gesichts dagegen ist fälisch-nordisch.

Die Kleinheit der Gestalt und die dunkle Färbung von Haut und Haaren dürften viel weniger alpinen als mediterranen Ur-

[1]) Auch der Bruder Johann hatte derbe Knochen.

[2]) Vgl. aber Eichenauer: Musik und Rasse, 2. Aufl., S. 226 ff.

sprungs sein. Beethoven hatte dunklere Farben als sie durchschnittlich bei der alpinen Rasse vorkommen. Auffallend ist, daß mehrere Glieder der Familie ziemlich schmales Gesicht und dunkle Farben (Vater, Mutter, Großvater, Bruder, Neffe) hatten, was auf mediterranen Einschlag hindeutet. Auch das Gesicht Beethovens war, wie oben bemerkt, nicht so breit, wie es häufig auf Bildern dargestellt wird[1]). Der mediterrane Einschlag ist äußerlich schwer erkennbar, weil er durch die wuchtigen Formen der fälischen Rasse verdeckt wird.

Auf seelischem Gebiet tritt fälisches Wesen beherrschend in den Vordergrund. Auf starken fälischen Einschlag deutet Beethovens äußere Rauheit, verbunden mit Wärme und Innigkeit des Gefühlslebens, sein häufig grobes Wesen, wegen dessen er nachher oft in rührender Weise um Verzeihung bittet. Charakteristisch ist auch hier die Schilderung Carl Maria von Webers: „Wir brachten den Mittag miteinander zu, sehr fröhlich und vergnügt. Dieser rauhe, zurückstoßende Mensch machte mir ordentlich die Kur, bediente mich bei Tisch mit einer Sorgfalt wie eine Dame." Fälisch ist vor allem das Schwerblütige und Schwernehmende an Beethovens Wesen und der tiefe Ernst, mit dem er das Leben auffaßt. Beethoven ist wohl der Ernsteste und Schwernehmendste unter den deutschen Künstlern, und es kann als auffallend angesehen werden, daß gerade er aus den „heiteren" Rheinlanden stammt. Hierzu muß allerdings gesagt werden, daß seine mütterlichen Vorfahren, von denen seine schwernehmende Art herrührt, fast durchweg dem Stromgebiet der Mosel entstammen, einer wesentlich ernsteren Gegend, aus der auch ein so tiefer Denker wie Nicolaus Cusanus hervorgegangen ist[2]). Auch die flämischen Ahnen gehören einer wesentlich anderen Gegend als dem Rheine an. Landschaftlich verteilen sich die Ahnen Beethovens auf drei Kreise: den Rhein, die Mosel und das flämisch-holländische Gebiet, wobei fast die Hälfte auf die Moselgegenden, ein starkes Viertel auf den Rhein und ein Viertel auf das flämische (davon wieder ein Viertel auf das wallonische) Gebiet entfallen. Gemeinsam ist den meisten Ahnen die linksrheinische Abkunft. Beethoven ist einer der weni-

[1]) Man muß sich streng davor hüten, aus einem einzigen Merkmal, wie der Breite des Gesichts, weitgehende Schlüsse in rassischer Hinsicht zu ziehen. Hätte Beethoven die schmaleren Formen seiner Mutter geerbt, so würde ihn jeder bei seinen dunklen Farben für mediterran-nordisch erklären.

[2]) Da Beethoven in derselben Gegend Vorfahren hat wie Nicolaus Cusanus (aus Traben a. d. Mosel), so ist eine Verwandtschaft beider nicht ausgeschlossen.

gen großen Deutschen, die ihre Vorfahren links des Rheins haben, womit schon landschaftlich ein stark west europäischer Charakter begründet wird. — Fälisch ist an Beethoven noch mehr sein ganz unbändiger Freiheitsdrang. Er opfert seiner persönlichen Freiheit, vor allem der Freiheit seines Schaffens, Lebensgenuß und Sicherheit der materiellen Existenz. Der Freiheitsdrang äußert sich auch in einem bemerkenswerten Freimut gegenüber den Großen dieser Welt. Beethoven hat dem Künstler, vor allem dem Musiker, als erster die gesellschaftliche Anerkennung, die Gleichberechtigung mit anderen Berufen erkämpft. Noch Mozart mußte bei Gelagen des Adels mit dem Gesinde speisen. Beethoven verkehrt mit Königen und Kaisern wie mit seinesgleichen, ja er läßt sie gelegentlich fühlen, daß nur das Genie wirklich „von Gottesgnaden" ist, und erregt dadurch bei Goethe Anstoß. Erst von Beethoven ab gilt das Wort: „Drum soll der Sänger mit dem König gehen. Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!" —

Der Freiheitsdrang Beethovens wird unterstützt durch ein ungewöhnliches Maß von persönlichem Mut. Furchtlos sagt er die Wahrheit jedem ins Gesicht, der sie hören will. Rücksichten auf hohe Stellung gibt es für ihn nicht. Dazu gesellt sich ein hoher Grad von Überzeugungstreue und Vaterlandsliebe. Als ihn der Fürst von Lichnowsky zwingen will, vor französischen Offizieren zu spielen, verläßt er bei Nacht und Nebel das Schloß in Grätz, geht bei strömendem Regen in der Winternacht zum nächsten Ort nach Troppau und zertrümmert nach seiner Rückkehr nach Wien die Büste des Fürsten. Es dauerte lange, bis das gegenseitige gute Verhältnis wiederhergestellt war. —

Ebenso fälisch ist Beethovens Eigenwilligkeit und der persönliche Trotz[1]), der nicht selten zu titanischer Auflehnung anwächst und seinen größten Werken ihr unnachahmliches Gepräge gibt. Es ist verständlich, daß diese Eigenschaft auch auf seinen Bildern sichtbar ist, so auf dem von Waldmüller. Am reinsten kommt sein Wesen in der Gesichtsmaske von 1812 zum Ausdruck, die die zuverlässigste Überlieferung von Beethovens Zügen ist. Diese Gesichtsmaske trägt fälische Züge und fälisch-nordischen Ausdruck. Ganz ausgezeichnet ist Beethovens Wesen auch auf dem Wiener Denkmal von Zumbusch erfaßt, im Gesichtsausdruck wie in Haltung. Fälisch ist auch der Eigensinn, der gelegentlich bis zum Starrsinn sich steigert. Seine abgeänderte

[1]) Wenn Tacitus von den „trutzigen" Augen der Germanen spricht, so hat er vorwiegend fälische Menschen vor sich (Nordwesten Deutschlands).

Fidelio-Partitut schließt Beethoven viele Jahre ein, weil sie bei einem Theater-Intendanten nicht die erwartete Anerkennung gefunden hat. Auch gelegentliche Zornausbrüche tragen in vieler Hinsicht fälisches Gepräge.

Auch der Humor Beethovens trägt fälische Züge. Im Leben äußert er sich in etwas vierschrötigen Witzen und einer kindlichen Freude an Wortspielen. In seinen Werken aber zeigt Beethovens Humor eine Welterhabenheit, die nur eine einzige Parallele kennt: in Shakespeares Lustspielen. Das Scherzo wird von Beethoven zu einer Höhe des Inhalts und Ausdrucks erhoben, der bis dahin völlig unbekannt war.

Der Sinn für Humor, besonders für trockenen Humor, ist eine ausgesprochen fälisch-nordische Eigenschaft. Es ist kein Zufall, daß fast alle großen deutschen Humoristen aus dem Nordwesten Deutschlands, dem niedersächsischen Sprachgebiet, stammen, das die meisten fälischen Elemente enthält: Wilhelm Raabe, Fritz Reuter, Wilhelm Busch.

Fälisch ist besonders Beethovens bärenhaftes, ungelenkes Wesen. Fast jeden Gegenstand, den er in die Hand nimmt, zerbricht er, vorausgesetzt, daß er zerbrechlich ist. Nach dem Takt zu tanzen, lernt Beethoven nie. Auch die Verachtung äußerer Formen, eine gewisse Ungeniertheit des Auftretens, gehört in diesen Zusammenhang. Die spätere Vernachlässigung seiner Umgebung und Lebensweise ist, wie bei Rembrandt, der wachsenden Verinnerlichung und dem Gleichgültigwerden gegenüber der Welt zuzuschreiben, die durch seine Taubheit mächtig gefördert werden.

Ausgesprochen fälisch ist endlich Beethovens ethische Artung. Diese äußert sich nie in Angriff und Ausgriff, wie es mehr die Art nordischer Menschen ist, sondern in der Verteidigung und Behauptung der eigenen Persönlichkeit, einer ausgesprochenen Biederkeit und Rechtschaffenheit. Er ist für jedermann zu sprechen, der seine Hilfe sucht, jungen Leuten erteilt er unentgeltlichen Unterricht und verwendet seine kostbare Zeit auf ihre Fortbildung; für Arme hat er eine stets offene Hand. — Wenn Beethoven aus sublimsten Höhen im Mittelsatz eines Werkes im letzten Satz, häufig mit einer gewissen Breite, auf den festen Boden der Wirklichkeit zurückkehrt, so in dem großartigen Violinkonzert op. 61 oder im B-dur-Trio op. 97, so kann auch darin ein fälischer Zug erblickt werden. Beethoven unterscheidet sich von dem geistesverwandten Schiller vor allem dadurch, daß er nie überspannt wirkt, sich nie ins Wesenlose verliert, sondern bei allem hochstreben-

den Idealismus mit festen Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit steht — eine Folge seines fälischen Erbteils.

Neben dem fälischen tritt der verwandte nordische Einschlag in seinen Werken noch stärker hervor als in seiner Persönlichkeit. Doch ist auch hier der fälische Grundcharakter unverkennbar. Seine Schöpfungen sind in ihrer Großartigkeit und Tiefe, in der Heiligkeit und Gewalt der Gefühle, in weltentrückter Erhabenheit und dem Zug zu höchster Geistesfreiheit schlechthin unerreicht und wohl auch nie mehr erreichbar. Fälisch-nordisch ist das Heroische, Heldische seiner Werke, das nicht selten zu titanischer Größe sich erhebt. Es ist bezeichnend, daß man fast bei allen Veranstaltungen heroischen Inhalts Beethovens Werke hört. Die Eroika, die Fünfte und Neunte Symphonie, die Egmont- und Coriolan-Ouvertüre sind zum typischen Ausdruck heroischer Gesinnung geworden. Nordisch ist Beethoven in der völligen Selbständigkeit, mit der er seine eigenen Wege in der Musik geht. Er macht unter alles bis dahin Gewesene einen Strich. Nordisch ist ganz besonders sein Zug zur reinen Instrumentalmusik, zur absoluten Musik, in der er das bisher Größte erreicht hat. Nordisch ist, daß er alles ins Ungewöhnliche, Außerordentliche erhebt. Alles, was Beethoven schreibt, trägt den Stempel des Großartigen. Großartigkeit und Erhabenheit sind der innerste Zug seines Wesens. — Fälisch-nordisch ist das Tiefphilosophische seiner Kunst. Beethoven ist der Philosoph der Musik. Allen musikalisch-philosophisch veranlagten Geistern ist er ein Gott — der König der Könige. Er führt die Musik aus dem Bereich des bloßen Tonspiels in das Reich der Ideenwelt. Das stark Ideenhafte, Unsinnliche, Vergeistigte seiner Werke ist besonders nordisch. Ebenso die große sachliche Leidenschaft, die ganz im Werke aufgeht. Diese steigert sich beim Komponieren zu völliger Versunkenheit, zu gänzlichem Vergessen der Außenwelt, eine Entwicklung, die durch Beethovens Taubheit mächtig gefördert wird. Bekannt sind die zahlreichen Erzählungen in dieser Richtung; manchmal vergaß er sogar das Essen. Wenige große Künstler haben ihre Kunst so ernst genommen. Damit hängt ein weiterer Zug in Beethovens Wesen zusammen. Tiefen Ernst erträgt auf die Dauer nur die Wahrheit. Es gibt kaum einen zweiten Künstler, dessen innerstes Wesen, dessen Kunst so wahr ist wie die Beethovens. Während wir sonst, selbst bei großen Künstlern, da und dort Anempfundenes finden, gibt Beethoven überall sein Innerstes. Alle seine Werke sind mit seinem Herzblut geschrieben.

Kaum ein zweiter Künstler hat so wahre und deshalb so tief-tragische Töne für das Leid gefunden, vor allem für das Leid, das er selbst im Leben erlitten hat. Er gleicht in der zweiten Hälfte seines Lebens einem gefesselten Prometheus. Ich lasse hier einen berühmten Musiker sprechen: „Was ist die Höllenszene aus Glucks ‚Orpheus' im Vergleich mit dem zweiten Satz aus dem G-dur-Klavierkonzert? Was irgendeine Tragödie (Hamlet und König Lear ausgenommen), verglichen mit dem zweiten Satz aus seinem Trio D-dur? Was ein ganzes Drama im Vergleich mit der Coriolan-Ouvertüre?"

Fälisch-nordisch berührt auch Beethovens Verherrlichung des Weibes und seiner Treue. „Fidelio" ist das hohe Lied der ehelichen Treue und Aufopferung. Dieser Inhalt der Treue und heroischen Hingabe hat Beethoven allein befähigt, eine Oper zu schreiben. Es ist kein Zufall, daß sie seine einzige geblieben ist. Er schrieb keine zweite, weil er keinen gleichwertigen Text mehr fand.

Als fälisch-nordisch wird man auch seine Verschlossenheit ansehen dürfen, wie die Tatsache, daß er der großen Menge aus dem Wege geht, daß er wie kein Zweiter den Zug zur Einsamkeit in sich trägt, endlich seine Vorliebe fürs Landleben und die Rücksichtslosigkeit, mit der er sein eigenes Schaffen prüft und alles nicht Erstklassige ausscheidet.

Wie oben bemerkt, ist ein mediterraner Einschlag bei Beethoven keineswegs ausgeschlossen (was auf den ersten Blick der Fall zu sein scheint). Dieser tritt seelisch in seiner Lebhaftigkeit und starken Beweglichkeit hervor. Beethoven ging auf der Straße sehr schnell[1]). Hervorzuheben sind ferner plötzliche Affektausbrüche, zeitweise starke Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit. Die Tatsache, daß diese Eigenschaften in einem gewissen Gegensatz zu seinem sonstigen Wesen stehen, seiner edlen Gesinnung und Güte, deutet auf einen andersartigen Rasseneinschlag hin. Verstärkt wird dieser Eindruck, wenn man an Beethovens ganz auffallend dunkle Farben denkt. Die Rhein- und die Moselgegenden, aus denen Beethovens Ahnen stammen, enthalten vielfach mediterrane Einschläge. Auch in seiner Musik ist dieser Einschlag zu spüren, so in einer gewissen Bevorzugung des Trommelmotivs, ferner in starken Ausbrüchen der Leidenschaft, deren Unverhülltheit nur nach der mediterranen (nicht etwa nach der alpinen) Richtung gedeutet werden kann (die alpine Rasse ist überhaupt nicht

[1]) Lyser sagt, sein Beethoven sei „Treu nach der Natur gezeichnet, wie er in den letzten Jahren seines Lebens durch die Straßen Wiens mehr sprang und lief, denn ging".

leidenschaftlich). Sehr bezeichnend ist die Tatsache, daß der erste Satz der Fünften Symphonie auf einen jungen Franzosen einen derartig hinreißenden Eindruck machte, daß er im Konzert aufsprang und laut ausrief: „L'empereur!" Der ganze Aufbau dieses Satzes ist nicht rein fälisch-nordisch, sondern stark mit mediterranen Einschlägen durchsetzt, was sich in großer Leidenschaftlichkeit, in plötzlichen Übergängen von Fortissimos zu Pianissimos und umgekehrt, in Staccatos fortissimos usw. äußert, so besonders auch in der Coriolan-Ouvertüre und vielen anderen Werken. Man kann sich unter dem Helden der Coriolan-Ouvertüre keinen nordischen, sondern nur einen römischen Helden vorstellen. — Auffallend ist auch die stark formale Durchbildung der Beethovenschen Musik, ihre strenge Formvollendung, die bei der mediterranen Rasse am ausgesprochensten ist[1]). Auch das Revolutionäre, das viele aus Beethovens Musik heraushören, läßt sich zum Teil in mediterraner Richtung deuten. Man darf sich mediterranes Wesen durchaus nicht immer als heiter vorstellen; man denke an den Stolz und düsteren Ernst der Spanier! In nordisch-fälischer Umgebung zumal kann mediterranes Wesen, wenn es nur als Zusatz auftritt, sehr ernste Gestalt annehmen, wie die ganze englisch-schottische Welt beweist, die einen mediterranen Einschlag enthält. Die Ähnlichkeit, die in mancher Hinsicht zwischen der Welt Shakespeares (besonders seinen nordischen Dramen Hamlet, Macbeth, König Lear) und der Welt Beethovens besteht, läßt sich aus einer ähnlichen, fälisch-nordisch-mediterranen Rassenmischung erklären. Wir haben auf die Verwandtschaft der Welt Shakespeares und Beethovens schon oben hingewiesen. Keinesfalls kann das Fremdartige an Beethoven aus der alpinen Rasse allein erklärt werden. Da die mediterrane Rasse sehr musikalisch ist, so kommt sie auch für Beethovens musikalische Begabung stark in Betracht.

Wir müssen demnach die Rassenmischung, die in Beethoven vorliegt, als fälisch-nordisch-mediterran-alpin bezeichnen. Das zuletzt genannte Element tritt in seiner Kunst kaum hervor, kann deshalb auch in seiner Persönlichkeit nur schwach vertreten gewesen sein. Als teilweise alpin kann die Wärme und Innigkeit seines Gemütslebens angesehen werden. Auch die musikalische Begabung dürfte zum Teil alpinen Ursprungs sein.

---

[1]) Vgl. Eichenauer: Musik und Rasse, S. 212: „. . . daß keiner, schlechthin keiner von allen Tondichtern auch die furchtbarsten Ausbrüche der Leidenschaft mit strengem Künstlertum so bis in die letzte Note durchgeformt hat wie Beethoven."

Vergleicht man das seelische Rassenbild mit dem Äußeren Beethovens, so ist der Unterschied zwischen beiden lange nicht so groß, wie er lange Zeit angenommen wurde. Die fälische Grundart tritt körperlich wie seelisch stark in den Vordergrund. Die mediterrane Beimischung tritt in den dunkeln Farben und der kleinen Gestalt, der alpine Einschlag in der stark gewölbten, breiten Stirn und dem etwas breiten Gesicht zutage. Nur der rein nordische Einschlag hat sich gegen die anderen Rasseneinschläge äußerlich nicht durchsetzen können. Er tritt wenig in die Erscheinung, weil er durch die wuchtigen Formen der fälischen, die breiten der alpinen und die Kleinheit der mediterranen Rasse verdeckt wird.

Die Rassengegensätze, die in Beethoven vorliegen, sind ein wichtiger Bestandteil seiner Persönlichkeit und eine Voraussetzung seiner Größe. Unrichtig aber wäre es, Beethoven allein unter rassischen Gesichtspunkten zu betrachten. Man muß stets berücksichtigen, daß die Gegensätze seines Wesens außerdem aus der großen Verschiedenheit der Eltern und der väterlichen Großeltern zu erklären sind — eine Verschiedenheit, die sich zwischen ihm und seinen Brüdern in stärkstem Maße wiederfindet. Die Halsstarrigkeit, der Trotz und der Jähzorn des Vaters liegen in Beethoven in stetigem Kampf mit der vorzugsweise von der Mutter ererbten Güte und Menschenliebe, Zartheit und Innigkeit. Dieser Kampf beherrscht Beethovens ganzes Leben und Schaffen; „in ihm liegt der tiefste Grund seines ganzen Wesens, seiner Größe und Eigenart“[1]).

Beethoven teilt mit dem gleichfalls dunklen Michelangelo das Schicksal, daß aus inneren Spannungen und Gegensätzen das Gewaltigste emporgetrieben wurde, was menschliche Kunst kennt. Die übermenschliche Größe ihrer Werke läßt sich nur aus gewaltigen Spannungen im Innern ihrer Schöpfer erklären. Die rassische Grundlage beider wird man sich ziemlich breit zu denken haben. Aus ihr heraus wurde es Beethoven möglich, das Rein-Menschliche in unvergänglichen Formen auszusprechen; es wurde ihm möglich, tief in sich hineinhorchend die Stimme der ganzen Menschheit zu vernehmen.

---

[1]) Beethoven. Seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern. Herausgegeben von Otto Hellinghaus, 2. Aufl., S. 4.

Ahnentafel[1])

1) **Beethoven,** Ludwig van, ∾ Bonn a. Rh. (St. Remigius) 17. 12. 1770, † Wien 26. 3. 1827 (als zweites Kind seiner Eltern, drittes Kind seiner Mutter).

2) **Beethoven,** Johann van, * . . . . (um 1739/40), † Bonn (St. Remigius) 18. 12. 1793, Tenorist an der Kurf. Hofkapelle daselbst; ∞ Bonn (St. Remigius) 12. 11. 1767

3) **Keverich,** Maria Magdalena, * Ehrenbreitstein 19. 12. 1746, † Bonn (St. Remigius) 17. 7. 1787 (an Schwindsucht) (∞ I. Ehrenbreitstein 30. 1763 Johann Leym, Kurf. Trierscher Leibkammerdiener, † 28. 11. 1765).

4) **Beethoven,** Ludwig van, ∾ Mecheln (St. Katharina) 5. 1. 1712, † Bonn 24. 12. 1773, Kapellmeister der kurfürstlichen Kapelle daselbst; ∞ Bonn (St. Remigius) 17. 9. 1733

5) **Poll,** Maria Josepha, * . . . ., † Bonn (St. Remigius) 30. 9. 1775.

6) **Keverich,** Johann Heinrich[2]), ∾ Ehrenbreitstein 14. 1. 1702, † auf Schloß Molsberg (Westerwald) 3. 8. 1759, Kurf. Trierscher Oberhofkoch; ∞ Koblenz (St. Kastor) 14. 8. 1731

7) **Westorff,** Anna Klara, * Koblenz (Liebfrauen) 8. 11. 1707, † Ehrenbreitstein 13. 9. 1768.

8) **Beethoven,** Michael van, ∾ Mecheln (Notre-Dame) 15. 2. 1684, † Bonn (St. Remigius) 28. 6. 1749, Bäckermeister und Kunsthändler in Mecheln; ∞ Mecheln (St. Rombaut) 18. 10. 1707

9) **Stuyckers,** Marie Louise, ∾ Mecheln (St. Rombaut) 24. 4. 1685, † Bonn (St. Remigius) 8. 12. 1749.

10) **Poll,**

11)

12) **Keverich,** Johann Heinrich, ∾ . . . ., † . . . . (1709?); Kurf. Trierscher Hofkutscher; ∞ . . . . (um 1688)

13) **Alber,** Eva Katharina, ∾ Trier (St. Laurentius, 28. 3. 1669?), † Ehrenbreitstein 10. 10. 1753.

14) **Westorff,** Jakob, * (Engers? um 1666), † Koblenz (Liebfrauen) 2. 10. 1727, Kaufmann ebd.; ∞ (II. Koblenz, um 1690)

15) **Schettert,** Maria Magdalena, * . . . ., † . . . .

16) **Beethoven,** Kornelius van, ∾ Berthem bei Löwen 20. 10. 1641, † Mecheln (Notre Dame) 29. 3. 1716, Schreinermeister und Ladenbesitzer ebd., ∞ Mecheln (St. Rombaut) 12. 2. 1673

17) **Leempoel,** Katharina van, ∾ Mecheln (St. Rombaut) 21. 11. 1642, † . . . .

18) **Stuyckers,** Ludwig, * . . . ., † Mecheln (St. Rombaut) 28. 9. 1714, Bäckermeister ebd.; ∞ . . . .

19) **Gouffau,** Magdalena, * . . . ., † . . . .

26) **?Alber,** Johann, * . . . ., † . . . ., Kurf. Trierscher Hofsattler; ∞ Trier (St. Laurentius) 7. 5. 1665

27) **?Pütz,** Anna, * . . . ., † . . . .

---

[1]) Vgl. Schmidt-Görg, Joseph: Stand und Aufgaben der Beethoven-Genealogie (in: Beethoven und die Gegenwart. Festschrift . . . Ludwig Schiedermair zum 60. Geburtstag 1937, S. 114 ff.).

[2]) „Obiit in Molzberg Praenobilis Dnus Henricus Kewerich, Emmi coquus primarius-aetatis 58 .. .“ (Sterberegister von Ehrenbreitstein).

28) **Westorff,** Tilman, * . . . ., † . . . ., Kurfürst. Trierscher Zollinspektor in Engers, später Subinspektor beim Hauptzollamt zu Koblenz; ∞ . . . .
30) **Schettert,** Johann Franz, * Traben a. d. Mosel 27. 10. 1650, † Koblenz (St. Kastor) 4. 8. 1720, Kaufmann, Ratsherr und Schiffsreeder ebd.; ∞ Koblenz (St. Kastor, vor 1687?)
31) **Becker,** Maria Magdalena, * . . . ., † Koblenz (St. Kastor) 16. 9. 1720.
32) **Beethoven,** Markus van, * . . . ., † Nederockerzeel . . . . 1672, lebte in Löwen, Berthem, Nederockerzeel; ∞ . . . .
33) **Haesaerts,** Sara, * Nederockerzeel 7. 5. 1606, † . . . .
34) **Leempoel,** Richard van, * . . . ., † . . . .; ∞ Mecheln (St. Rombaut) 16. 2. 1636
35) **Coppens,** Agnes, ~ Mecheln (St. Rombaut) 14. 4. 1615, † . . . .
60) **Schettert,** Hans Peter, ~ Rißbach bei Traben a. d. Mosel 4. 12. 1623, † . . . ., Schiffer; ∞ . . . .
61) . . . ., Eva (aus Köln), * . . . ., † . . . .
64) **Beethoven,** Heinrich van, * wahrsch. Boortmeerbeek um 1565, † Nederockerzeel 18. 10. 1640, besaß Ländereien, Renten, befaßte sich mit Viehzucht; ∞ Haecht . . .
65) **Boevelbeecke,** Catharina van,
66) **Haesaerts,** Peter, * . . . ., † Nederockerzeel 26. 5. 1637; ∞ . . . .
67) **Meere,** Elisabeth van der, * . . . ., † Nederockerzeel 21. 5. 1637.
70) **Coppens,** Jan, * . . . ., † Mecheln (St. Rombaut) 10. 5. 1616; ∞ Mecheln (St. Rombaut) 12. 9. 1604
71) **Bouckhout,** Agnes van, * . . . ., † Mecheln (St. Rombaut) 15. 10. 1619.
120) **Schettert,** Johann, * . . . ., † . . . .; ∞ Traben 5. 6. 1623
121) **Finke,** Agnes, * . . . ., † . . . .
128) **Beethoven,** Arnold van, * . . . . um 1535, † (Campenhout)? . . . . 1609, Bauer; ∞ (II . . . . Peternelle Geerths), I . . . .
129) **Vlesselaer,** Josyne van, * . . . . 1595 als Hexe lebend verbrannt)[1]).
242) **Finke,** Max, * . . . ., † . . . ., ▭ Traben 13. 8. 1632; ∞ . . . .
256) **Beethoven,** Markus van, * (Haacht?), lebte zu Campenhout bei Löwen, Viehzüchter; ∞ . . . .
257) **Smets,** Anna, * . . . ., † . . . .
512) **Beethoven,** Johann van, * . . . um 1470, betrieb Viehzucht; * . . . ., † . . . .

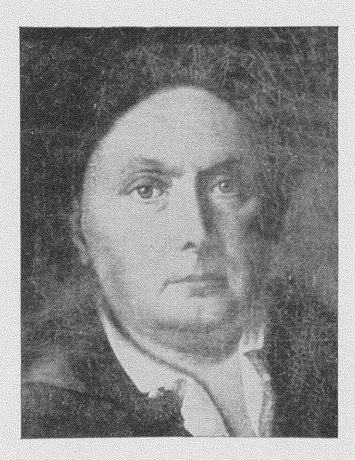
---

[1]) Vgl. auch Schmidt-Görg, Joseph: Ein Vorfahre Beethovens als Hexe verbrannt. (Kölnische Zeitung vom 29. Aug. 1939.)

Ludwig van Beethoven



Beethoven im Jahre 1814
(nach d. Stich v. Blasius Höfel)



Beethovens Großvater
Ludwig van Beethoven



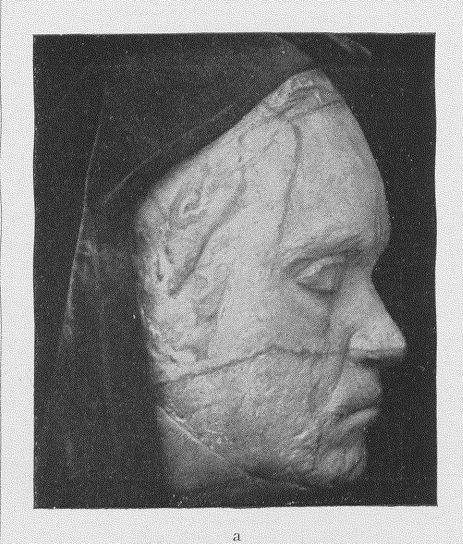
Beethovens Neffe
Karl van Beethoven

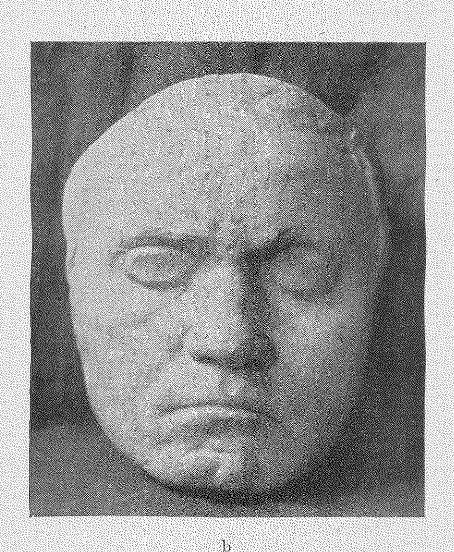


Beethovens Großnichte Hermine
van Beethoven verh. Axmann
(1852—1887), Pianistin

Verlag von Gustav Fischer in Jena

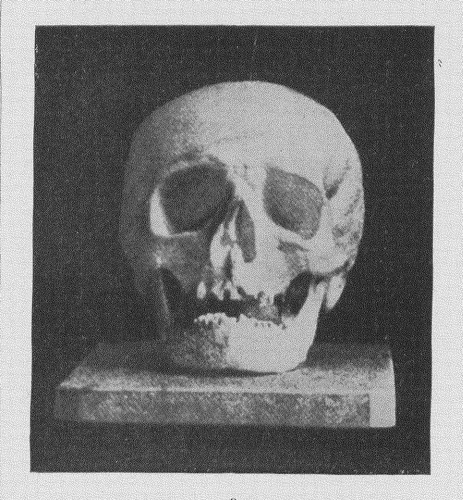
Ludwig van Beethoven

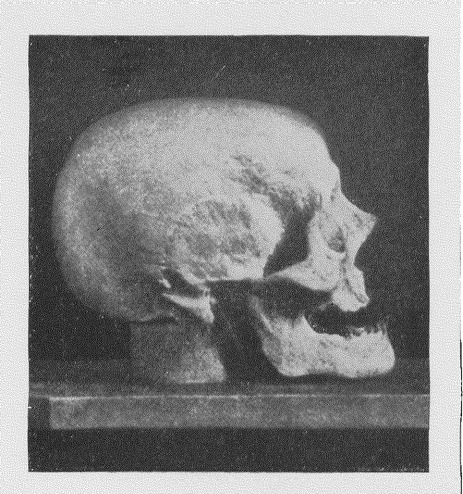




a b

a und b. Beethovens Gesichtsmaske von 1812 (42 Jahre alt)





a b

a und b. Beethovens Schädel, gegossen von A. Wittmann 1863

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Franz Schubert

Schubert war rein sudetendeutscher Abstammung; er ist der einzige große deutsche Tondichter, dessen Vorfahren alle aus den Sudetenländern stammen[1]). Er ist nicht, wie so oft angenommen wird, National-Wiener. Er gehört seinem Wesen nach überhaupt weniger dem typischen Österreichertum an, sondern rückt in die Nähe der Schlesier Eichendorff, Angelus Silesius, Jacob Böhme.

Die mütterlichen Vorfahren gehören einer sozial gehobeneren Schicht an als die väterlichen Ahnen. Während diese, vom Vater abgesehen, Kleinbauern und Häusler waren, finden wir in der mütterlichen Vorfahrenreihe den Beruf des Schlossermeisters, des Hufschmieds, des gräflichen Wirtschaftsbereiters und sogar des „hochfürstlichen Forstknechts". Leider ist die Ahnentafel Schuberts durchaus unvollständig; wir können uns aber ein ungefähres Bild ihrer Zusammensetzung aus den vorliegenden Daten machen. Bemerkenswert ist, daß Schuberts Mutter 7 Jahre älter war als sein Vater, ferner daß bei den Großeltern der Mutter (12 und 13) eine Verwandtenheirat vorliegt. Der Urgroßvater Schuberts, Valentin Vitz, hat seine Verwandte Anna Rosina Vitz zum Altar geführt. Solche Verwandtenheiraten in nahen Ahnenreihen spielen biologisch eine große Rolle, besonders beim Genie. Die Heirat des Urgroßvaters Schuberts erinnert etwas an die Verwandtenheirat des Urgroßvaters Goethes, Hans Goethe, dessen Mutter und dessen Frau Sibylle Werner hießen.

Eine entfernte Ähnlichkeit der Ahnentafeln Schuberts, Mozarts und Beethovens liegt darin, daß auch bei Schuberts Ahnen Hofbeamte auftreten, die in fürstlichen (und gräflichen) Diensten stehen. Hervorzuheben ist besonders, daß Schuberts Vater Lehrer war, da Lehrerfamilien in der Regel aufstrebende und aufsteigende Familien sind, und der Lehrerberuf mit dem des Organisten oder Kantors verbunden war. Die Familie Schubert war in sehr ausgeprägtem Maße eine aufsteigende Familie. Der älteste Bruder Schu-

[1]) Außer Schubert ist Stamitz zu nennen. Gluck, Händel, Marschner haben nur einen Teil ihrer Ahnen in den Sudetenländern.

berts, Ignaz, wurde Schullehrer wie sein Vater, der zweite, Ferdinand, wurde Direktor der Normal-Hauptschule zu St. Anna, ein hervorragender Pädagoge und tüchtiger Kirchenkomponist, ein dritter Bruder, Karl, war Landschaftsmaler und Kaligraph. Franz Schubert war das 12. Kind seiner Eltern. Von 14 Kindern erreichten nur fünf das erwachsene Alter. Schuberts Mutter und sein Bruder Ferdinand starben wie Schubert selbst an Typhus. Von den Söhnen zweiter Ehe seines Vaters wurde Andreas Theodor K. K. Rechnungsrat, Anton Eduard Schottenpriester. Ein Bruder des Vaters und ein Sohn seines Vetters waren gleichfalls Lehrer. Man muß dabei berücksichtigen, daß sämtliche Träger des Namens Schubert aufwärts und auch in den Seitenlinien außer den Genannten Bauern und Häusler waren. Der Vater Schuberts galt als nüchtern und praktisch, er war von konservativen und strengen Grundsätzen, von denen er keinen Finger breit abwich. Er soll ein tüchtiger Musiker gewesen sein. Er geigte, spielte Cello und hatte mit Berufskollegen ein Streichquartett[1]). Er war ein fleißiger, strebsamer Mann, der es trotz seiner großen Familie zum Hausbesitzer brachte. Der Aufstieg der Familie, die Strebsamkeit und der Wille gingen zweifellos vom Vater aus, und Schubert hat diese Eigenschaften, soweit sie in ihm lagen, dem Vater und seiner Familie zu danken. Die väterlichen Ahnen müssen auch musikalisch gewesen sein, da eine so überragende musische Begabung wie die Schuberts nur möglich ist, wenn in der väterlichen wie in der mütterlichen Ahnenreihe sehr musikalische Vorfahren vorhanden waren.

Nach der Seite des Charakters war Schubert indes dem Vater wenig ähnlich und verstand sich nicht besonders mit ihm, wenngleich er ein gehorsamer und liebevoller Sohn war. Die Welt des Vaters war zu verschieden von der des Sohnes. Franz Schubert hing viel mehr an seiner Mutter, und es ist wahrscheinlich, daß er dieser ähnlich war und seine Charaktereigenschaften und seine Gemütsveranlagung vorwiegend von der Mutter und ihren Ahnen geerbt hat. Da die Söhne des Vaters aus zweiter Ehe keinerlei künstlerische Neigungen zeigten, dagegen zwei Vollbrüder Schuberts gleich ihm selbst künstlerisch begabt, einer von ihnen musikalisch hochbegabt war, so ist es wahrscheinlich, daß auch die künstlerische und musikalische Begabung Schuberts vorwiegend aus der mütterlichen Ahnenreihe stammt. Seine reiche Veranlagung und sein tiefes Gemüt sind sicher mehr mütterliches Erbteil. Man muß dabei berücksichtigen,

---

[1]) Silvestrelli, Anita: Franz Schubert. Das wahre Gesicht seines Lebens (1939), S. 9.

daß der schlesische Volksstamm, aus dem die Mutter hervorging, etwas Weiches, Gemütvolles, nicht selten auch Mystisches hat, wie ein Blick auf seine größten Männer lehrt. Schubert ist seinem Wesen nach vorwiegend Schlesier, allerdings aufgewachsen in einer Vorstadt Wiens und geistig beeinflußt von Wien und seiner Umgebung. Die Charaktere der Eltern Schuberts scheinen sich ähnlich zueinander verhalten zu haben wie derjenigen Goethes und Mozarts. Nur scheint die Mutter Schuberts ernster und weicher gewesen zu sein als diejenige Goethes und Mozarts. Die drei genannten Genies haben jedenfalls das Gemeinsame, daß sie durch ihre mütterliche Erbmasse freier, leichter, beschwingter, heiterer, auch lässiger und um Vieles begabter geworden sind als ihre ernsten, strengen und konservativen Väter.

Ein Bild der Mutter ist leider nicht erhalten. Das Bild des Vaters zeigt ernste, unfrohe Züge mit zusammengepreßten Lippen. Etwas Enges, auch Ängstliches, spricht aus dem Bilde. Frömmigkeit, Fleiß, Sparsamkeit waren seine Eigenschaften. Das Bild zeigt überwiegend alpine Züge, Kopf und Gesicht sind breit. — Von den Brüdern Schuberts sind Bilder erhalten. Das Bild des ältesten Bruder Ignaz (1785—1844) zeigt dinarisch-nordische Züge, dasjenige seines zweiten Bruders Ferdinand (1794—1859) nordisch-dinarische Züge. Die Schwester Maria Theresia und der Bruder Karl hatten stärker nordische Züge mit alpinem Einschlag. Karl zeigt äußerlich am meisten nordisches Wesen unter den Geschwistern. Sehr bemerkenswert ist die Tatsache, daß bei zwei Brüdern Schuberts dinarische Merkmale hervortreten. Ein verborgener dinarischer Einschlag ist deshalb bei Schubert nicht unwahrscheinlich[1]). Ein südlicher Zug ist nicht zu verkennen neben seinem östlichen und nördlichen Grundcharakter.

Schuberts musikalische Begabung zeigte sich sehr früh. Der kleine Franz erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater. „In seinem fünften Jahre“, schreibt dieser, „bereitete ich ihn zum Elementarunterricht vor, und in seinem sechsten Jahre ließ ich ihn die Schule besuchen, wo er sich immer als der Erste seiner Mitschüler auszeichnete. In seinem achten Jahre brachte ich ihm die nötigen Vorkenntnisse zum Violinspiel bei und übte ihn so weit, bis er imstande war, leichte Duetten ziemlich gut zu spielen; nun schickte

[1]) Vgl. auch Eichenauer, a. a. O., S. 236, Anm. 1: „Übrigens könnte man bei Schuberts Harmonik, die hin und wieder tatsächlich wie ein Vorklang Bruckners wirkt, am ehesten auch an dinarische Einschläge bei Schubert denken, die von einigen Beurteilern seiner Kunst behauptet werden.“

ich ihn zur Singstunde des Herrn Michael Holzer, Chorregenten in Lichtenthal. Dieser versicherte mehrmals mit Thränen in den Augen, einen solchen Schüler noch niemals gehabt zu haben. ‚Wenn ich ihm was Neues beibringen wollte', sagte er, ‚hat er es stets schon gewußt. Folglich habe ich ihm eigentlich keinen Unterricht gegeben, sondern mich mit ihm unterhalten und ihn stillschweigend angestaunt.' Im Klavierspiel erhielt er den ersten Unterricht von seinem Bruder Ignaz."

Als Elfjähriger sang Franz in den großen Messen die Soli. Michael Holzer war sein Lehrer im Orgelspiel. Als Zwölfjähriger hat Schubert nicht selten zur Messe die Orgel gespielt. Als Dreizehnjähriger komponierte er eine ausgedehnte Fantasie für Klavier zu vier Händen[1]). Von seinem 12. bis 17. Lebensjahr war Schubert in dem K. K. Konvikt untergebracht und wirkte als Sängerknabe in der Hofmusikkapelle mit. Es war ein Internat, angegliedert ein Gymnasium. Schubert genoß die Leitung Salieris und wurde in der Kompositionslehre von dem Hoforganisten Ruziczka unterrichtet. Schon nach der zweiten Stunde sagte dieser in Schuberts Gegenwart: „Den kann ich nichts lehren; der hat's vom lieben Gott gelernt[1])." —

Schubert war aber nicht nur ein Genius der Tonkunst, sondern auch ein Genius der Freundschaft. Er war der treueste Freund, der gefunden werden konnte. Hatte er Geld (was selten der Fall war), so gehörte es seinen Freunden: Schwind, Schober, Spaun, Kupelwieser, Bauernfeld, Vogler, Hüttenbrenner, mit denen er zusammen lebte und oft vom „Heurigen" trank. Seiner bescheidenen äußeren Erscheinung entsprach eine große Bescheidenheit, fast Ängstlichkeit seines Auftretens. Er hatte keinen Feind. Frauenliebe errang er sich nicht. Den Gedanken der Ehe wies er von sich. Aber er hatte auch unter Frauen treue Freundinnen, vor allem die drei Schwestern Fröhlich. Die unbedingte Aufrichtigkeit Schuberts ist besonders hervorzuheben. Sein Freund Bauernfeld schrieb nach seinem frühen Tod aus tiefstem und wahrstem Herzen: „Die ehrlichste Seele, der treueste Freund — ich wollte, ich läge statt seiner." Keines Menschen Tod wurde aufrichtiger beweint als der Schuberts. — Schubert hing nicht stark am Leben. Der Gedanke an den Tod hatte für ihn nichts Schreckendes. Er war der Schönheit der Natur aufgeschlossen. Kleinere Reisen führten ihn auch ins Gebirge. Aber immer wieder zog es ihn nach Wien, und die Wiener nehmen ihn nicht ohne Grund als genius loci für sich in Anspruch, obwohl seine Vorfahren aus anderen Gegenden stammen. Bemerkenswert ist

[1]) Silvestrelli, A.: a. a. O., S. 12.

an Schubert ein sehr selbständiges Urteil und ein klarer Verstand, ebenso eine große Selbständigkeit in seinen Entscheidungen hinsichtlich seiner Berufswahl, was man bei seinen etwas verschwommenen Zügen nicht vermuten sollte. Er hatte mit seinem Vater harte Kämpfe auszufechten, bis er sich ganz der Komposition widmen konnte. Dieser verbot ihm sogar das Elternhaus. Aber Schubert blieb fest. — Die Produktivität schon des Knaben hatte etwas Erschreckendes. Freund Spaun konnte nicht so viel Notenpapier liefern, als Schubert verschrieb. Es sah aus, als schreibe er, ohne zu denken; das berichten alle, die ihn komponieren sahen. Es war, als ob er fühlte, daß ihm das Schicksal nicht viel Zeit lasse, daß er sich eilen müsse, sein Werk zu vollenden.

Man steht bei großen Komponisten vor größeren Unbegreiflichkeiten als bei anderen großen Männern, weil Werke der Tonkunst höchste Schöpferkraft erfordern — höhere als in jeder anderen Kunst — und weil andererseits viele Komponisten von ganz einfachen Vorfahren abstammen. Bei Schubert trifft dies in besonders hohem Grade zu. Unter seinen Vorfahren finden wir keine Berufsmusiker und — außer dem Vater — keine musikalisch tätigen Menschen; wenigstens ist uns nichts darüber überliefert. Schuberts Genie aber war ganz unsagbar groß! Es ist ein schlechthin unbegreifbares Wunder, daß ein Achtzehnjähriger den „Erlkönig“ an einem Tage schreibt, daß ein Neunzehnjähriger den „Wanderer“ komponiert! Schubert ist der Vollender deutscher Tonkunst — und ist schon als Jüngling ein fertiger Meister! Das Wunder ist um so größer, als Schubert von der titanischen Größe des mit ihm in Wien gleichzeitig lebenden, älteren Meisters überschattet wird und trotzdem ganz eigene Wege geht!

Da die Ahnentafel Schuberts zu wenig bietet, um darauf biologische Betrachtungen zu gründen, so müssen wir uns damit begnügen, ihn völkisch und rassisch zu betrachten. Die mütterlichen Ahnen lebten, soweit sie uns bekannt sind, in Zuckmantel (das in Österreichisch-Schlesien hart an der preußischen Grenze liegt). Die väterlichen Ahnen kamen aus dem Österreichisch-Schlesien zunächst gelegenen Teilen von Mähren. Das Gebiet, aus denen Schuberts Ahnen stammen, ist eng umrissen. Dieses Gebiet ist viel kleiner, infolgedessen auch der Kreis der wirklichen Vorfahren erheblich kleiner als bei Bach. Bachs Ahnen stammen aus Thüringen, Schlesien und Obersachsen, Schuberts Ahnen aus dem kleinen Österreichisch-Schlesien und angrenzenden Teilen von Mähren. Man kann infolgedessen bei Schubert viel eher von „Inzucht“ sprechen als bei

Bach. Dem entspricht es, daß Schuberts Persönlichkeit eine große innere Harmonie und ethische Geschlossenheit zeigt. Trotz unsagbar großer Begabung sehen wir wenig Problematisches, nichts Titanisches, Prometheisches. Der Mensch Schubert ist freundlich, nicht ehrgeizig, bürgerlich in seinen Lebensgewohnheiten, aufrichtig, als Freund treu wie Gold. Alles, was ihm gehört, gehört auch seinen Freunden und umgekehrt. Er ist bescheiden, schüchtern, besonders gegenüber dem weiblichen Geschlecht, in seinem Äußeren fast unbedeutend wirkend. Dem steht aber eine mächtige innere Geschlossenheit und Entschiedenheit in allen Dingen gegenüber, die das rein Menschliche und besonders seine Kunst betreffen. Die Tatsache, daß er fast mühelos die größten Werke, daß er Meisterwerke unerreichter Vollendung und Schönheit schon im jugendlichen Alter schafft, ist nur aus einer ganz ungewöhnlichen Selbstsicherheit in allen künstlerischen Dingen begreifbar. Diese Selbstsicherheit aber ist bedingt durch eine starke innere Geschlossenheit der Persönlichkeit. Eine solche Geschlossenheit ist nur möglich, wenn nicht zu verschiedenartige Elemente in der Persönlichkeit zusammentreffen, wenn die Erbmasse aus verwandten Elementen besteht. Diese Möglichkeit aber ist viel leichter gegeben, wenn ein Mensch aus einem einzigen Volksstamm hervorgeht, weil die Angehörigen eines Stammes in höheren Generationen tausendfach, ja millionenfach miteinander verwandt sind, ohne es zu wissen. Sofern ein Mensch, der aus einem einzigen Volksstamm hervorgegangen ist, die Geniegrenze überhaupt erreicht, wird er im allgemeinen in sich geschlossener und harmonischer, als Charakter gerundeter sein, als Genies, deren Ahnen aus der Ferne zugewandert sind und aus verschiedenen Volksstämmen und Gauen stammen. Dies trifft bei Schubert zu. Schubert ist für ein Genie von ungewöhnlicher innerer Harmonie und Rundung — in so hohem Grade, daß manche die Tiefe seiner Genialität nicht voll erkennen und würdigen.

Daß Schubert Töne findet, die jedem deutsch Fühlenden zutiefst ans Herz greifen, daß uns manche seiner Lieder in eine selige Stimmung versetzen — all dies entspringt aus der Einheit und Echtheit seiner Persönlichkeit, die bedingt ist durch den Reichtum innerlich zueinander passender, aufeinander abgestimmter Erbelemente, wie sie am ehesten innerhalb eines geschlossenen Volksstammes zu finden sind. Verstärkt wird die innere Verwandtschaft der Erbelemente durch die Verwandtenheirat in seiner mütterlichen Ahnenreihe, durch die er überwiegend erblich bestimmt zu sein scheint.

Noch ein weiterer Umstand wirkt in derselben Richtung. Man kann die Beobachtung machen, daß die jüngeren Kinder einer Ehe durchschnittlich harmonischer und ausgeglichener sind als die ältesten. Das älteste Kind fast jeder Ehe ist problematischer, schwernehmender, unausgeglichener, häufig aber auch strebsamer als die jüngeren Kinder. Umgekehrt findet man bei den späteren, jüngeren Kindern nicht selten den Fall, daß eines — im guten oder schlimmen Sinne — etwas aus der Art schlägt. Die Ursachen dieser Erscheinung zu erforschen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Es genügt die Konstatierung der Tatsache. Bei Schubert trifft das Gesagte in vieler Hinsicht zu. Er ist das sehr spät geborene 12. Kind seiner Eltern gewesen. Er hat die harmonischen Züge jüngerer Kinder an sich; er ist — bis zu einem gewissen Grade — auch aus der Art geschlagen — schon dadurch, daß er ein Genie ist. Er bereitet seinem Vater unter den Kindern die meisten Sorgen, läßt sich in keinen festen Beruf zwingen, gibt den Lehrerstand auf und führt mit seinen Freunden zusammen eine Art Bohème-Leben. Aber er verliert sich nie selbst! Der Mittelpunkt seines ganzen Lebens ist und bleibt seine Kunst, in der er ganz aufgeht! —

Für die Erklärung der Persönlichkeit Schuberts darf endlich noch ein wichtiger Umwelteinfluß nicht übersehen werden. Schubert ist nicht in dem Lande seiner Ahnen geboren und aufgewachsen; er ist kein geborener Schlesier. Vielmehr wächst er an dem Rande der südlichsten Großstadt Deutschlands, in Lichtenthal bei Wien, auf. Das österreichische Wesen in seiner Heiterkeit, Leichtigkeit, Grazie und Liebenswürdigkeit wirkt von frühester Jugend auf ihn ein. Diese Einflüsse haben sicher dazu beigetragen, daß Schuberts äußere Gestalt etwas Liebenswürdiges, Lässiges, Wienerisches an sich trägt. Doch darf man sich dadurch nicht über Schuberts wahre Natur täuschen lassen.

Schubert hatte alpin-nordische Züge. Sein Schädel zeigt folgende Maße: größte Länge 183, größte Breite 148 mm, demnach Schädelindex 80,8. Schubert hatte einen sehr schön geformten, ausgewölbten, breiten und langen Schädel mit breiter, steiler, gewölbter Stirne[1]). Seine in den Tiefen überaus harmonische, gütige, von warmem Gefühl erfüllte, seelisch gesunde Persönlichkeit prägt sich in der schönen Form seines Schädels aus. Schubert hatte braune Augen und braune, überaus dichte Haare. Die Gestalt war klein,

[1]) Schuberts Schädel wurde von A. Wittmann 1863 in Gips gegossen (vgl. Abb.). Vgl. über die Ausgrabung von Schuberts Schädel: Mitteilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien, Bd. 18 (1888), (N. F., Bd. 8).

wie die vieler Komponisten, untersetzt, etwas kurzatmig, zu Fettansatz neigend, im ganzen sehr unscheinbar.

Seine seelischen und künstlerischen Eigenschaften dürften dem äußeren Rassenbilde entsprechen. Dies ist auch die Meinung Eichenauers. Schubert ist auch auf seelischem Gebiet im wesentlichen alpin-nordisch. Wir haben uns dieser Tatsache in Ehrfurcht zu beugen und alle Betrachtungen darüber zu unterlassen, ob seine Schöpfungen als hinreichend nordisch betrachtet werden können, ob Schubert vielleicht hätte nordischer sein können oder bei längerem Leben nordischer hätte werden können. Wäre Schubert in irgendeiner Richtung anders gewesen, als er war, so wäre er nicht Schubert gewesen. Das Wunder seiner Musik wäre dann nicht erklungen. Sein Wesen ist aus einer völligen Durchdringung der in ihm vereinigten Rassen hervorgegangen. Wenn irgendwo, so hat sich in Schubert eine neue Ganzheit aus den in ihm vorhandenen Erbströmen gebildet. Die Wärme und Tiefe seines Gemütslebens wie seine ganz außergewöhnliche musikalische Begabung, besonders seine Begabung für Klangwirkungen, ist ohne Mitwirkung der alpinen (und dinarischen?) Rasse ebensowenig denkbar wie seine gewaltige Schöpferkraft ohne Mitwirkung der nordischen Rasse.

Große Komponisten haben das göttliche Privileg, daß sie nur geliebt und verehrt werden, weil sie der Menschheit Erhebendes, Überirdisches schenken, mit einer Fülle an Schönheit die Welt überschütten und die Menschen über deren elende Beschaffenheit hinwegheben. Dieses göttliche Privileg wurde in besonders hohem Grade Franz Schubert zuteil.

Mit Schubert endet die ganz große, einzigartige Epoche der deutschen Tonkunst.

Schubert ist die ideale Verkörperung der alpin-nordischen Seele und der alpinen Seele. Scharfe Gegensätze, wie sie der nordischen Seele eigen sind, fehlen bei ihm völlig. Richard Benz[1]) schreibt über ihn: „Ist Beethoven der Mensch der tragischen Erkenntnis, dem sein Geist die Macht verleiht, sie dennoch zu überwinden, so ist Schubert der Mensch der ewigen Sehnsucht, der immer wieder liebt; und wenn er nicht in Liebe geeint ist, in Sehnsucht nach Liebe schwingt. Seine Symphonie ist deshalb nicht tragische Erschütterung, verwirklicht nicht die Erkenntnis des geistigen Menschen; sondern sie ist die Sprache der hohen Seelen-Stunde der Natur . . .“ „Er ist

[1]) Benz, Richard: Franz Schubert als Vollender der deutschen Musik, Jena 1928.

ein Seliger schon auf Erden, er ist ein Jenseitiger: Denn er liebt die ewige Wirklichkeit — die tiefste, die einzige, die es gibt..." „Er liebt auch den Tod: wie Schubert hat keiner den Tod geliebt... Er ist ihm der ewige Augenblick, da alles wahr wird, unverhüllt, dauernd geschaut wird, was dem irdischen Augen-Blick nur unvollkommen und selten sich auftut. Alle seine höchsten Stunden drängen der Gipfel-Schau dieser letzten Stunde zu. Höre die Töne des Abschieds...: wie Schubert hat keiner den Tod geliebt, dem Dunkel so selig vertraut — süß winkend aus seinen Himmeln —, so hat kein anderer den Tod gemalt... Der Tod ist wenig gesungen worden, viel weniger als die Liebe — er ist die Erfüllung der Liebe...: er ist ihm Vollendung des Diesseits, süßer Ausklang, seliger Einklang in unendliche Einung mit der sehnsüchtig-begehrten, liebend umfaßten Erde-All-Natur; nicht mit dem Leiblichen, sondern mit der Seele dieser Natur..." „Aber Schubert kennt im Grunde keine Tragik: der Schmerz wird wundersame Lust, Tod-Jenseits-Gedanken frohlockende Süßigkeit... Diese Symphonie ist ohne Ereignis, ohne den bewußten, auch unseren Gedanken faßbaren Umschwung, den fast jede Beethovensche Symphonie in sich trägt..." „Schubert — eine selige Welt öffnet sich dir beim ersten Ton. Eine Welt nach der unseren, an deren Pforte nur noch der Schatten der Trauer, des Schmerzes steht: auch die Klage erscheint nur noch als ein Erinnern, als das geheimnisvolle Raunen seliger Geister von Menschenwollen, von Menschenfreude und Leid; das, von der wunderbaren Todesgewißheit verklärt, übergeht in den sanftwiegenden Seligkeits-Tanz... Scheint hier eine irdische Sonne, so ist's eine südliche Sonne, die nicht untergeht; wölbt sich über diesem Geschehen noch ein Erdenhimmel, so ist's ein ewig blauer Himmel: ziehen Wolken drüberhin, so sind ihre Schatten gar bald verzaubert in Gold- und Rosenschleier, die das große Licht nur herrlicher umblühen. Hier ist kein Werden, sondern ewiges Sein: was hereinkommt, geht ein in selige Verklärung. Hier braucht es kein Ereignis, kein Hereinbrechen des Glanzes, keine Erlösung ins Licht: hier ist schon alles in Licht und Glanz gelöst, auch der bittersüße Schmerz. Der Mensch wird hier nicht selig; er ist selig, und genießt sein wunderbares Seele-Sein."

Wenn es möglich ist, Schuberts Musik in Worte zu bannen, so ist es in diesen wundervollen Worten gelungen! Wir erleben in Schuberts Kunst eine Welt, die schlechthin vollendet ist. Wir können nur hören und uns liebend hingeben. Jedes analysierende Denken verstummt gegenüber dieser Kunst. Als Schubert begraben wurde, wurde trotz

seiner Jugend ein Vollendeter begraben, und nichts ist verkehrter als die Inschrift auf seinem ersten Grabstein. Schubert hätte bei längerem Leben nie mehr werden können, als er geworden ist. Dem entspricht es, daß es bei Schubert keinerlei Entwicklung gibt. Er ist in dem Augenblick, in dem er in die Öffentlichkeit tritt, ein fertiger Meister. „Er erscheint als eine der ganz seltenen Gestalten auf Erden, die nichts zu erwerben brauchen, die alles haben; die gar nicht leben und werden, sondern von Anfang an sind: die sich ausströmen in unsäglicher sicherer Reichheit und Fülle[1]."

Wir sehen an Schubert wie nirgends so deutlich, daß man die Erscheinungen der Welt nicht nach einer Rasse oder einer Weltanschauung einordnen und werten kann, sondern daß es viele Möglichkeiten des Seins, der Weltbetrachtung und Weltdeutung gibt. Nicht darauf kommt es an, daß man einer bestimmten Richtung oder Rasse angehört, sondern darauf, daß man in der Sphäre, in der man lebt und die man darstellt, Vollendetes schafft.

Schubert ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes noch heute nicht richtig erkannt. Man sieht in ihm vielfach nur den gemütlichen Wiener, den Komponisten der Lieder des Drei-Mäderlhauses, den „Schwammerl", der weinselig beim „Heurigen" im Kreis seiner Freunde sitzt. Schubert war unendlich mehr! Er war das größte aus dem Volk hervorgegangene Genie der Deutschen, der ebendeshalb das tiefste Verhältnis zur deutschen Volksseele hat.

Schubert ist — wenn man ihn rassisch einordnen will — vor allem eine Verklärung — eine selige Verklärung des alpin-nordischen und alpinen Geistes. Man muß, wenn man eine Rasse richtig beurteilen will, auch ihre Lichtseiten sehen, die aus ihrer seelischen Struktur ebenso notwendig abfließen wie die Schattenseiten, die man bislang an der alpinen Rasse fast allein gesehen hat. In Schubert haben wir neben nordischen Zügen bisher nicht gesehene Lichtseiten der alpinen Seele vor uns (womit durchaus nicht gesagt ist, daß alles an Schubert von dieser Rasse herkommt).

Alpin ist an Schubert das beschauliche Verweilen bei schönen Klangwirkungen, die Freude am Klang als solchem. Schubert ist das größte Klang-Genie, das die Erde trug, das Klänge hervorzaubert, die die Seele ergreifen, ohne daß der Inhalt zu klarem Bewußtsein zu kommen braucht. Alpin ist die Beschaulichkeit als solche, die mehr passive als aktive Einstellung der Welt gegenüber. Schubert hat etwas Weibliches in seinem Wesen, das sich auch in seinen runden Körperformen ausspricht (das Weib ist auf seelischem Gebiet

[1]) Benz, Richard, a. a. O., S. 8.

wie in seinen Körperformen abgerundet, jeder kühne Vorsprung ist vermieden). Dem entspricht es, daß Schubert besonders von Frauen geliebt wird, ähnlich wie Chopin oder van Dyck, die gleich ihm etwas Weibliches im Wesen haben. Man könnte auch an Goethe, seine beschauliche, etwas passive und weibliche Art denken. Schubert ist ein Genius der Liebe. Er umfaßt liebend das All, liebend die Menschen. Sein Wesen geht ganz im Sein auf. Dies ist weibliche Art. Alles Erkennen, Sich-Gegenüber-Stellen der Welt liegt ihm fern, ebenso alles aktive Eingreifen in die Welt. Die Art des Mannes ist es, die Welt sich untertan zu machen dadurch, daß er sie erkennt, objektiviert, ihr Wesen durchdringt, sich zu begrifflicher Klarheit erhebt und damit beherrscht. Schubert hat von all dem nichts. Er geht völlig im All auf, verschwindet in ihm. Darin liegen seine höchsten künstlerischen Wirkungen. Er ist dadurch selig, daß er sich eins mit dem All fühlt, daß er ihm nicht irgendein überirdisches, jenseitiges Ideal gegenüberstellt. Gewiß kennt Schubert auch großartige Töne, aber das Selige, Liebliche und Freundliche herrscht vor. Ist Schubert großartig (was durchaus in seiner Macht steht), so kehrt er nicht selten nach wenigen Akkorden zum Freundlich-Lieblichen zurück; es ist beinahe, als ob er Niemanden durch zu starke Gewaltigkeit verletzen möchte. Der grundgütige Ton, der seine Kunst beherrscht, ist bei nordischen Menschen viel seltener als bei alpinnordisch gemischten. Alpin berührt an Schubert ferner die Tatsache, daß die einzelnen Tonmassen oft nicht scharf gegeneinander abgegrenzt sind, daß alles gleichsam zugleich tönt und braust; ebenso das völlige Hingegebensein an den Rhythmus, das selige Ausruhen und Ausströmen in Klangwirkungen, die unendliche Klangfreudigkeit (hier wohl auch ein verborgenes dinarisches Element mitwirkend). Bei Schubert wird man erst in vollem Maße inne, was die Tonkunst in rein musischer Hinsicht leisten kann an Melodienreichtum, an überquellender Fülle — einem Strom vergleichbar, der über die Ufer tritt. Dabei eine Wärme, eine Innigkeit, ein verzauberter Klang...

Ganz besonders charakteristisch für Schubert ist die unbedingte Vorherrschaft des Seelischen vor dem Geistigen. Erst seit Schubert weiß man, was die Tonkunst an seelischer Tiefe und seelischem Gehalt aussprechen kann. Die Lieder Schuberts sind in diesem Sinne unerreichte Wunder. In ihnen ist viel nordische Tiefe und Großartigkeit. Aber das ausgesprochen Seelenhafte gehört einer anderen Rassenseele an. Alle östlichen Völker sind durch das Überwiegen des Seelenhaften über das rein Geistige, Gedankliche charakterisiert, wie es für Schubert bezeichnend ist. Geist ist — um

ein Bild zu gebrauchen — scharf, Seele dagegen rund und voll. Daher hat der Mann und haben männlich geartete Rassen mehr Geist, das Weib und weiblich geartete Rassen mehr Seele. Daß die alpine Rasse zu den weiblich gearteten Rassen gehört, daran kann kein Zweifel bestehen. Die alpine Rasse ist viel naturhafter als die nordische Rasse. Das Erdverbundene und Erdgebundene, das dem Seelenhaften verwandt ist, ist typisch weiblich und typisch alpin.

Damit steht es in vollkommener Übereinstimmung, daß Schubert im Grunde keine Tragik kennt, daß seine Symphonie ohne Ereignis ist. „Der Schmerz wird wundersame Lust, Tod-Jenseits-Gedanken frohlockende Süßigkeit[1].“ Gegensätze, die nordischem Denken als unüberbrückbare, auf ewig geschiedene Gegensätze erscheinen, fließen ineinander über, verschmelzen bei Schubert zu mystischer Einheit. Es liegt darin nicht nur eine „Entspannung, Entstraffung der Form“ (Hans Günther), sondern auch eine Entspannung und Entstraffung des Inhalts, der ganzen Weltauffassung. Diese Ausdrücke haben indessen nur vom nordischen Standpunkt aus gesehen einen vollen Sinn und eine Berechtigung. In Wirklichkeit liegt bei Schubert ein anderes Weltgefühl vor, das durch das Überwiegen einer anderen Rassenseele bedingt ist. Was dem nordischen Menschen als „Entstraffung“ oder „Erweichung“ gilt, erscheint dem östlichen Menschen erst als „volle Seele“. Es hat deshalb keinen Sinn, über die Berechtigung des einen oder anderen Standpunktes ein Wort zu verlieren. Sie liegen in verschiedenen Dimensionen, berühren einander nicht, reden aneinander vorbei. Ich kann aus diesem Grunde auch nicht anerkennen, daß Schubert eine Form ausgesprochener Kleinkunst vollendet habe (das Lied)[2]. Für die Bedeutung eines Kunstwerkes ist nicht die äußere Form und die Größe des Umfanges, sondern der innere Gehalt maßgebend. In den Liedern Schuberts ist mehr Seele, vor allem mehr deutsche Seele als in allen Werken der Meister vor ihm. Welch große Form hätte denn Schubert nach Bach und Händel, nach Gluck und Haydn, nach Mozart und Beethoven noch anbauen sollen? „Wer kann nach Beethoven noch etwas machen?“ So sollte man gerechterweise mit den eigenen Worten Schuberts fragen. Schubert konnte, wenn er ebenbürtig neben jenen Großen stehen wollte, das allein noch Übrige, das allein noch Mögliche vollenden: das deutsche Lied, und es ist eine unfaßbare Größe, daß er das unter dem Banne und dem Schatten des Titanen als der viel Jüngere vollendet hat! Im übrigen hat Schubert auch

[1]) Benz, Richard, a. a. O.

[2]) Eichenauer: Musik und Rasse, 2. Aufl., S. 236.

die „großen“ Formen angebaut. Er hat in seinem kurzen Leben 8 Symphonien geschrieben (Beethoven im gleichen Alter von 31 Jahren eine einzige!), darunter Größen wie die H-Moll-Symphonie und die gewaltige C-Dur-Symphonie! — —

Wenn wir trotz des Überwiegens des Alpinen und Östlichen in Schubert auch einen starken nördlichen und damit nordischen Gehalt seiner Musik annehmen, so geschieht dies nicht zuletzt in der Erkenntnis der Bedeutung des Schubertschen Liedes. „Das deutsche Volkslied ist in Schubert Geist und Gestalt geworden ... was je Volkston war, was aus Tiefen des Volkstums aufstieg und verklang, hier ist es verewigt. Aber nicht als Lied des Volkes, sondern als Gesang des Geistes; aller höchsten geistigen Offenbarung geeint, von der es in allen anderen Zeiten durch Klüfte getrennt war. Geistoffenbarung aber tönt nun wie Gesang des Volkes: die Ströme fließen zusammen, die unendliche Weiten für sich durchmessen hatten[1].“ „Schubert hat das Ereignis Beethovens erlebt. Er war der einzige große Zuschauer, der es erlebte[1].“

Die Einführung des Einzigartigen, das in Beethovens Musik vorlag, in das Volk, die Vermählung von Geist und Seele zu einer Einheit, wie sie nie vorlag, seitdem das deutsche Volk ein Kulturvolk ist, konnte nur einem nordisch-alpin oder alpin-nordisch gemischten Genie gelingen. Das gewaltige Lebenswerk, das Schubert in seinem kurzen Leben vollendet hat, konnte er nur vollenden, weil in ihm auch ein starkes Erbe nordischer Schöpferkraft lebendig war. Wie sehr Schubert im übrigen mit dem Volke verwurzelt ist, wie sehr er den unbekannten Schöpfern des Volksliedes gleicht, sieht man an seinem Verhältnis zu seinen eigenen Werken. Er kümmert sich um ihr Los in keiner Weise. Ehrgeiz kennt er nicht; er will gar nichts für sich. Es ist symbolisch für Schubert, daß er seine größten Werke, seine Symphonien, selbst nie gehört hat, daß Schumann die C-Dur-Symphonie durch reinen Zufall 1839 unter den Papieren von Schuberts Bruder findet, daß seine H-Moll-Symphonie, die unvollendete, wie viele andere Werke, erst lange nach seinem Tode erschienen sind!

Ahnentafel

1) **Schubert,** Franz, * Lichtenthal bei Wien 31. 1. 1797, † Wien 19. 11. 1828.
2) **Schubert,** Franz Theodor Florian, * Neudorf (bei Mährisch-Altstadt) 11. 7. 1763, † Wien 9. 7. 1830, Schullehrer und Hausbesitzer in Lichtenthal bei Wien; ∞ (II . . . . 4. 1813 Anna Kleyenböck, Tochter des Seidenzeugfabrikanten Kleyenböck in Gunzendorf), I. Zuckmantel (österr. Schlesien) 17. 1. 1785

[1]) Benz, Richard, a. a. O., S. 12, 11.

3) **Vitz,** Maria Elisabeth Catharina, * Zuckmantel 30. 10. 1756, † Wien 28. 5. 1812.
4) **Schubert,** Carl, * Neudorf (bei Mährisch-Altstadt) 6. 5. 1723, † daselbst 16. 12. 1787, Bauer und Häusler in Neudorf; ∞ . . . .
5) **Möck** (Mück), Susanna, * Neudorf . . . . 1731 (?), † Neudorf 2. 8. 1806.
6) **Vitz,** Franz Johann, * Zuckmantel 4. 10. 1720, † . . . ., Schlossermeister in Zuckmantel; ∞ das. 6. 7. 1745
7) **Riedel,** Maria Elisabeth Constanzia, * Bielau (?) . . . .
8) **Schubert,** Hans, * Neudorf 17. 2. 1678, † daselbst 27. 2. 1760, Inwohner, später Häusler in Neudorf; ∞ . . . .
9) . . . ., Elisabeth, * . . . ., † Neudorf vor 5. 7. 1751.
10) **Möck** (Mück), Andreas, * . . . ., † . . . . Bauer in Neudorf; ∞ . . . .
11)
12) **Vitz,** Valentin, * . . . ., † . . . ., Schlossermeister in Zuckmantel; ∞ Zuckmantel 14. 6. 1707
13) **Vitz,** Anna Rosina . . . .
14) **Riedel,** Christoph, * . . . ., † . . . ., Wirtschaftsbereiter beim Grafen Trautmannsdorf in Bielau.
15)
16) **Schubert,** Christoph, * . . . . 5. 12. 1632, † Neudorf vor 1. 11. 1693, bis 1664 in Waltersdorf (österr. Schlesien), seit 1666 in Neudorf, vor 1674 Häusler, dann Bauer; ∞ . . . .
17) . . . ., Sibylla, * . . . ., † vermutlich nach 1703.
24) **Vietz,** Christoph, * . . . ., † . . . ., Bürger und Hufschmied in Zuckmantel.
26) **Vietz,** Jeremias, * . . . ., † . . . ., Hochfürstlicher Forstknecht in Zuckmantel.
32) **Schubert,** Casper[1]), * . . . . 1593 (?), † . . . . 26. 3. 1657, zuerst in Waltersdorf, dann in Neustadt, zuletzt in Altstadt, Bauer.

Stammtafel Schubert

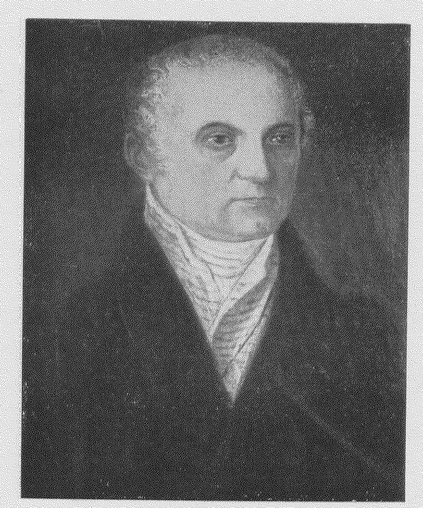
Hans **Schubert,** Häusler in Neudorf 17. 2. 1678 — 27. 2. 1760		
Joseph **Schubert** Häusler in Neudorf 9. 3. 1707 — 11. 9. 1756	Johann **Schubert** Bauer in Neudorf 12. 12. 1712 — 13. 9. 1763	Carl **Schubert** Bauer in Neudorf 6. 5. 1723 — 16. 12. 1787
Joh. Jos. **Schubert** Bauer in Neudorf geb. 2. 2. 1741	Johann **Schubert** Bauer in Neudorf 1747 (?) — 11. 3. 1804	Franz Theodor Florian **Schubert** Schullehrer in Lichtenthal bei Wien 11. 7. 1763 — 9. 7. 1830
Carl **Schubert** Lehrer in Neudorf 6. 10. 1771 — . . . . ∞ 10. 6. 1794 Maria Theresia Anna, Tochter des Joh. Schubert Bauer in Neudorf	Marie Theresia Anna **Schubert** * 21. 3. 1775 ∞ 10. 6. 1794 Carl Schubert Lehrer in Neudorf	**Franz Schubert** Tondichter 31. 1. 1797 — 19. 11. 1828
Joseph Alois **Schubert** * Neudorf 30. 8. 1794		

[1]) Vgl. deutschmähr.-schles. Heimatblätter, Jahrg. 14 (1928), S. 134 ff.

Franz Schubert



Franz Schubert
Aquarell von Wilh. Aug. Rieder, 1825



Schuberts Vater
Unbezeichnetes Ölgemälde
im Schubert-Museum in Wien



Ferdinand Schubert
Lithographie von Kriehuber
in der Nationalbibliothek in Wien

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Carl Maria von Weber

Carl Maria von Weber ist oberdeutscher Abstammung. Er ist aus dem schwäbisch-alemannischen Volksstamm hervorgegangen, nicht aus dem ostmärkischen, wie lange Zeit angenommen wurde. Die eingehenden Forschungen von Friedrich Hefele[1]) haben darüber endgültige Klarheit geschaffen. (Der Irrtum über die Abstammung Webers war dadurch entstanden, daß der Vater Webers sich als aus österreichischem Adel stammend ausgab.)

Man hat lange angenommen, daß der schwäbisch-alemannische Stamm sehr viele Dichter, Denker, Maler, dagegen keinen einzigen bedeutenden Komponisten hervorgebracht habe. Diese Annahme ist durch die Forschungen über Webers Ahnen widerlegt. Es darf in diesem Zusammenhang übrigens darauf hingewiesen werden, daß Mozarts Vater, ein bedeutender Musiker, ebenfalls schwäbischer Abstammung war, der eine selbständige Bedeutung in der Geschichte der Musik hat und sich um die musikalische Ausbildung seines Sohnes große Verdienste erworben hat. Mozart ist zur Hälfte dem schwäbischen Stamm zuzurechnen. Außerdem war der bedeutende Komponist Ludwig Senfl[2]) alemannischen Ursprungs, der Komponist Johann Jakob Froberger (1606—1667) zur Hälfte[2]). Froberger war einer der bedeutendsten Vorgänger Bachs. Nimmt man noch die Komponisten Konradin Kreutzer, Friedrich Silcher und Joachim Raff, sämtlich schwäbisch-alemannischer Abstammung, hinzu, so ergibt sich ein nicht unbedeutendes Bild der musikalischen Begabung dieses Volksstammes, die bei seiner großen lyrischen Begabung auch durchaus verständlich ist. Dies sei zur Charakteristik des Stammes gesagt, dem Webers Ahnen angehört haben.

Die Familie Weber bietet vererbungsgeschichtlich sehr viel Interessantes. Zunächst ist im Mannesstamm Weber, ähnlich wie bei den väterlichen Vorfahren Beethovens, eine gewisse Unruhe und Unstetheit zu beobachten, die gleichsam als Vorbote des kommenden Genies

---

[1]) Hefele, Friedrich: Die Vorfahren Carl Maria von Webers, Karlsruhe 1926 (Heimatbilder vom Bodensee zum Main, Nr. 30).

[2]) Vgl. die Arbeit des Verfassers: „Schwaben und die Tonkunst" (Zeitschr. Schwaben, Jahrg. 1941, S. 340 pp.).

erscheint. In der Familie Weber tritt diese Unruhe in gesteigerter Form auf. Franz Anton Weber, der Vater Carl Marias, war ein gänzlich unsteter Mensch, der zuerst die Rechte studierte, dann Fahnenjunker und Offizier wurde, hierauf in die Dienste des Fürstbischofs von Hildesheim trat, sich mit der schönen Tochter seines Vorgesetzten, des reichen Hofkammerrats Joh. Ferd. v. Fumetti verheiratete und nach dessen Tod 1758 sein Nachfolger, Amtmann und Hofkammerrat wurde. Er gab sich indessen mit solcher Leidenschaft der Tonkunst hin, daß sein Dienst darunter litt und er 1767 seine Stelle verlor. Er lebte eine Zeitlang zurückgezogen, schloß sich später mit seiner ganzen Familie einer wandernden Theatergesellschaft an und gründete dann selbst eine solche. Er zog als Theaterdirektor und Kapellmeister an vielen Orten Deutschlands und Österreichs umher, legte sich unberechtigterweise den Adelstitel bei und wurde in Stuttgart des Landes verwiesen. Er wird von seinem eigenen Enkel[1]) als stolz und ruhmsüchtig, großtuerisch und prahlerisch, leichtsinnig und abenteuerlich geschildert. In Stuttgart (1809) und in Mannheim (1811) unterzeichnete er sich sogar als „Freiherr und Kammerherr"[2]). Er muß indes auch liebenswerte Eigenschaften gehabt haben; jedenfalls wurde er von seinem Sohne geliebt.

Etwas Unruhiges und einen starken Wandertrieb hatte auch der Großvater Fridolin Weber I und dessen Sohn Fridolin Weber II, der, wie sein Vater, Amtmann der Herren von Schönau war. Beide waren jahraus, jahrein unterwegs[2]). Der in der Familie liegende Wandertrieb wurde wahrscheinlich durch den aus der Bretagne ausgewanderten Urgroßvater Webers, Laurent Chelar, verstärkt, durch den ein französisch-bretonisches Element in die Familie gekommen ist.

Auch Carl Maria von Webers Schicksal war es, daß er sein Leben lang wanderte, was zum Teil durch seinen Beruf als Künstler, zutiefst aber durch die ihm angeborene Unrast seines Wesens bedingt war. Endlich sehen wir auch seinen Sohn Max Maria von Weber auf großen Wanderungen durch die ganze Welt. Er widmete sich dem Eisenbahnwesen, bereiste England, Frankreich, Skandinavien, Nordafrika und Nordamerika, wurde nach Wien und Berlin berufen und mit Untersuchungen über das Verkehrswesen fremder Länder betraut. — Der Drang zum Wandern zieht sich vom Urgroßvater

---

[1]) Weber, Max Maria von: Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild, 3 Bde., 1864—1866.

[2]) Hefele, Friedrich, a. a. O., S. 40. Auch seine beiden Frauen „adelte" er als „Maria Anna von Fumetti" und „Genoveva von Brenner".

bis zum Urenkel wie ein roter Faden. Wahrscheinlich lag der Zug zum Wandern schon im Urgroßvater Max Maria von Webers, dem Müller Hans Georg Weber, dessen Herkunft unbekannt ist[1]).

Die Familie Weber ist aber besonders dadurch gekennzeichnet, daß sie eine größere Zahl hochmusikalischer Persönlichkeiten umschließt. Auch hier sehen wir eine ausgesprochene Vererbung im Mannesstamm. Nach der Familienüberlieferung pflegte schon der Großvater Carl Marias, Fridolin Weber, eifrig die Tonkunst. Er geigte, sang und spielte die Orgel. Hochmusikalisch waren auch seine Söhne Fridolin und Franz Anton. Fridolin II soll eine ausgezeichnete Stimme gehabt und gut Violine gespielt haben. Er wurde, nachdem er seine Stelle als Amtmann hatte aufgeben müssen, Hofmusikus am Hofe Karl Theodors in Mannheim. Drei seiner Töchter, Josepha, Aloisia und Sophie wurden Berufssängerinnen, Aloisia 1779 Primadonna an der Wiener Hofoper. Seine vierte Tochter Constanze, die wenigstbegabte, wurde Mozarts Gattin; sie wirkte später gelegentlich als Sängerin, spielte auch Klavier. Einen geradezu unausrottbaren, leidenschaftlichen Hang zur Tonkunst und zur Bühne aber hatte Franz Anton, der Vater Carl Maria von Webers. In der Schlacht von Roßbach, die er mitmachte, soll er sogar von seiner Geige begleitet gewesen sein[2]). Als seine erste Frau 1783 gestorben war, begab er sich nach Wien, wo er in zweiter Ehe die Sängerin Genovefa Brenner heiratete, die Mutter des Komponisten. Franz Anton war von dem Wunsche beherrscht, ein musikalisches Wunderkind, wie Mozart, zu züchten. Nachdem er aus erster Ehe bereits mehrere musikbegabte Kinder hatte (darunter zwei begabte spätere Berufsmusiker), wählte er als zweite Gattin ein ganz ausgesprochen musikalisches Mädchen, um ein Genie zu erzeugen! Und siehe da, der ehrgeizige Plan gelang! Carl Maria von Weber ist wohl der einzige Fall, in dem ein Genie bewußt und absichtlich erzeugt worden ist!

Etwas Genialisches hatte die Familie auch nach anderer Richtung. Mit der musikalischen Begabung verband sich eine schauspielerische Begabung und bedeutende Intelligenz, die auch bei Carl Maria von Weber hervortritt. Die Familie Weber hat darin eine auffallende Ähnlichkeit mit der Familie Richard Wagners. Weber trat wie Wagner auch als Schriftsteller auf. Aus dem Gesagten erklärt sich auch die auffallende Erscheinung, daß sich die Begabung im

---

[1]) „Des Müllers Lust aber ist bekanntlich das Wandern", sagt Friedrich Hefele, a. a. O., S. 44, mit Bezug auf den Beruf Hans Georg Webers.

[2]) Weber, Max Maria von, a. a. O., Bd. 1, S. 8.

Sohne Webers, in Max Maria von Weber[1]) plötzlich einem anderen Gebiete zuwandte. Er wurde kein Meister der Töne, wohl aber ein Meister des Wortes, ein Schriftsteller voll Geist und Phantasie, der als Schöpfer der „technischen Novelle“ und als Verfasser der dreibändigen Biographie seines Vaters einen bleibenden Platz in der Literatur unseres Volkes sich errungen hat.

Wenn wir nunmehr die Persönlichkeit Webers selbst näher betrachten, so ist die grundlegende Tatsache zu verzeichnen, daß Weber aus sehr verschiedenartigen Erbelementen hervorgegangen ist. Webers Eltern stammen, wie die vieler anderer Genies, aus weit voneinander entfernten Gegenden. Der Vater ist alemannischen, die Mutter schwäbischen Stammes. Dazu kommt der weitere Umstand, daß der Urgroßvater Lorenz Chelar aus der weitentfernten Bretagne eingewandert ist, einen französischen Einschlag in die sonst durchaus deutsche Familie getragen hat. Bei mehreren näheren Vorfahren kennen wir außerdem ihre Ahnen nicht (Ahnen 8, 10, 18, 19, 22, 29). Diese Tatsachen sind von größter Bedeutung für die Genieentstehung. Wir sehen in Webers Ahnentafel (wie in derjenigen Beethovens, Mozarts, Kants, Goethes, Schopenhauers, Friedrich des Großen, Bismarcks, Leibniz', Händels und vieler anderer) einen neuen Beleg für die Tatsache, daß bei den meisten Genies in den letzten Ahnenreihen vor ihrer Geburt eine starke Blutmischung stattgefunden hat.

Dazu kommen weitere bemerkenswerte Umstände. Webers Vater war 30 Jahre älter als Webers Mutter. Ein etwa ebenso großer Altersunterschied bestand zwischen den Eltern Händels, ein sehr großer Altersunterschied auch zwischen den Eltern Goethes und Schopenhauers, Friedrichs des Großen und Brahms'. Man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß ein größerer Altersunterschied der Eltern der Genieentstehung günstig ist, schon deshalb, weil außergewöhnliche Umstände leichter Außergewöhnliches zur Folge haben. Ein großer Altersunterschied der Eltern bringt es meist auch von selbst mit sich, daß die Mütter jung sind, in ihrer ersten Jugendblüte stehen, der die ausgereifte Männlichkeit des Vaters gegenübersteht (Eltern Goethes, Nietzsches, Schopenhauers u. a.). Dies war auch bei den Eltern Webers der Fall.

Die größten Verschiedenheiten aber bestehen zwischen der Per-

[1]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 41, Leipzig 1896. Zu erwähnen ist, daß die Tochter Max Maria von Webers, Maria Karoline von Weber, die Gattin des Dichters Ernst von Wildenbruch wurde.

sönlichkeit des Vaters und der Mutter und zwischen der ganzen väterlichen und mütterlichen Familie. Man kann sich kaum verschiedenere Menschen und Familien vorstellen. Die väterliche Familie ist vorwiegend ein Ergebnis der Vermischung aus oberbadischen, schweizerischen und französischen Familien, zu denen vielleicht noch andere uns unbekannte Elemente kommen. Eine Verschiedenheit liegt auch noch darin, daß die väterlichen Ahnen teils katholisch, teils protestantisch waren (die Vorfahren der Susanna Oxenriet waren protestantisch), während die mütterlichen Vorfahren sämtlich streng katholisch waren. Die väterliche Familie hat einen unsteten Charakter mit genialischen Zügen, starkem Trieb zum Wandern und ist mit erheblicher Intelligenz begabt, der die Charaktereigenschaften nicht in gleicher Höhe entsprechen.

Ein völlig entgegengesetztes Bild finden wir bei den mütterlichen Ahnen. Während die Ahnen des Vaters aus verschiedenen Ländern und Staaten stammen, ist die ganze mütterliche Ahnenschaft um den Ort Markt Oberdorf im Vorallgäu gruppiert. Sie ist aus einem eng-umrissenen Gebiet im Süden der bayerischen Provinz Schwaben hervorgegangen. Die mütterlichen Ahnen haben deshalb einen erheblich geschlosseneren und als Folge davon einen festeren und konservativeren Grundzug als die väterlichen. Sie sind im wesentlichen das Ergebnis einer günstigen Inzucht (im weiteren Sinne des Wortes) mit allen ihren Begleiterscheinungen. Außerdem sind die weiteren Vorfahren der Mutter ausschließlich Bauern, während die des Vaters verschiedenen Berufskreisen angehören. Alle bäuerlichen Kreise sind konservativ veranlagt. Dieser Grundcharakter der mütterlichen Ahnen schließt indes keinesfalls aus, daß auch auf mütterlicher Seite künstlerische Anlagen in erheblichem Ausmaße liegen. Solche müssen wir bei dem mütterlichen Großvater Markus Brenner in stärkerem Maße vermuten, der Hofschreinermeister bei den Fürstbischöfen Joseph und Clemens Wenzeslaus von Augsburg war, die im Schloß zu Oberdorf ihre Sommerresidenz hatten. Ansätze zu gehobener Kultur sehen wir also auch hier. Markus Brenner ging in die Lehre bei dem Schreinermeister Leonhard Fischer, der den prächtigen Hochaltar der Pfarrkirche zu Oberdorf gefertigt hat[1]). Erhebliche künstlerische Anlagen lagen auch bei seiner Tochter Genovefa, der Mutter Carl Marias vor. Sie war längere Zeit in Italien (in Neapel), angeblich schon mit zehn Jahren, wo sie zur Sängerin ausgebildet wurde. Wer sie nach Italien mitgenommen hat, wissen wir nicht, vielleicht eine der adeligen Fa-

[1]) Vgl. Hefele, Friedrich, a. a. O., S. 48.

milien am Hofe der Fürstbischöfe oder ein Mitglied der Hof- und Kammermusik. Den Einfluß der kleinen Höfe und des Adels auf die Entwicklung der Kunst sehen wir auch hier wie in größerem Stil im Leben Haydns, Mozarts und Beethovens und anderer Meister. Webers Mutter war von sanftem, edlem Charakter, sehr fromm, von zarter Konstitution, etwas melancholisch, klug und fein gebildet. Sie suchte ihren Sohn den nachteiligen Einflüssen des Theaterlebens im Umherziehen nach Möglichkeit zu entziehen, litt unter dem unsteten Wesen ihres Mannes und starb schon mit 34 Jahren an Schwindsucht. Sie scheint in vieler Hinsicht von ihrem Gatten verschieden gewesen zu sein. In einem Punkt aber war sie ihm ähnlich; in einer hohen musikalischen und künstlerischen Begabung. Weber hat seine hohe Begabung seinen beiden Eltern zu verdanken. Bei der Mutter Webers müssen wir eine starke musikalische Begabung schon deshalb annehmen, weil sie Webers Vater unter dem Gesichtspunkt zur Gattin wählte, um mit ihr ein musikalisches Wunderkind zu erzeugen. Auch ihre frühe Ausbildung als Sängerin, offenbar von Außenstehenden gefördert, spricht für eine ausgesprochen musikalische Begabung.

Für die Gesamtleistungen Webers war aber nicht nur die von beiden Eltern ererbte künstlerische Begabung maßgebend. Die ethischen Eigenschaften, die Weber vor allem der Mutter und ihren Ahnen verdankte, waren es nicht minder. Ohne Charakterstärke gibt es keine Größe. Die Sanftmut, Güte und der tief fromme Sinn der Mutter waren ein unerläßliches Gegengewicht gegen die Unruhe und Unstetheit des Vaters und der väterlichen Ahnen. Daß Webers Leben im ganzen so glücklich verlief, hatte er allerdings auch seiner vortrefflichen Gattin, der Opernsängerin Karoline Brandt, zu verdanken, mit der er eine sehr glückliche Ehe führte.

Als Sohn eines Theaterdirektors wurde Weber früh auf die ihm eigentümliche Begabung als Opernkomponist hingewiesen. Er wuchs — wie Richard Wagner — sozusagen auf der Bühne auf. Die romantische Richtung seiner Muse, insbesondere seine Vorliebe für das Weben der Natur in Wald und Flur, scheint er mehr von den mütterlichen Vorfahren und der sinnigen Mutter zu haben, mit der er nicht nur in seiner feinen, zarten Konstitution, sondern auch im Wesen viel Ähnlichkeit hatte. Friedrich Hefele weist darauf hin, daß ein Urgroßvater Webers, Georg Hindelang, Jäger von Beruf war. Er soll ein vortrefflicher Mann („vir optimus") gewesen sein, wie das Oberdorfer Kirchenbuch berichtet. Die Figur des Jägers spielt im „Freischütz" eine große Rolle. Weber fühlte sich zu der

Sage, die er seinem „Freischütz" zugrunde legte, magisch hingezogen, als er sie 1810 anläßlich eines Aufenthaltes im Stift Neuburg bei Heidelberg zufällig in einer Sagen- und Märchensammlung fand. Ein biologischer Zusammenhang zwischen diesem Zug, dem ausgesprochenen Sinn Webers für die Schönheiten und den Zauber des Waldes, und der Existenz des Urgroßvaters, nach dessen Berufswahl man auf eine ähnliche Liebe zum Walde schließen darf, erscheint naheliegend.

Betrachten wir zum Schluß die Gestalt Webers unter rassischen Gesichtspunkten! Webers Vater und dessen Familie scheint dunkle Farben gehabt zu haben. Vom Vater Webers ist nur eine Silhouette vorhanden, die dinarischen Einschlag erkennen läßt, ebenso die seines Sohnes erster Ehe Fridolin. Die Züge von Webers Base Konstanze verh. Mozart zeigen nordisch-mediterrane Züge mit leichterem alpinen Einschlag. Die Mutter Webers war blond und blauäugig. Sie war schön und von zarter Gestalt. Sie scheint eine der blonden, zarten Gestalten gewesen zu sein, die bisweilen zur Schwindsucht neigen — eine Veranlagung, die Weber von ihr geerbt hat. Er starb an dieser Krankheit schon im 40. Lebensjahr während eines Konzertaufenthaltes in London. Auch die mütterliche Großmutter Victoria Hindelang starb schon mit 40 Jahren. Sie scheint derselben Krankheit erlegen zu sein. Nach allem, was wir vom Äußeren und der Gemütsart der Mutter wissen, müssen wir bei ihr einen stärkeren nordischen Einschlag annehmen. Da die Züge Webers mehr von der Mutter zu stammen scheinen, so dürfte bei dieser außerdem ein dinarischer Einschlag vorgelegen haben.

Weber selbst wird folgendermaßen geschildert: „Ein kleiner schmalbrüstiger Mensch mit etwas langen Armen, schmalem, sehr blassem Gesicht, aus dem sehr lebhafte Augen unter einer starken Brille hervorblitzten. Den meist ernsten Mund umspielte, wenn er freundlich sprach, ein wahrhaft bezauberndes Lächeln, und bei Momenten, die ihn ergriffen, neigte er den Kopf leicht zur Seite, was den starren Zügen etwas Weiches und Lauschendes lieh[1]). Er hatte blaugraue, tiefe Augen, schmale, schöngeformte Hände, einen „schmalen, dünn-umlockten Schädel" und ein „feines, geistvolles, zartes Gesicht"[1]). Die Haare waren dunkel.

[1]) Karl Maria von Weber. Seine Persönlichkeit in seinen Briefen und Tagebüchern und in Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, Fr. von Otto Hellinghaus (1924), S. 70, 140. Weber hatte nicht einen nach hinten steil abfallenden Schädel wie Hans Günther (Rassenkunde des deutschen Volkes, 16. Aufl., 1933, S. 107) annimmt, sondern einen langen, schmalen Schädel, wie ausdrücklich von den Zeitgenossen hervorgehoben wird. — Weber hinkte infolge eines Hüftleidens von Jugend an, war zart und kränklich.

In dieser Schilderung treten mehr nordische Züge hervor, als man nach der üblichen Charakterisierung seines Äußeren und seines Wesens als „vorwiegend dinarisch“ annehmen sollte. Die blaugrauen Augen, die schmalen, schön geformten Hände, der schmale, lange Schädel, das feine, zarte, schmale und blasse Gesicht, die Kleinheit der Gestalt sind keine dinarischen Merkmale. Ausgesprochen dinarisch ist nur die Höhe des Gesichts und die Form der großen, vorspringenden Nase. Man wird bei vorurteilsloser Beurteilung das Äußere Webers als nordisch-dinarisch-mediterran bezeichnen dürfen. Auf mediterranen Einschlag deuten die Kleinheit der Gestalt in Verbindung mit schmalen und zarten Formen der Gestalt, des Gesichts und der Hände und die blitzenden, lebhaften Augen. Mediterranen Einschlag zeigt auch Webers Base Konstanze und deren Söhne. Weber könnte seinem Äußeren nach leicht für einen Italiener gehalten werden. Die Länge des Schädels, die Farbe der Augen und die Blässe des Gesichts lassen nordischen Einschlag erkennen. Die Haarfarbe kann sowohl dinarischer wie mediterraner Herkunft sein. Die Gesamterscheinung spricht für eine Mischung der drei genannten Rassen. Der nordische Einschlag ist nördlich der Alpen durchweg größer, als er in Erscheinung tritt, weil die hellen Farben durch die dunkeln überdeckt werden. Außerdem steckt in der sog. dinarischen Rasse ein nicht unerheblicher nordischer Bestandteil. Sie ist eine Mischrasse und kann der nordischen und mediterranen nicht als selbständige Rasse gegenübergestellt werden.

Eichenauer[1]) betont sehr stark die dinarische Seite an Webers Kunst wie an seinem Äußeren. In der Tat muß man bei Weber wie bei Wagner einen starken dinarischen Einschlag annehmen. Es wäre nichts lächerlicher, als Weber als vorwiegend nordisch zu betrachten. Man wird ihn deshalb auch keinesfalls als typisch deutsch ansehen können. Eichenauer sagt mit Recht, daß Weber den großen Faltenwurf der geborenen Bühnenmenschen nie verleugnet, daß die reiche Farbigkeit seiner Instrumentation und Harmonie, der hinreißende Schwung seiner Musik, ein eigentümlich ritterlicher Klang, eine gewisse Neigung zu Gefühlsseligkeit, vor allem aber zum Theatralischen aufs klarste dinarische Züge zeigen. Das alles ist unzweifelhaft richtig. Auch in vielen anderen Zügen tritt eine dinarische Note[2]) hervor. Aber neben der dinarischen müssen auch die anderen rassischen Komponenten genannt werden. Ein mittel-

[1]) Musik und Rasse, 2. Aufl., 1937, S. 239 ff.

[2]) Sie ist von Eichenauer (Musik und Rasse) so eingehend gezeichnet, daß hier nur Wiederholungen gegeben werden könnten.

ländischer Einschlag scheint mir wie in der äußeren Erscheinung so auch in Webers Musik unzweifelhaft vorzuliegen. Dieser kommt in dem sprühenden Feuer, der „Brillanz", dem „Elan", dem „Esprit" zu starkem Ausdruck. Zweifellos liegt in allen diesen Eigenschaften etwas Französisches, und die rassische Deutung davon kann nur in der mittelländischen Rasse gefunden werden. Die Annahme, daß dieser Einschlag vom französischen Urgroßvater Laurent Chelar [1]) herrührt, ist naheliegend. Die Kleinheit, Zierlichkeit, der schmale Körperbau Webers spricht durchaus für mittelländischen Einschlag. Auffallend ist ferner, daß Webers Urgroßmutter Susanna Oxenriet, eine Schweizerin, zweimal einen Franzosen geheiratet hat. Sie heiratete nach dem Tode ihres ersten Mannes einen Michael Jullin aus der Dauphiné. Außerdem war ihre Schwester Anna Katharina gleichfalls mit einem Franzosen Johann Kanthié, dit Deroché, verheiratet. Da bei Heiraten sehr häufig unbewußt Rasseneigentümlichkeiten mitsprechen, so ist diese dreimalige Heirat mit Franzosen vielleicht ein Symptom für die rassische Artung der Familie Oxenriet. Wir kennen die weiteren Vorfahren dieser Urgroßmutter zu wenig. Zu beachten ist indes, daß der Ort Pruntrut (Porrentruy), aus dem die Ahnin Elisabeth Brenner (189) stammt, völlig im französischen Sprachgebiet (dem französisch redenden Teil des Kantons Bern) liegt, so daß auch in diesem Ast französische Vorfahren wahrscheinlich sind. Solche können auch noch in anderen Ästen der schweizer Vorfahren vorkommen. Außerdem zeigt die westliche Schweiz mittelländische Einschläge, wie das ganze linke Rheinufer. Auch das unstete, prahlerische, großtuerische, leichtsinnige und abenteuerliche Wesen des Vaters, das zum Teil auch im Großvater Fridolin I und dem Onkel Fridolin II Weber hervortritt, läßt sich nach der mittelländischen Richtung deuten.

Ein Vergleich mit Wagners Kunst ist lehrreich. Bei ihr kann man bei ihrer Breite, ihrer Schwülstigkeit, ihrem langgezogenen Zeitmaß, dem Majestätischen ihres Wesens, der Wucht und ihren ungeheuren, geradezu gigantischen Ausmaßen und Längen mit einer dinarisch-nordischen Mischung auskommen. Bei Weber dagegen nicht! Prickelndes Feuer, sprühender Esprit waren noch nie dinarische Eigenschaften! Die dinarische Rasse ist ihrem Wesen nach ungeschlacht, urwüchsig, wuchtig, grob, überschwänglich, gemütlich,

[1]) Vgl. auch Noack, Friedrich: Die französische Einwanderung in Freiburg i. Br. 1677—1698. Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte, Bd. 23 (1930), S. 324 ff.

polternd, dagegen nicht fein, geistreich, sprühend. Während das für Wagner charakteristische Zeitmaß das Andante maëstoso ist, ist es für Weber das Allegro con fuoco[1]). Dieses Zeitmaß aber ist typisch mediterran! Auch die starke Neigung zum Theatralischen kann bei Weber ebenso sehr mediterranen wie dinarischen Ursprungs sein. Weber ist nie grob, schwülstig, wuchtig, urwüchsig — Eigenschaften, ohne die man sich dinarisches Wesen nicht denken kann, dagegen ist er geistreich, sprühend, fein, voll Feuer, was mediterrane Wesenszüge sind.

Was die nordische Komponente betrifft, so kann diese allem Gesagten zufolge nirgends herrschend sein. Sie dürfte aber trotzdem größer sein, als Eichenauer annimmt. Auch er erkennt übrigens an, daß das Denkerische in Weber vorzugsweise nordisch ist. Wir möchten es auch auf künstlerischem Gebiet in etwas höherem Grade annehmen, weil alles nördlich der Alpen Geborene durch einen nordischen Grundton getragen wird. Es verhält sich hier ähnlich wie im Körperlichen. Wie die hellen Farben der nordischen Rasse durch die dunkeln südlichen überdeckt werden, so wird auch im Seelischen der nordische Grundton vielfach durch die lauteren, schreienden, mehr in die Erscheinung tretenden Äußerungen der mediterranen und dinarischen Rasse verdeckt.

Der innerhalb einer Kulturgemeinschaft oder einer Familie Lebende sieht zuerst und am stärksten die Unterschiede der mit ihm Lebenden, der von außen Hereinblickende sieht vielmehr das Gemeinsame, Verwandte. Dazu kommt noch ein weiterer Umstand, der gerade bei Weber der Erörterung wert ist. Die sogenannte dinarische Rasse ist keine wirkliche Rasse, wie die nordische und mittelländische. Sie ist eine ausgesprochene Sekundärrasse, aus der Vermischung von vorderasiatischen und nordischen Bestandteilen entstanden. Sie enthält demnach einen ziemlich starken nordischen Einschlag und kann deshalb der nordischen Rasse nicht als selbständige, gleichberechtigte, auch nicht als völlig entgegengesetzte Größe gegenübergestellt werden, wie schon oben angedeutet. Das zeigt sich auch im Seelischen. Das dinarische Naturgefühl, die dinarische Naturliebe, die „Romantik des deutschen Waldes" ist von der rein nordischen Naturliebe verschieden, in ihrer tiefsten Wurzel aber doch entwicklungsgeschichtlich ganz überwiegend nordischen Ursprungs, weil dieser Zug aus der nordischen Rasse stammt, ebenso wie die Heldenhaftigkeit, die Treue und Heimatliebe der „Dinarier".

---

[1]) Wie Eichenauer richtig bemerkt.

Deshalb erscheint es mir wahrscheinlich, daß bei Abwägung all dieser Gesichtspunkte der nordische Rassenanteil in Weber trotzdem jeden der beiden fremden Rassenbestandteile überwiegt, was wohl bei den meisten, wenn auch nicht allen nördlich der Alpen geborenen Menschen der Fall ist. Ganz zu fehlen scheint mir ein fälischer, osteuropider und alpiner Einschlag, was für die Charakterisierung Webers gleichfalls sehr wichtig ist.

Der Ansicht Wagners: „Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als Du!" wird man nicht zustimmen können. Bach, Gluck, Beethoven, Schubert, Händel, Haydn und andere sind ungleich deutscher als Weber.

Ahnentafel

(Durch den Verfasser ergänzt)

1) **Weber,** Karl Maria Friedrich Ernst von, * Eutin (Holstein) 18. 12. 1786, † (an Schwindsucht) London 5. 6. 1826, ▭ London (Marienkapelle von Moorfields) 21. 6. 1826, beigesetzt in Dresden 15. 12. 1844; ∞ Prag 4. 11. 1817 Karoline Brandt, Opernsängerin (* Bonn 11. 9. 1794, † Dresden . . . 1852).

2) **Weber,** Franz Anton[1]), * Zell (i. Wiesental, Baden) . . . . 1734 (?), † Mannheim 16. 4. 1812, Amtmann und Hofkammerrat im Dienste des Fürstbischofs von Hildesheim, später Kapellmeister und Schauspieldirektor an verschiedenen Orten Deutschlands; ∞ (I . . . . 3. 2. 1758 Maria Anna Fumetti, † 1783, Tochter des Hofkammerrats Johann Ferdinand von Fumetti), II. Wien 20. 8. 1785.

3) **Brenner,** Genovefa, * Markt Oberdorf bei Kaufbeuren (Provinz Schwaben) 2. 1. 1764, † (an Schwindsucht) Salzburg 13. 3. 1798, ▭ Salzburg[2]), Sängerin (war eine Zeitlang in Italien).

4) **Weber,** Fridolin, * Stetten (i. Wiesental, Baden) 22. 6. 1691, † Freiburg i. Br. 25. 2. 1754, Amtmann im Dienste des Barons Franz Ignaz von Schönau in Zell und Stetten i. W., ∞ wahrscheinlich Zell i. W.[3]) nach 16. 10. 1726.

5) **Schlar (Chelar),** Maria Eva, ∿ Freiburg i. Br. 6. 4. 1698, † Freiburg i. Br. 24. 6. 1776.

6) **Brenner,** Markus, * Osterried (Prov. Schwaben) 26. 3. 1731, † Markt Oberdorf 1. 8. 1793, Hofschreinermeister; ∞ Markt Oberdorf 26. 2. 1759.

7) **Hindelang,** Victoria, * Markt Oberdorf 22. 3. 1733, † daselbst 26. 9. 1773.

8) **Weber,** Hans Georg, *[4]) . . ., † Stetten i. W. 8. 2. 1704, Müllermeister auf der „unteren Mühle" und Kirchenpfleger in Stetten i. W.; ∞ (II. Stetten 14. 6. 1699 Maria Reinlin aus Stein a. Rh.), I. Stetten i. W. 8. 7. 1678.

9) **Herbster,** Kunigunde, verw. Has, * Stetten 30. 10. 1653, † Stetten 10. 2. 1699.

---

[1]) Vgl. Hefele, Friedrich: Die Vorfahren Karl Maria von Webers, Karlsruhe 1926 (Heimatblätter vom Bodensee zum Main, Nr. 30).

[2]) Im Grabe von Mozarts Vater und Frau.

[3]) Trauung in Zell nicht feststellbar, da die Kirchenbücher verbrannt sind.

[4]) Hans Georg Webers Herkunft ist unbekannt. Wahrscheinlich stammt er aus der Schweiz.

10) **Chelar,** Lorenz (Laurent), * „Gingan“, auch „Gingam“, „Gingeng“, Basse Bretagne[1]), wahrscheinlich Guinkamp (Cotes du Nord) . . . . oder Guignen (Dep. Ille-et-Vilaine) (1673), † Freiburg i. Br. 23. 2. 1698, Chirurg und Perückenmacher in Breisach (Baden), später in Freiburg i. Br.; ∞ Breisach 5. 10. 1693.

11) **Oxenried (Oxenrit)**[2]), Susanna, * Basel (?) . . . . (1665), † . . . . nach 27. 4. 1725, evang., zum Katholizismus übergetreten; (∞ II. Freiburg i. Br. 12. 1. 1699 Michael Jullin, Chirurg und Perückenmacher, aus der Dauphiné, † Freiburg 27. 4. 1725).

12) **Brenner,** Johann, * Rieder (Provinz Schwaben) 28. 5. 1700, † Osterried 10. 7. 1774, Bauer; ∞ Oberdorf 7. 10. 1727.

13) **Vierer,** Maria, * Hofstatt bei Stötten am Auerberg (Provinz Schwaben) 17. 3. 1699, † Osterried 5. 10. 1783.

14) **Hindelang,** Georg, * Görisried (Provinz Schwaben) 19. 4. 1694, † Markt Oberdorf 14. 11. 1758, Jäger („artis venatoriae und vir optimus“); ∞ Oberdorf 28. 4. 1727.

15) **Kempter,** Barbara, * Markt Oberdorf 30. 4. 1699, † daselbst 22. 12. 1757.

18) **Herbster (Herpster),** Hans, * . . . ., † . . . ., Bauer in Stetten i. W.; ∞ Stetten 19. 10. 1645.

19) **Has,** Anna.

22) **Oxenrüdi (Oxenried),** Hans Jakob, * wahrscheinlich Reutin bei Lindau . . . ., † . . . . Hammerschmied; ∞ Basel . . . . um 1660.

23) **Bleiler,** Sibylla, ~ Basel (St. Theodor) 24. 9. 1637, † . . . .

24) **Brenner,** Philipp Jakob, * Rieder 27. 4. 1668, † Rieder 24. 4. 1734, Bauer; ∞ Rieder 15. 4. 1698.

25) **Zwick**[3]), Elisabeth, * Talhofen (Prov. Schwaben) 21. 8. 1671, † . . . .

26) **Vierer,** Georg, * . . . ., † Hofstatt 28. 12. 1742, Bauer; ∞ . . . .

27) . . . , Anna, * . . . ., † Hofstatt 17. 7. 1730.

28) **Hindelang,** Georg, * Görisried . . . ., † daselbst . . . .; ∞ Görisried 25. 10. 1677.

29) **Barnsteiner,** Anna.

30) **Kempter,** Markus, * Ennenhofen bei Markt Oberdorf 17. 4. 1666, † Oberdorf 14. 3. 1727, wahrscheinlich Bauer; ∞ Markt Oberdorf 13. 2. 1687.

31) **Holzmann,** Maria, * Rieder 26. 3. 1666, † Oberdorf 8. 8. 1702.

46) **Bleiler,** Heinrich, * . . . ., † . . . ., Hammerschmied in Basel; ∞ Basel (St. Theodor) . . . . 1632.

47) **Rapp (Rap),** Katharina, * Basel (St. Peter) 29. 8. 1613, † . . . .

48) **Brenner,** Georg, * . . . ., † Rieder 16. 10. 1698, Bauer; ∞ Rieder 2. 5. 1661.

49) **Wetzler,** Barbara, * Ingenried (Prov. Schwaben) . . . ., † Rieder 11. 8. 1709.

---

[1]) Weiteres nicht feststellbar. Die Kirchenbücher von Guinkamp (Bretagne) beginnen erst 1789. Nach dem Eintrag im K.-B. Breisach vom 5. 10. 1693 war Lorenz Chelar zur Zeit der Hochzeit 20 Jahre, Susanna Oxenried 28 Jahre alt.

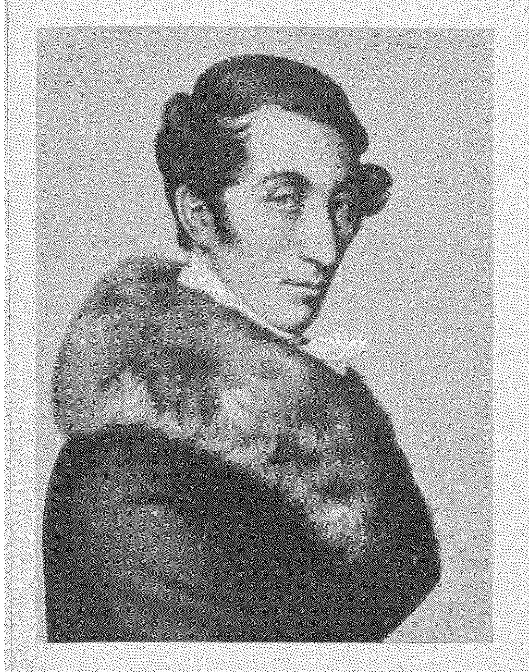
[2]) In den Freiburger und Breisacher Kirchenbüchern kommen noch die Formen Oxenridtin, Ochserin, Oxenroschin für die weiblichen Träger des Namens vor, daneben der Name Oxenreiter (Ochsenreuter). Susanna Oxenried wird als „Basiliensis“ oder „ex Basilea“ wiederholt bezeichnet.

[3]) Der Name Zwick tritt auch in der Ahnentafel Goethes auf: Walpurgis Zwick aus Donauwörth (Goethes Ahnentafel Nr. 197).

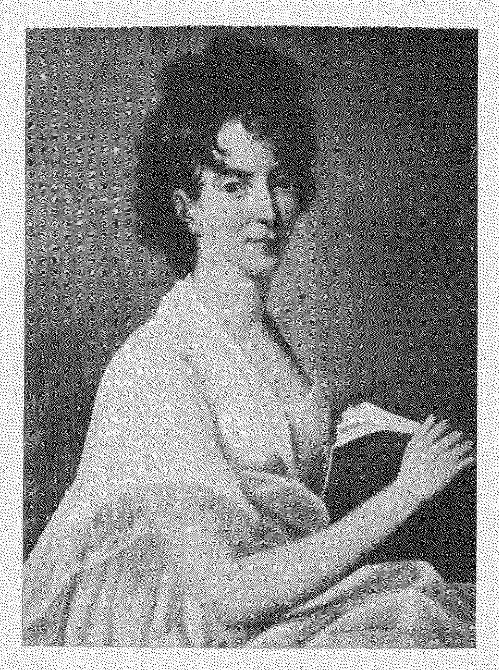
Karl Maria von Weber




Franz Anton Weber und sein Sohn Fridolin



Karl Maria v. Weber



Konstanze Weber verh. Mozart

Verlag von Gustav Fischer in Jena

50) **Zwick,** Simon, * . . . ., † Thalhofen 28. 1. 1684, wohl Bauer; ∞ . . . .
51) . . . ., Anna.
52) **Vierer,** Andreas, * . . . . (1626), † Hofstatt 21. 3. 1706 (80 Jahre alt), Bauer.
60) **Kempter,** Hans, * Ennenhofen . . . ., † daselbst 26. 1. 1693, wohl Bauer; ∞ Oberdorf 12. 5 1664.
61) . . . ., Maria, * . . . ., † Ennenhofen 1. 4. 1693.
62) **Holzmann,** Michael, * Oberdorf 23. 1. 1639, † Rieder 8. 1. 1684, wohl Bauer; ∞ Oberdorf 16. 6. 1664.
63) **Nuscheler,** Christine, * Seeweiler (Pfarrei Seeg im Allgäu) 12. 4. 1639, † Rieder 26. 10. 1728.
94) **Rapp,** Jeremias, ~ Basel (St. Peter) 20. 12. 1573, wohnhaft in Basel; ∞ Basel (St. Peter) 21. 4. 1600.
95) **Winder (Binder)**, Catharina, * Tegernau (Kanton St. Gallen) . . . .
124) **Holzmann,** Georg, * . . . ., † . . . ., Bauer in Markt Oberdorf; ∞ . . . .
125) . . . . , Anna.
126) **Nuscheler,** Martin, * . . . ., † Seeweiler 29. 1. 1689 (?), wohl Bauer in Seeweiler.
188) **Rapp,** Conrad, * . . . ., † . . . . ;∞ Basel (St. Peter) 18. 7. 1568.
189) **Brenner (Brunner),** Elisabeth, * Pruntrut (Porrentruy) (Kanton Bern).

Karl Loewe

Die Ahnen Loewes gehören größtenteils dem thüringisch-obersächischen Volksstamm an, der so außerordentlich viele große Tondichter hervorgebracht hat. Ein leichter niedersächsischer Einschlag (Ahnen 50 ff.) ist zu verzeichnen. Sämtliche Vorfahren waren, soweit bekannt, protestantisch.

Die Herkunft des Großvaters Andreas Loewe ist leider nicht mit Sicherheit festzustellen. Eine große Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er nicht dem thüringischen Volksstamm angehörte, sondern von auswärts zugewandert ist. Er war, ehe er nach Könnern kam, „ein Grenadier von des Herrn Capitäne von Kanthens Compagnie, alt Dohnaschen Regiments". Es ist dies das Infanterie-Regiment Nr. 44 der Zählung vor 1806, später „Alt-Dohna" genannt, das 1742 bis 1806 in Wesel stand[1]). Das Regiment focht 1745 im zweiten schlesischen Krieg bei Kesselsdorf. Andreas Loewe ist wahrscheinlich auf dem Rückmarsch aus dem Krieg in Könnern geblieben, wo er 21. Aug. 1746 Elisabeth Gödecke geheiratet hat. Da Andreas Loewe nicht in Könnern gestorben ist und ein Andreas Loebe (Loewe) um 1782 in Uedem bei Wesel gelebt hat, so spricht eine Wahrscheinlichkeit dafür, daß Andreas Loewe nach dem Tode seiner Frau in die Gegend seiner Heimat zurückgekehrt ist (wie es alte Leute nicht selten tun), und daß wir in dem Andreas Loebe in Uedem den Großvater Loewes vor uns haben. Dieser würde demnach vom Niederrhein stammen, einer Gegend mit musikbegabter Bevölkerung, in der auch Händel Vorfahren hatte.

Wichtiger ist der Umstand, daß Loewes Großvater mit größter Wahrscheinlichkeit aus der Ferne zugewandert ist. Wir sehen darin eine neue Bestätigung der hier wiederholt geltend gemachten Tatsache, daß in den letzten Ahnenreihen genialer Persönlichkeiten eine lebhaftere Blutmischung stattgefunden hat durch Zuwanderung von Vorfahren, die aufwühlend, gleichsam fermentierend auf die alteingesessenen Familien wirken und dadurch die Voraussetzungen

[1]) Vgl. von Lyncker, Alexander: Die altpreußische Armee 1714—1806 und ihre Militärkirchenbücher, Berlin 1937, S. 83 f. — Das Regiment Alt-Dohna bezog von 1742—1788 seinen Ersatz aus dem Umkreis von Wesel.

für die Entstehung des Genies schaffen[1]). Ausdrücklich sei hier, wie anderwärts, bemerkt, daß kein Rassenunterschied zwischen den zugewanderten und den alteingesessenen Ahnen zu bestehen braucht (obwohl leichte Unterschiede in den allermeisten Fällen auch nach dieser Richtung vorliegen). Es genügt das nicht näher verwandte, fremde Blut derselben Rasse, das auffrischend wirkt und gleichzeitig zur Folge hat, daß die Zahl der tatsächlichen Ahnen dadurch erheblich größer wird, wodurch die Voraussetzungen der geistigen Weite und Höhe des Genies geschaffen werden. Bei Loewe spielt dieser Umstand eine besonders große Rolle, weil die übrigen Ahnen aus einem verhältnismäßig eng begrenzten (und außerdem relativ reinrassigen) Gebiet hervorgegangen sind (nördlichstes Thüringen). Macht man sich klar, wie die theoretische Ahnenzahl in höheren Generationen geradezu ins Phantastische anwächst, und wie gering die Zahl der Bewohner eines kleinen Gaues in früheren Zeiten war, so wird man dem genannten Sachverhalt die allergrößte Bedeutung beilegen. Wie verengend auf den Geist die Abstammung von einer kleinen Zahl von Vorfahren wirkt, die in höheren Ahnenreihen tausendfach verwandt sind, sieht man an Bewohnern mancher Gebirgstäler, deren geistiger Horizont nicht selten sehr eng begrenzt ist.

Im übrigen weist die Ahnentafel Loewes (mit Ausnahme der Eltern) wenig Auffallendes auf. Die Ahnen sind vorwiegend Handwerker und Bauern. Immerhin muß die Verschiedenartigkeit der Berufe hervorgehoben werden, die in den letzten Ahnenreihen sich finden. Es treten die Berufe des Lehrers, des Kantors, des Soldaten, des Windmüllers, des Brauers, des Salpetersieders, des Schneidermeisters, des Tischlermeisters, des Müllermeisters, des Wagnermeisters, des Bauern auf, der Beruf des Schneiders und Tischlers dreimal, der Beruf des Müllers, Brauers und Salpetersieders je zweimal. Das sind für eine so begrenzte Ahnentafel, wie sie hier vorliegt, recht viele und verschiedenartige Berufe. Die Ahnen Loewes sind in höheren Generationen wohl größtenteils Landwirte gewesen, aus denen in den letzten 5—6 Generationen sich mehr und mehr der Handwerkerstand herausgebildet hat. Dieser nimmt zu, je näher wir dem Probanden kommen. Äußerst bezeichnend ist endlich, daß der Vater Loewes sich in den Lehrerstand emporgearbeitet hat. Lehrerfamilien sind fast immer aufstrebende Familien. Noch wichtiger ist die Tatsache, daß er gleichzeitig Kantor und ein nicht un-

[1]) Loewes Ahnentafel hat mit der Glucks darin eine Ähnlichkeit, daß Glucks Urgroßvater, Melchior Gluck, gleichfalls Soldat von unbekannter Herkunft war (Musketier in einem kurbayerischen Regiment).

bedeutender Musiker war[1]). Wir finden dieselbe Verbindung zwischen Lehrer und Kantor bei den Vätern Schuberts, Bruckners, Regers u. a. Daß außerdem eine sehr große Zahl von Tondichtern Söhne von Berufsmusikern war, ist eine zu bekannte Tatsache, als daß sie hier näher belegt werden müßte.

Das Entscheidenste war, daß der Vater Loewes ein begabtes und sehr musikalisches Mädchen heiratete, Marie Leopold, die Tochter des Windmüllers und Brauers Leopold in Löbejün, die ihrem Manne außerdem eine für seine Verhältnisse ansehnliche Mitgift von 1500 Talern beibrachte. Wie aufstrebend die Familie war, geht auch daraus hervor, daß der Vater außer seinem jüngsten Sohn noch zwei weitere Söhne Theologie studieren ließ — für eine kinderreiche Lehrerfamilie eine große Leistung.

Die Ahnentafel Loewes zeigt, im ganzen genommen, wie diejenige Schuberts eine starke Volksverbundenheit. Die Ahnen stammen aus dem Volke, woraus sich die Volkstümlichkeit beider Komponisten großenteils erklärt. Bei beiden ist die mütterliche Ahnenreihe gesellschaftlich etwas gehobener als die väterliche. Beide Komponisten waren das 12. Kind ihrer Eltern und hatten außer dem Vater keine Musiker zu Vorfahren. Eine Ähnlichkeit besteht auch darin, daß Loewe wie Schubert mehr der Mutter nachgeschlagen ist und wohl auch von der Mutter vorwiegend seine Begabung geerbt hat.

Die Mutter Loewes wird als kluge Frau von lebhaftem, schnellem Temperament und raschem Entschluß geschildert. Loewe erbte nach dem Urteil seines Bruders Fritz die Klugheit und Lebendigkeit von der Mutter, die Herzensgüte und sanfte Männlichkeit vom Vater. Die musikalische Begabung stammt von beiden Eltern. Beide waren sehr musikalisch, die Mutter außerdem dichterisch begabt. Nach Runze (Biographie Loewes, S. 6) soll der Vater eine musikalisch bedeutende Persönlichkeit gewesen sein. Er wurde von Professor Türk in Halle, der nachmals Loewes Lehrer wurde, hochgeschätzt. Unter seiner Leitung blühte das musikalische Leben Löbejüns, das früher bedeutend war, noch einmal auf. Aus Löbejün stammten die berühmten Orgelmacher Ferner, Zacharias und Andreas Theusner[2]). Wir sehen, wie musikbegabt der Boden ist, aus dem Loewe hervorgegangen ist.

---

[1]) Unrichtig ist dagegen die Behauptung (die sich in fast allen Loewe-Biographien findet), der Vater Loewes stamme aus einer alten Pastorenfamilie. Dies war bei Spohr der Fall, dagegen nicht bei Loewe.

[2]) Vgl. Mattheson: Grundlagen einer Ehrenpforte, Hamburg 1740.

Loewe hatte das Glück, vortreffliche Eltern zu besitzen: fleißige, ernste und tüchtige Menschen. Er verlebte eine glückliche, goldene Jugendzeit. Er war ein richtiges Sonntagskind, war auch an einem Sonntag geboren.

Über seine Eltern schreibt er in seiner Selbstbiographie[1]): „Die Mutter war sehr ernst, nie lustig, aber stets gleichmäßig liebevoll, dabei geschäftig." An anderer Stelle: „Meine Mutter liebte ich über alles in der Welt, sie war eine gute, verständige Frau, sehr ernst, selten fröhlich, aber immer heiter, tätig und ordentlich." „Der Vater dagegen war oft verstimmt und launig, besonders in der frühen Morgenstunde. Späterhin und für den übrigen Theil des Tages wurde er munter, ja lustig ... Mit dem Abend aber kam des Papas rosenfarbene Laune; er erzählte viel aus seiner Jugend ... und entwickelte dabei eine große Lebensklugheit." Wir sehen deutlich, daß der Vater die weniger ausgeglichene Natur war (wohl Folge seiner stärkeren Blutmischung), und daß Loewe sich mehr zur Mutter hingezogen fühlte: „Im Winter aber brachte mir der Abend die schönsten Stunden. Wenn die Mutter den ganzen Tag unermüdlich für uns geschafft hatte, und der Abend zu dunkeln begann, dann setzte sie sich an den großen Ofen, mein Platz war zu ihren Füßen und meinen Kopf legte ich in ihren Schoß. So saßen wir eine Zeitlang träumend da. „Jetzt laßt mich gehen," sagte sie dann zum Vater und zu den Geschwistern, und dann fing sie, die ich vor allen liebte, an zu erzählen, alte längst verklungene Geschichten, die noch immer wie seltsame Märchen vor meiner Seele stehen. Aber besonders, wenn sie einen schönen wunderbaren Traum gehabt hatte, wußte sie ihn mir so deutlich zu erzählen, als hätte ich ihn selbst geträumt ... Wenn so die Mutter endlich still geworden war und ich mich fester an ihre Knie drückte, dann pflegte ich auch zu bitten: „Mama, nun spiele noch etwas," dann nahm sie lächelnd die Violine, mit der mein Vater in der Schule den Gesang leitete, und spielte auf ihr die schönsten Melodien. Ach, wie diese Melodien sich mir außen im Mondschein belebten. Nie hatte sie Unterricht im Violinspiel[2]) gehabt, doch sang ihr Ton mir so tief in das Herz hinein."

Aus dieser Schilderung geht hervor, daß Loewes Mutter außergewöhnlich musikalisch war und dabei dichterisch veranlagt war, und daß ihr Loewe seelisch und geistig im wesentlichen nachgeschlagen ist.

---

[1]) Dr. Carl Loewes Selbstbiographie. Für die Öffentlichkeit bearbeitet von C. H. Bitter, Berlin 1870.

[2]) Sperrung vom Verfasser herrührend.

Die musikalische Begabung Loewes zeigte sich sehr früh. „Als ich zum Bewußtsein kam, spielte ich Klavier und Orgel und sang vom Blatte, ohne daß ich mich erinnern könnte, die Elemente auch nur mit einiger Anstrengung gelernt zu haben.“ Von den evangelischen Chorälen, die in einem dickleibigen, vom Vater selbst geschriebenen Bande im Hause vorhanden waren, sagt Loewe: „Wohl kann ich sagen, daß ich der einfachen Schönheit dieser alten Musik gar vieles verdanke, wie auf dem Fundament des Chorals überhaupt sich jedes wirkliche musikalische Talent glücklich entfalten wird.“

Loewes älteste Schwester Marie konnte die Balladen Bürgers auswendig und deklamierte sie öfter — auch bei ihr bestand eine Vorliebe für die Ballade, die in den Kompositionen Loewes eine so große Rolle spielen sollte. Sie sprach auch öfter in ergreifender Rede über irgendein Bibelwort wie eine religiöse Schwärmerin. Loewes Eltern waren beide fromme Christen. Er selbst blieb zeitlebens ein frommer Mann und bewahrte in religiösen Fragen ein kindliches Gemüt. Der älteste Bruder Fritz war gleichfalls sehr musikalisch.

Loewe wuchs in engster Berührung mit der Natur auf. Er schweifte durch Wald und Flur, kauerte an den Schächten der Löbejüner Bergwerke, deren Eingang ihn wie die Schwelle zur Geisterwelt geheimnisvoll lockte, schaute hoch vom Kirchturm hinauf nach Wolken und Sternen, merkte auf den Gesang der Vögel und lauschte den wundersamen Erzählungen seiner Mutter über die Träume, die sie nachts zuvor geträumt[1]).

Diese Tatsachen sind nicht nur für Loewe sehr charakteristisch, sondern lassen auch die Entstehung eines musikalischen Talentes aus einer musikbegabten Familie und die große Bedeutung der Kindheitseindrücke erkennen.

Was die rassische Artung der Familie betrifft, hatte Loewe wie seine Schwester (und wohl auch seine Mutter) hellblondes Haar, blaue Augen und helle, rosige Haut (der Vater hatte mehr braunes Haar). Die Gesichtszüge Loewes waren vorwiegend fälisch, jedenfalls mehr fälisch als nordisch (breitere, etwas viereckige Form des Gesichts, starke Augenbrauen). Neben dem fälischen dürfte ein nordischer Einschlag vorliegen. Ein Bild eines Sohnes von Loewes Bruder (wie dieser Pastor) zeigt überwiegend nordische Formen. Nach allem, was wir wissen, hatte die Familie ein durchaus helles, nördliches Gepräge. Alpine Züge kommen m. E. weder körperlich noch seelisch in Frage. Eichenauer (Musik und Rasse) hält das Äußere Loewes für nordisch-fälisch.

---

[1]) Bulthaupt, Heinrich: Carl Loewe (Berühmte Musiker, IV).

Auch nach seiner seelischen Artung wird man Loewe vorwiegend der fälischen Rasse zuweisen müssen, neben der die nordische Rasse, wie überall im nördlichen Deutschland, eine Rolle spielt. Loewe war ein Mann voll tiefen Gemüts, einer der besten und liebenswertesten Menschen unter unseren deutschen Tondichtern. Obwohl er vielseitig wissenschaftlich gebildet war (er hatte neben seiner musikalischen Ausbildung Theologie studiert und war schon mehrfach als Prediger aufgetreten, ehe er nach Stettin als Musikdirektor berufen wurde), stand doch die Gemütsseite bei ihm durchaus im Vordergrunde. Seine fälische Artung zeigte sich besonders darin, daß er in Stettin festwuchs und glänzende Anerbietungen nach Berlin und anderwärts ausschlug. Er fühlte sich mit Stettin und der Orgel seiner geliebten Jacobi-Kirche so innig verwachsen, daß ihn die zwangsweise Zurruhesetzung durch den Magistrat Stettin (wegen Erreichung der Altersgrenze), die ihn im 70. Lebensjahr erreichte, so tief traf, daß er nicht mehr in Stettin zu bleiben vermochte, sondern zu seiner Tochter nach Kiel zog, wo er schon nach wenigen Jahren starb und wo er begraben liegt. Sein Herz ließ er in der größten C-Pfeife seiner geliebten Orgel in der Jacobi-Kirche in Stettin beisetzen. — Ein so treues und zähes Festhalten an der übernommenen Lebensaufgabe und an der gewohnten Umgebung findet man fast nur bei fälischen Menschen. Auch Loewes Selbstbiographie trägt ein altertümliches, fälisches Gepräge. Fälisch ist m. E. auch das Gepräge vieler seiner Kompositionen, besonders seiner Balladen.

Nach der gleichen Richtung weist die innere Entwicklungslosigkeit Loewes. Er tritt als ein völlig Fertiger, Vollendeter vor die Öffentlichkeit mit seinen von ihm unübertroffenen Erstlingsschöpfungen: „Edward“ und „Erlkönig“. Auch diese innere Entwicklungslosigkeit findet man häufig bei fälisch gearteten Menschen, so bei Schopenhauer. Der rein nordische Mensch ist in der Regel wesentlich stärkeren inneren Entwicklungen unterworfen, hat auch einen viel stärkeren Drang in die Ferne und zu größeren äußeren Zielen. Es ist charakteristisch für Loewe, daß er glänzende Anerbietungen des Königs Friedrich Wilhelm IV., mit dem er befreundet war, ausschlug, um Stettin und seinem dortigen Freundeskreis nicht untreu zu werden. Endlich deutet auch die für einen allseitig und wissenschaftlich gebildeten Mann kindliche Frömmigkeit, sein treues Festhalten am Glauben der Väter, wie sein sehr inniges Familienleben auf fälische Artung. So dürfen wir in Loewe wohl einen Tondichter von vorwiegend fälischem Wesen erblicken. Die äußere Erscheinung und die seelische Struktur stimmen, rassisch betrachtet, völlig überein.

Loewe war zweimal glücklich verheiratet. Er verehrte seine beiden Frauen wie einst seine Mutter tief und war mit seiner Familie aufs innigste verwachsen. Aus seiner zweiten Ehe mit Auguste Lange, einer seiner Schülerinnen, gingen vier Töchter hervor: Julie, Adele Helene und Anna. Eine Enkelin, Frieda Ulffers, mit der sein Geschlecht ausstirbt, lebt in Unkel a. Rhein in dem dortigen „Loewehaus“, das einst Freiligrath beherbergt hatte.

Ahnentafel Karl Loewes

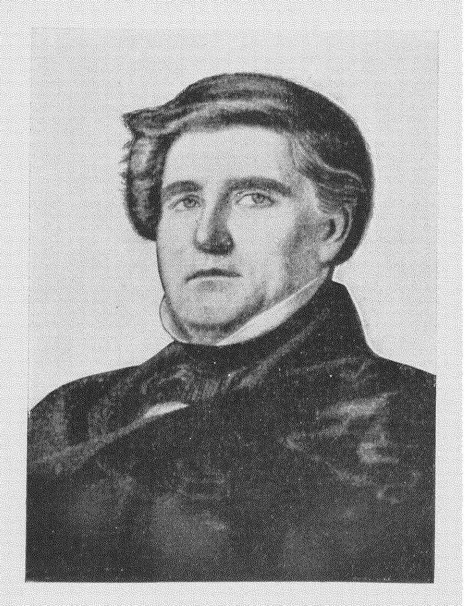
(Erforscht durch den Verfasser)

1) **Loewe,** Johann Karl Gottfried, * Löbejün (bei Halle) 30. 11. 1796 (als 12. und jüngstes Kind seiner Eltern), † Kiel 20. 4. 1869; ∞ I. Halle 7. 9. 1821 Julie von Jakob († Stettin 7. 3. 1823); II. Stettin 26. 4. 1825 Auguste Lange, * Königsberg i. d. Neumark 10. 10. 1806, † Unkel a. Rh. 22. 11. 1895.
2) **Loewe,** Andreas Christoph, * Könnern (bei Halle) 4. 8. 1747, † Löbejün 1. 12. 1826, Kantor und Lehrer in Löbejün; ∞ Löbejün 19. 7. 1775.
3) **Leopold,** Marie Eleonore, * Löbejün 22. 10. 1752, † Löbejün 8. 1. 1826.
4) **Loewe,** Andreas Christoph (auch Johann Andreas), * . . . ., † . . . ., „Grenadier von des Herrn Capitäne von Kanthens Compagnie alt Dohnaschen Regiments“, später Einwohner in Könnern (nach 1780 wahrscheinlich in Uedem bei Wesel als Invalide lebend); ∞ Könnern 21. 8. 1746.
5) **Gödecke(n),** Maria Elisabeth, * Könnern 16. 6. 1709 (als älteste Tochter ihrer Eltern), † Löbejün 31. 7. 1780.
6) **Leopold** (Leipoldt), Johann Hieronymus, * Kaltenmarkt bei Könnern (Saalekreis) 8. 12. 1729, † Löbejün 12. 9. 1783, Windmüller, Brauer und Bürger in Löbejün; ∞ Löbejün 19. 1. 1752.
7) **Schneider,** Lovyse Dorothee, * Köthen (Anhalt) (St. Jacob) 12. 6. 1722, † Löbejün 12. 6. 1768.
10) **Gödecke,** Hans Michael, * . . . ., † . . . ., Bürger und Salpetersieder in Könnern; ∞ Könnern Sonntag Dom. Sexagesimä 1706.
11) . . . ., Martha Catharina.
12) **Leopold (Leipoldt),** Johann Andreas, ~ Kaltenmarkt 15. 10. 1704, † Kaltenmarkt 24. 1. 1774, Schneidermeister, „Meister“ und Kossäthe in Kaltenmarkt; ∞ Kaltenmarkt 6. 12. 1725.
13) **Fürstenfeldt,** Susanna, ~ Kaltenmarkt 21. 5. 1700, † Kaltenmarkt 16. 12. 1758.
14) **Schneider,** Johann George, * Köthen (St. Jacob) 7. 8. 1688, † Köthen 29. 8. 1741, Bürger und Tischlermeister in Köthen; ∞ Köthen 26. 4. 1716.
15) **Lippold,** Anna Sophie, * . . . . (1682), † Köthen 24. 12. 1741 (59 Jahre alt).
20) **Gödecke,** Hans Michael, Salpetersieder in Könnern.
22) . . . ., George, * . . . ., † . . . . vor Sexages 1706, Brauer und Bürger in Könnern.
24) **Leipold (Leopold),** Michael, * wohl Kösseln (Saalekreis) (. . . 10. 1669), † Kaltenmarkt 29. 12. 1742 (73 Jahre, 13 Wochen alt), „Meister“, Schneider und Kossäthe zu Kaltenmarkt; ∞ Kaltenmarkt 8. 1. 1704.
25) **Teuchmeier,** Anna Maria, ~ Kaltenmarkt 30. 11. 1683, † Kaltenmarkt 24. 10. 1744.

Karl Loewe



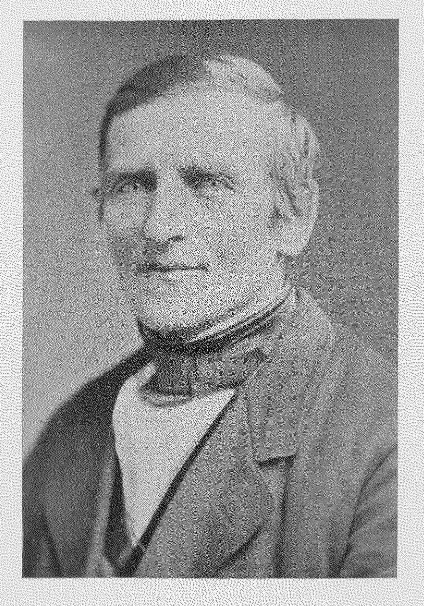
Anna Ulfers geb. Loewe, Loewes Tochter



Karl Loewe



Adelaide Loewe, Braut Gotthold von Tippelskirch's, Loewes Tochter



Pastor Ernst Loewe, Sohn des Pastor von Laia, ältesten Bruders Loewes

Verlag von Gustav Fischer in Jena

26) **Fürstenfeldt,** Martin, * . . . . (1666), ▭ Kaltenmarkt 15. 1. 1708 (42 Jahre alt), Kossäthe und Einwohner in Kaltenmarkt; öffentl. proclam. Kaltenmarkt 2. 11. 1695.

27) **Tenner,** Maria Sibylle, * . . . . (1667), † Kaltenmarkt 9. 4. 1727 (60 Jahre alt).

28) **Schneider,** George, * Köthen 9. 6. 1650, † . . . ., Tischlermeister in Köthen; ∞ Köthen 31. 3. 1673.

29) **Mansfeld,** Dorothea, * wohl in Cosa (Saalekreis) . . . ., † Köthen . . . .

48) **Leipold,** Georg, * . . . ., † . . . ., Schneidermeister in Kösseln (Saalekreis).

50) **Teuchmeier (Teuchmayer, Techtmeyer),** Heinrich, * Raddestorff im Lüneburgischen) . . . . (1653/54), ▭ Kaltenmarkt 16. 1. 1716 (62 Jahre alt), Kotsass und Bauer, auch „Meister" genannt, in Kaltenmarkt; aufgeboten Kaltenmarkt 29. 9. 1680.

51) **Kohl,** Barbara, * Kaltenmarkt (. . . . 10. 1656), † daselbst 18. 3. 1732 (75 Jahre, 5 Monate alt).

54) **Tenner,** Martin der Jüngere, * . . . ., † . . . . v o r 2. 11. 1695, Müllermeister in Kelm (?) in der Grafschaft Mansfeld.

56) **Schneider,** Christian, * . . . ., † Köthen 25. 3. 1689 (oder 23. 2. 1677?), Tischlermeister in Köthen; ∞ . . . .

57) . . . ., * . . . ., † Köthen 27. 2. 1693.

58) **Mansfeld,** Peter, * . . . ., † . . . ., Wagnermeister in Cosa bei Köthen.

100) **Teuchmayer (Teuchmeier),** Thomas in Raddestorff (Hannover).

102) **Kohl,** Hanns, der Ältere, * . . . . (1620), ▭ Kaltenmarkt 9. 11. 1680 (60 Jahre alt); ∞ . . . .

103) . . . ., Agnesa, * . . . . (. . . 8. 1626), ▭ Kaltenmarkt 25. 1. 1685 (58 Jahre, 5 Monate alt).

108) **Tenner,** Martin der Ältere, in Kelm.

Richard Wagner

R i c h a r d W a g n e r war von kleiner Gestalt; die Größe war etwa 1,60 m (wie bei Beethoven). Er hatte helle Haut, hellblaue Augen und kastanienbraune Haare, die in der Sonne einen goldenen Schimmer zeigten. Der Kopf war im Verhältnis zu dem kleinen Körper sehr groß (ähnlich wie bei Napoleon I. und bei Kant). Der Schädel war lang, mit stark entwickeltem Hinterhaupt, das auf allen Bildern Wagners hervortritt. Genaue Maße können nicht angegeben werden. Doch bieten die im Hause Wahnfried vorhandenen Hüte einen Anhalt. Ein dort vorhandener Zylinderhut Wagners zeigt folgende Maße[1]: größte Länge 20,5 cm, größte Breite 17 cm (Innenmaße des Zylinders). Ein vorhandener Strohhut zeigt etwas kleinere Maße: größte Länge 20 cm, größte Breite 16,5 cm. Da Hüte in ihrem inneren Umfang stets kleiner sind als der Kopfumfang, andererseits die Haare abgerechnet werden müssen, so dürften die Maße 20 bzw. 16,5 cm ungefähr die größte Kopflänge bzw. -breite darstellen. Der Kopfindex wäre demnach etwa 82, der Schädelindex etwa 81 gewesen. Richard Wagner hatte nicht nur einen langen, sondern auch einen breiten Schädel. Die Gesichtshöhe war ziemlich bedeutend. Die Stirn war stark gewölbt, wie bei vielen großen Musikern (besonders deutlich hervortretend an der Totenmaske). Besonders kennzeichnend an Wagners Antlitz ist die scharfe, gebogene Nase und das stark vorspringende Kinn.

Von Wagners Vater[2], F r i e d r i c h Wilhelm W a g n e r, ist kein Bild vorhanden. Er studierte zuerst Rechtswissenschaft und

---

[1] Nach gütiger Mitteilung von Frau W i n i f r e d W a g n e r (aus dem Jahre 1925).

[2] Zu der Frage der Abstammung Wagners sei kurz bemerkt: Die sehr große Ä h n l i c h k e i t Wagners mit seinem um 14 Jahre älteren Bruder A l b e r t, wie die Ähnlichkeit von Wagners Charakter mit dem seines Vaters und die gänzliche U n ä h n l i c h k e i t mit dem Charakter Geyers sprechen entschieden dafür, daß Friedrich Wilhelm Wagner der Vater Richard Wagners war. Die Vermutung Geyers ist nicht entscheidend. Sie wurde vielleicht von Wagners Mutter begünstigt, weil sie Geyer an sich fesseln wollte. Zur Zeit der Geburt Albert Wagners kannte Wagners Mutter Geyer noch nicht. Eine Verschiedenheit der Väter erscheint bei so großer Ähnlichkeit der Brüder als unmöglich.

wurde später Polizeiaktuar in Leipzig. Er war für Kunst, besonders für dramatische Kunst und Musik, leidenschaftlich begeistert, trat auch selbst in guten Dilettantenvorstellungen mit Erfolg auf. Seinen Umgang bildeten fast nur Schauspieler, von denen viele in seinem Hause aus und ein gingen, darunter auch einer seiner besten Freunde, der Hofschauspieler, Maler, Dichter und Musiker Ludwig Geyer. Dieser heiratete nach dem Tode von Friedrich Wagner dessen Witwe. Richard Wagner wuchs also im Hause eines Schauspielers auf und empfing schon als Kind nachhaltige Eindrücke durch die Bühne. Sein Stiefvater (den Wagner für seinen wirklichen Vater hielt) hatte eine besondere Vorliebe für ihn und nahm ihn sehr häufig in die Theaterproben mit.

Friedrich Wagner hatte einen Bruder, Adolf Wagner, von dem zwei Bilder erhalten sind, die nordisches Gepräge mit dinarischem Einschlag zeigen. Dieser Onkel Richard Wagners war Privatgelehrter und der Typus eines schöngeistigen deutschen Schriftstellers. Er war sehr vielseitig gebildet, von weitem Horizont und einem Streben nach alles umfassender Geistesbetätigung erfüllt (Eigenschaften, die wir bei seinem Neffen wiederfinden). Er verkehrte mit Goethe, Schiller und Tieck persönlich und hat zahlreiche Schriften hinterlassen. Unter seinen eigenen Werken sollen seine Lustspiele das Beste sein, so daß auch bei ihm ein Bühnentalent vorgelegen zu haben scheint[1]).

Der Großvater Gottlob Friedrich Wagner studierte in Leipzig Theologie, konnte aber bei dem geplanten Beruf nicht bleiben, da er zu einer vorzeitigen Heirat gezwungen war[2]). Er wurde dann Steuerbeamter und zuletzt kurf. sächsischer Generalakzise-Einnehmer. Er soll eine weit über den Gesichtskreis eines damaligen Beamten hinausgehende Bildung besessen haben und ließ seinen beiden Söhnen eine vorzügliche Erziehung zuteil werden. — Die weiteren Vorfahren Wagner im Mannesstamm waren von der 3. bis 6. Ahnenreihe (einschließlich) alle Organisten und Kantoren (und daneben Schulmeister), also die Personen, die durch die Nummern 8, 16, 32, 64 der Ahnentafel bezeichnet zu werden pflegen. Wir sehen hier einen ausgesprochen ingezüchteten Ast musikalischer Vorfahren, ähnlich wie in der Ahnentafel Johann Sebastian Bachs. Und zwar bewegen sich diese und die gesamten übrigen Ahnen Richard

---

[1]) Vgl. Chamberlain, Houston Stewart: Richard Wagner. Neue illustrierte Ausgabe, 1911, S. 44 ff.

[2]) Vgl. die Ahnentafel Richard Wagners in: Ahnentafeln berühmter Deutscher, Leipzig (Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte), Bd. 1, S. 184 ff.

Wagners in dem sehr musikalischen obersächsischen (und angrenzenden thüringischen) Volksstamm, wie diejenigen Bachs in dem thüringischen Volksstamm. Neben dem Beruf des Organisten und Kantoren finden wir den Beruf des Schullehrers sehr stark vertreten, in dem erfahrungsgemäß gleichfalls nicht selten musikalische Begabung zu finden ist. Er ist in der Ahnentafel Wagners beinahe so häufig wie der Pastorenberuf unter den Ahnen Nietzsches. Nicht nur die obengenannten Organisten und Kantoren, sondern auch die Personen, die in der Ahnentafel die Zahlen 10, 22, 34, 52 tragen, sind im Hauptberuf Lehrer. Außerdem finden wir in der väterlichen Ahnenreihe zwei Pastoren (44 und 90) und zwei Studierende der Theologie (4 und 22), die nur wegen vorzeitiger Heirat ihren Beruf aufgaben. Auch unter den Pastoren des thüringisch-sächsischen Kulturkreises findet sich viel Musikbegabung[1]).

Nach der stark künstlerischen und schöngeistigen Art des Vaters und des Vaterbruders und nach dem Aufbau seiner Ahnentafel ist anzunehmen, daß Richard Wagner seine künstlerischen Anlagen vorwiegend (wenn auch nicht ausschließlich) aus der väterlichen Ahnenreihe geerbt hat, wie dies bei einer großen Zahl von Komponisten der Fall war.

Die Mutter Wagners, Johanna Rosina geb. Pätz, war die Tochter eines Weißbäckers in Weißenfels (in dieser Stadt hat Wagner viele Vorfahren). Sie war eine vortreffliche Frau und Mutter. Wagner verehrte und liebte sie sehr. Sie hatte in erster Ehe 9 Kinder, von denen Richard Wagner das jüngste war (in zweiter Ehe mit Ludwig Geyer hatte sie eine Tochter). Ein Bild, das sie als junge Frau darstellt, zeigt anmutige, lebhafte Züge, die nordisch-alpin-mittelländische Merkmale zeigen. Ein Bild im Alter von 73 Jahren dagegen, das große Ähnlichkeit mit ihrem Sohn Richard zeigt, trägt ausgesprochen dinarisch-nordische Züge und weist keinerlei Ähnlichkeit mit dem Jugendbildnis auf. Es muß dabei allerdings berücksichtigt werden, daß im Alter die Züge schärfer werden, daß die Nase stärker hervortritt und sich nach unten senkt, wodurch der Nasenrücken häufig gekrümmt wird. Aus diesem Grunde sehen viele Gesichter im Alter „dinarischer“ aus als in der Jugend. — Die Ahnentafel der Mutter zeigt fast durchweg Handwerker (Bäcker und vor allem Gerber in den nächsten Ahnenreihen). Bemerkenswert ist, daß auch auf mütterlicher Seite ein Organist, Nicolaus Brause

[1]) Unter 2000 evangelischen Pfarrern, die 1537—1560 in Wittenberg in ihr Amt eingeführt wurden, waren nicht weniger als 579 vorher Kantoren und Schullehrer gewesen (vgl. Händel-Festschrift der Stadt Halle 1935, S. 26).

(126), auftritt, ebenso ein Schulmeister (52). Im ganzen aber ist die väterliche Ahnenreihe nicht nur die künstlerisch begabtere, sondern auch die gebildetere, während bei den meisten großen Männern das Umgekehrte der Fall zu sein pflegt (vgl. z. B. Goethes Ahnentafel).

Sehr wichtig und bemerkenswert ist die Tatsache, daß der Beruf des Landwirts in den ersten vier Ahnenreihen völlig fehlt und, soweit bekannt, auch in der 5. und 6. Ahnenreihe nicht auftritt[1]).

Die Geschwister Wagners waren fast alle Künstler (Schauspieler und Sänger). Die eigentümliche und einzigartige Doppelbegabung für Bühnenkunst und Tonkunst, die wir bei Wagner antreffen, ist auch bei fast allen seinen näheren Verwandten zu finden. Der älteste Bruder Albert, zunächst stud. med., wurde Sänger und Schauspieler. Sein Bild zeigt nordisch-dinarische Züge und eine große Ähnlichkeit mit Richard Wagner. Die Tochter Albert Wagners, Franziska, verheiratet mit dem Musiker Alexander Ritter, war Hofschauspielerin. Deren Tochter, Hertha Ritter, verheiratet mit dem Komponisten und Dirigenten Sigmund von Hausegger, war Sängerin. — Richard Wagners älteste und Lieblingsschwester Rosalie, verheiratet mit dem Universitätsprofessor und Dichter Oswald Marbach, war Schauspielerin. Sie war idealistisch veranlagt und übernahm nach dem Tode des Stiefvaters Geyer († 1821) die Ernährung der Familie. Ihr Bild zeigt schöne, ziemlich stark nordische Züge mit leicht alpinem Einschlag. — Ein zweiter Bruder Wagners, Karl Julius Wagner, erlernte die Goldschmiedekunst. — Die Schwester Luise Konstanze, verheiratet mit dem Verlagsbuchhändler Friedrich Brockhaus, war gleichfalls Schauspielerin. Sie hatte nordisch-dinarische Züge mit mittelländischem Einschlag. — Die Schwester Klara Wilhelmine, verheiratet mit dem Sänger und Opernspielleiter Heinrich Wolfram, dagegen hatte nordische Züge mit alpinem Einschlag. Sie war Sängerin. — Eine weitere Schwester, Wilhelmine Ottilie, war mit dem Professor Hermann Brockhaus verheiratet. Sie hatte nordisch-dinarisch-alpine Züge. — Wagners Halbschwester Cäcilie Geyer, mit der zusammen er aufwuchs, hatte, wie er, nordisch-dinarische Züge. Sie war mit dem Buchhändler Eduard Avenarius verheiratet und wurde die Mutter des bekannten Philosophen Richard Avenarius (1843—1896). — Wagners zweite

[1]) Das gleiche ist bei zwei anderen großen Sachsen, bei Lessing und Nietzsche, der Fall. Vgl. die Ahnentafel Lessings in den „Ahnentafeln berühmter Deutscher“, Bd. 1.

Frau Cosima, Tochter von Franz Liszt, hatte nordisch-dinarische Züge. Dasselbe gilt vom Sohne Wagners, Siegfried Wagner. Das Dinarische ist hier noch stärker ausgesprochen, ebenso bei den beiden Töchtern Richard Wagners, Isolde, verheiratet mit dem Kapellmeister Franz Beidler, und Eva, verheiratet mit dem Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain. Es gibt wenige berühmte Männer, in deren Familie der nordisch-dinarische Typus so einheitlich vertreten ist wie in der engeren Familie Richard Wagners.

Die weitere Familie weist neben nordischen und dinarischen auch alpine und leicht mittelländische Merkmale auf (dagegen keine ostbaltischen). — Was Richard Wagner selbst betrifft, so sind die helle Haut, die blauen Augen, die Länge des Schädels und der (in der Sonne sichtbare) Goldton der Haare Merkmale der nordischen Rasse. Unnordisch dagegen sind die geringe Körpergröße, die stark gewölbte, ziemlich steile Stirn, die außerordentlich scharfe, etwas hängende Nase, das sehr starke, vorspringende Kinn in Verbindung mit dem zurücktretenden Munde.

Die steile Stirn, die große, scharfe Adlernase, das stark entwickelte Kinn und auch die ziemlich starken, von der Nase abwärts zum Munde laufenden Falten sind Merkmale der dinarischen Rasse.

Die geringe Körperhöhe, wohl auch die Breite des Schädels wird man der alpinen Rasse zuschreiben müssen, da alpiner Einschlag auch bei der Mutter und drei Schwestern Wagners hervortritt. Dagegen sind ostbaltische Einschläge bei Wagner und seiner ganzen Familie nicht feststellbar. Mittelländische Einschläge treten zwar gelegentlich in seiner Familie, dagegen nicht im Äußeren Wagners auf. Die Gesichtszüge sind ausgesprochen nordisch-dinarisch. Richard Wagner verkörpert diesen Typus in einer Schärfe, die nicht wohl überboten werden kann.

Wir werden sehen, daß dies auch auf seelischem Gebiet der Fall ist.

Nordisch ist bei Wagner zunächst das außerordentlich langsame und späte Reifen seiner größten Werke. Als er „Parsifal“ abschließt, ist er beinahe 70 Jahre. Die Werke seines reifen Mannesalters nehmen ihn nicht nur Jahre, sondern Jahrzehnte in Anspruch. Dies kommt fast nur bei Künstlern nordischer Artung vor. Kennzeichnend ist ferner, daß Wagner sein Schaffen auf wenige, ganz große Werke beschränkt. Es sind streng genommen nur 7—8 Werke, die der Inhalt seines Lebens sind. Auch dieser Zug ins Große ist ausgesprochen nordisch.

N o r d i s c h ist vor allem Wagners ganz ungewöhnliche S c h ö p f e r k r a f t. Wir wissen, daß die nordische Rasse auf allen Gebieten des menschlichen Geistes Großes und Unvergängliches geschaffen hat, daß sie die eigentlich kulturschöpferische Rasse ist. Wir müssen deshalb den einzelnen schöpferischen Menschen, vor allem den Künstler, als das Gefäß ansehen, durch das und in dem der Geist der Rasse spricht und sich kundtut. Das Gesagte gilt in besonders hohem Grade für die T o n k u n s t. Diese stellt a u ß e r g e w ö h n l i c h e Anforderungen an die Schöpferkraft. Während alle übrigen Künste Vorbilder in der Außenwelt haben oder innere seelische Zustände wiedergeben, deshalb in starkem Maße von der Wirklichkeit abhängig sind, entbehrt die Tonkunst jedes Vorbildes; sie schöpft ganz aus sich selbst; sie ist das ureigenste Erzeugnis des menschlichen Gemütes und Geistes. Wie sie sein Innerstes ausspricht, so ist sie auch sein alleiniges Eigentum. Daraus erklärt sich die Tatsache, daß die Tonkunst viel längere Zeit zu ihrer Vollendung gebraucht hat als die anderen Künste, daß die Tonkunst erst im 18. Jahrhundert die Höhe erreicht hat, die ihre Schwesterkünste schon lange innehatten. Es erklärt sich daraus auch die weitere Tatsache, daß die Frauen auf dem Gebiet der Tonkunst nichts Wesentliches geschaffen haben, während sie in anderen Künsten, vor allem in der Erzählung, bedeutende Leistungen aufzuweisen haben. Auf keinem Gebiet ist die Alleinherrschaft des Mannes so ausschließlich wie in der Tondichtung. Angesichts der außerordentlichen Anforderungen an die Schöpferkraft ist es verständlich, daß die N o r d r a s s e auf dem Gebiet der Musik eine sehr große Rolle spielt. In der Tat sehen wir, daß erst die G e r m a n e n [1]) die Tonkunst auf ihre höchste Höhe geführt haben. Erst in der d e u t s c h e n Tonkunst hat die Musik die Höhe der anderen Künste erreicht.

Ohne diese grundsätzlichen Ausführungen ist die Beurteilung Richard Wagners, soweit rassische Gesichtspunkte in Betracht kommen, nicht möglich. Wagners S c h ö p f e r k r a f t ist, wie bei allen großen deutschen Tondichtern, in erster Linie seinem germanischen und damit nordischen Blute zu danken.

Das nordische Blut äußert sich aber nicht nur in der Schöpferkraft, sondern ebenso in der T i e f e und W e i t e, der K r a f t und U r s p r ü n g l i c h k e i t von Wagners ganzem Wesen und Schaffen. Auch die tiefgehenden Wirkungen, die Wagner auf die

---

[1]) Auch die Blütezeit der italienischen Tonkunst hat ihre rassischen Grundlagen vorwiegend in g e r m a n i s c h e n Völkern, vor allem den Goten und Langobarden, da die Römer ein völlig unmusikalisches Volk waren.

gesamte deutsche Kultur und alle germanischen Völker ausgeübt hat, sind ohne starke nordische Einschläge in seinem Wesen unmöglich. Dieses nordische Wesen äußert sich weiter in einer ungewöhnlichen Kühnheit, mit der er ganz neue Wege in der Tonkunst betritt, nicht minder in der fast beispiellosen Tatkraft und Zähigkeit, mit der er den widrigsten Schicksalen gegenüber sich aufrecht erhält und siegreich durchsetzt. Wagners Willensstärke war wohl größer als die der meisten Tondichter vor und nach ihm. Kein zweiter Tondichter hatte derartige Widerstände und Anfeindungen zu überwinden wie er.

Neben der rein musikalischen Begabung steht die dichterische, besonders die dramatische, an der der Nordrasse gleichfalls ein wesentlicher Anteil zuzuschreiben ist. Wagner schrieb — wie bekannt — alle Dichtungen zu seinen Werken selbst. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die dramatische Begabung, der Drang, sich dramatisch zu betätigen, von allen seinen Begabungen zuerst in die Erscheinung getreten ist. Wagner unterscheidet sich dadurch von allen Tondichtern.

Auch die Entwicklung der Verstandesgaben ist bei Wagner außergewöhnlich. Wagner überragt auch darin die meisten Tondichter, auch die dramatischen. Das starke Vorherrschen von Wille und Verstand in Verbindung mit schöpferischer musikalischer und dichterischer Einbildungskraft bestimmt Wagner von vornherein zum Dramatiker der Tonkunst.

Neben seinem künstlerischen Schaffen entwickelte Wagner eine starke wissenschaftliche und philosophische Tätigkeit, die ihn bis in seine letzten Jahre in Anspruch nahm. Auch als Musikschriftsteller wie als Schriftsteller überhaupt nimmt Wagner einen bedeutenden Rang ein. Die Vielseitigkeit Wagners in schöpferischer Richtung findet eine Entsprechung fast nur in den Riesenerscheinungen der italienischen Renaissance, einem Lionardo und Michelangelo. Endlich darf nicht vergessen werden, daß Wagner durch sein Wirken der deutschen Tonkunst viele neue Anhänger gewonnen und zu ihrer Weltgeltung vielleicht am meisten von allen deutschen Tondichtern beigetragen hat. Seit Richard Wagner übt die deutsche Musik eine Weltherrschaft aus, wie sie sonst der Kunst eines anderen Volkes wohl nur ein einziges Mal beschieden war: der Bildnerei und Baukunst der Hellenen. —

Den vorwiegend nordischen Eigenschaften Wagners stehen aber ebenso viele nichtnordische, vor allem dinarische Eigenschaften gegenüber.

Hier ist zunächst die außerordentliche Leidenschaftlichkeit Wagners zu nennen. H. St. Chamberlain, sein Biograph und Schwiegersohn, sagt von ihm: „Durch seine Adern floß ein Blut so heiß und ungestüm, wie selten bei einem Nordländer.“

Neben dem Gefühlsleben tritt das Sinnesleben sehr stark in den Vordergrund; nicht nur auf dem Gebiet der Liebe. Wagner liebt das Sinnliche als solches: die starken Wohlgerüche, starke Farben- und Lichtwirkungen, Farbenpracht und Fülle auch im Klang. Er kleidet sich in Samt, Seide und Atlas, kann nur in dieser Kleidung schöpferisch tätig sein.

An Wagners Musik fällt rein äußerlich auf, daß der Klang, die Klangfarbe eine entscheidende Rolle spielen. Die Klangfarbe ist das Sinnfälligste an der Tonkunst. Dieses Sinnfällige ist aller dinarisch beeinflußten Tonkunst eigen. Wir finden es allenthalben in Wagners Kunst: die lautschmetternden Blechinstrumente werden von ihm in den Mittelpunkt des Orchesters gerückt und diesem eine Farbenpracht und Vielstimmigkeit verliehen, die bis dahin völlig unbekannt waren. Alles drängt auf äußerste Steigerung der Kunstmittel hin. Die klassischen, spröderen, im wesentlichen nordischen Formen der Tonkunst, die strenge Bindung genügen dem Drängen, dem Steigern des Ausdrucks nicht mehr. Sie werden durchbrochen und über Bord geworfen. Alles wächst ins Ungeheure, vor allem die Zeitmaße. Die einzelnen Aufzüge der großen Werke nehmen einen Umfang an, den sonst ganze Dramen und Opern besitzen. Der einzelne musikalische Gedanke wird in einer Nachhaltigkeit ausgeschöpft, daß er dem Hörer für alle Zeiten im Gedächtnis bleibt. Die Rhythmik nimmt einen wogenden, an- und abschwellenden Grundzug[1]) an. Rauschartiger Überschwang, höchste Steigerung des Ich-Gefühls, dionysisches Schwelgen in Gefühlen ist das Ziel, zu der uns Wagners Kunst führen will. Auch das Aufgehen des Ichs im All ist ein ungeheueres dionysisches Verlodern; selbst das Sterben noch wird zum glühenden Rausch[2]). Es ist kein Wunder, daß Wagners Kunst zuletzt alle Melodie im bisherigen Sinne abstreift und sich zur „unendlichen Melodie“ entwickelt, zu musikalischen Zusammenhängen, die sich über Stunden ausdehnen. Hierzu treten weitere Züge. Wagner ist durch und durch Dramatiker; er ist es in einem Maße, daß das

---

[1]) Vgl. auch Eichenauer, Richard: Musik und Rasse, S. 228 f.

[2]) Vgl. Müller-Freienfels: Persönlichkeit und Weltanschauung, S. 233 ff.

Theatralische mehr und mehr das Übergewicht über das rein Musikalische erhält. Wagner ist die größte schöpferische theatralische Begabung der Deutschen. Der große Faltenwurf ist szenisch wie musikalisch kennzeichnend; er verbindet Wagner mit dem dinarisch-nordischen Weber, den Wagner unter allen seinen Vorgängern am meisten verehrt hat. Die Tonkunst wird für Wagner zur tönenden Dramatik.

Noch stärkere dinarische Züge liegen in Wagners Drang zum Verkündertum, in seiner prophetischen Haltung gegenüber der Menschheit. Wagner will mit seiner Kunst die Menschheit erlösen. Der Gedanke der Erlösung kehrt in Wagners Werken in immer neuer Gestalt wieder, im „Fliegenden Holländer", im „Tannhäuser", in „Tristan und Isolde", im „Ring des Nibelungen", in „Parsifal". Schon Nietzsche[1]) schreibt 1888 ohne jede Beziehung auf den Rassengedanken: „Wagner hat über nichts so tief wie über die Erlösung nachgedacht: seine Oper ist die Oper der Erlösung ... Dies ist sein Problem." Besonders kennzeichnend ist der Umstand, daß die Sehnsucht nach Erlösung häufig in Verbindung mit vorhergegangener Sinnenlust auftritt. Der von Sinnenlust überspannte Wille schlägt in sein Gegenteil um, in Weltentsagung. Aus dieser Sachlage heraus ist es verständlich, daß Wagner in der Philosophie Schopenhauers eine Erklärung seines eigenen Wesens fand und sie aufs tiefste verehrte. Er sagt von ihr: es könne „nach dem Stande unserer jetzigen Bildung nichts anderes empfohlen werden, als die Schopenhauersche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen". — Der Gedanke der Erlösung macht sich sogar in seiner Auffassung der Künste und in seinem Gedanken der Vereinigung aller Künste in einem Gesamtkunstwerk geltend. Er sagt: „Haben wir in allgemeinen Zügen das Wesen des Kunstwerkes angedeutet, in welchem alle Künste zu ihrer Erlösung durch allgemeinstes Verständnis aufzugehen haben, so fragt es sich nun, welche die Lebensbedingungen sein müssen, die dieses Kunstwerk und diese Erlösung als notwendig hervorrufen können[2])." Also auch die Künste müssen erlöst werden; sie haben ihr selbständiges Dasein aufzugeben und in einem Gesamtkunstwerk unterzugehen!

Daß wir es mit all diesen Zügen vorwiegend mit Merkmalen der

---

[1]) Der Fall Wagner. Werke, Bd. 11, S. 185 (Verlag Kröner).

[2]) Wagner, Richard: Das Kunstwerk der Zukunft, Leipzig 1849, S. 204. (Die Sperrung rührt vom Verfasser her.)

dinarischen Rasse zu tun haben, darüber lassen wir Hans Günther sprechen[1]):

„Der dinarischen Seele ist eine Neigung zum ‚Temperamentvollen‘ eigen, welche sich in der Kunst als eine Neigung zum Eindringlichen und Schlagenden, zum Verkünderischen und ‚Wolkenschieberischen‘ äußert, welche sich auch als eine Neigung zur Häufung der Kunstmittel, zur Aufbauschung des Stils erkennen läßt: so im Werke des nordisch-dinarischen (nordisch-dinarisch-ostbaltischen?) Richard Wagner und in seinem (barocken) Gedanken eines Gesamtkunstwerkes.“ Günther spricht ferner von dem „dinarischen Drang zu Worthäufungen und bauschiger Redeweise“. Wer wird hier nicht an die Dichtungen Richard Wagners erinnert?

Was die Begabungen Wagners betrifft, so dürfte die dinarische Rasse vor allem an seiner musikalischen Begabung stark beteiligt sein, da sehr viele Tondichter einen dinarischen Einschlag zeigen, und die dinarisch stark untermischten Teile des deutschen Volkes nach allgemeiner Ansicht eine besonders musikbegabte Bevölkerung besitzen.

Der alpine Einschlag, den wir in der Familie Wagner und auch im Äußeren Richard Wagners festgestellt haben, macht sich auf seelischem Gebiet wenig bemerkbar. Er könnte indes in einer für einen so aufgeklärten und philosophischen Geist verhältnismäßig starken Religiosität gefunden werden, wie sie besonders gegen Ende des Lebens Richard Wagners hervortritt; sie findet sich bei alpin-dinarischen Menschen sehr häufig, zum Beispiel bei dem geistesverwandten dinarisch-alpinen Anton Bruckner.

Wir müssen zum Schluß die notwendige Zusammenfassung vollziehen. Diese liegt bei Wagner in einer einzigartigen Verschmelzung nordischer und dinarischer (alpiner) Elemente. Die nordische Tiefe, Größe, Schöpferkraft, Strenge, die Willensstärke und der Idealismus der nordischen Rasse hat sich mit dem Blendenden, Schwungvollen, Leidenschaftlich - Erhabenen, Überschwänglichen, Rauschenden und Lauten, aber auch mit der Sehnsucht nach Erlösung und Weltentsagung der dinarischen Rasse zu einer unnachahmlichen Einheit verschmolzen. Man kann sagen: Richard Wagner ist in einem gesteigerten Sinne nordisch-dinarisch, in einem stärkeren Maße als etwa Platon, Dante, Goethe, Schiller, Haydn oder Grillparzer. Das Nordische und Dinarische halten sich ungefähr die Waage und durchdringen sich völlig. Dieser nordisch-dinarische Grundzug kommt in einem Zeitmaß

[1]) Günther, Hans: Rasse und Stil.

Ahnentafel

64 Martin **Wagner** * Freiberg 1603, † 1669 Kirchner u. Schulmstr.

65 (?) Barbara **Wahl**

66 Georg **Apitzsch** 1615–78, Kirchvater i. Thammenhayn

Elisabeth . . .

90 Andreas **Mey**, † 1668, Pfarrer zu Bärenstein bei Dippoldiswalde

32 Samuel **Wagner** * (Freiberg i. Sa.) 1649 † 25. 3. 1706 Schulmeister u. Organist

33 Barbara **Abitzsch** (Apitzsch), * . . . † Thammenhayn 11. 10. 1701

34 Ernst **Bennewitz,** * 1632 † Kühren 29. 11. 1705 Schulmeister und kurf. Geleitsmann

35 Regina **Röber**

36 Georg **Rössig** Windmüller in Marxdorf

42 Hans **Dam** □ Lützen 17. 7. 1704 Kustos in Lützen

44 Johannes **Böckel,** * Bärenstein i. Sa. 1. 1653 † Röhrsdorf 18. 12. 1700 Pfarrer daselbst

45 Maria Sibylla **Mey** * Bärenstein (7. 11. 1657) † Röhrsdorf 9. 7. 1700

46 Hans **Hecker** Stadtsoldat in Leipzig

16 Emanuel **Wagner** * Thammenhayn in Sachsen 8. 1664 † Kühren 2. 4. 1726 Organist, Schulmeister in (Böhlitz-)Colmen und Kühren

17 Anna (Maria) **Bennewitz** * (Kühren?) (1670) † Kühren i. Sa. 7. 9. 1718

18 Johann Christoph **Rössig** * (1664), † Grävenhain 31. 1. 1723, Pachtmüller zu Grävenhain (Sachsen)

19 Marie . . ., * (1665) □ Dahlen 23. 12. 1753 Witwe des Müllers Martin Gretzsch in Grävenhain

20 Andreas **Eigel** (Eichel) * (1671), † Leipzig 4. 7. 1719, Torschreiber am Grimmaischen, dann Peterstor in Leipzig

21 Maria Elisabeth **Dam(m)** aus Lützen (Prov. Sachs.)

22 Johann Samuel **Pöckel** (Böckel) * Röhrsdorf 6. 11. 1689 † Leipzig 21. 6. 1735 stud. theol. Schulhalter in Leipzig

23 Maria **Hecker,** * (1687) † Leipzig 17. 1. 1746

8 Samuel **Wagner**
* (Böhlitz-)Collmen
bei Thallwitz 12. 1. 1703
† Müglenz 22. 11. 1750
Lehrer, Kantor und
Organist in Müglenz
bei Wurzen (Sachsen)

9 Anna Sophia
Rössig
getauft in Dahlen
18. 7. 1706

10 Gottlob Friedrich
Eichel (Eigel)
* Leipzig 10. 5. 1711
† Leipzig 1. 8. 1773
Ratsschulhalter
und des Almosen-
amts in Leipzig

11 Maria Sophia
Boeckel
* Leipzig 26. 2. 1712
† Leipzig 5. 5. 1770

4 Gottlob **Friedrich Wagner**
* Müglenz bei Wurzen 19. 2. 1736
† Leipzig 21. 3. 1795
stud. theol. in Leipzig, dann kurf.
General-Accise-Einnehmer daselbst

5 Johanna Sophia **Eichel**
* Leipzig 27. 9. 1745
† Leipzig 26. 1. 1814

2 Friedrich Wilhelm **Wagner**
* Leipzig 20. 6. 1770, † Leipzig 22. 11. 1813
stud. jur. in Leipzig, später Polizeiaktuar daselbst

1 Richard

- **112** (?) Gottfried **Ilitzsch**, * Roßbach, Lohgerber in Weißenfels
- Katharina . . .
- **114** Michael **Stropp**, Zimmermann in Hohenmölsen
- **120** Hans **Nägler**, Weißgerber in Gera 1624—1664
- **121** Elisabeth **Meyer**
- **124** Gabriel **Schnetter**, Schneider in Weißenfels
- **125** Maria **Krimmel** aus Eisenberg
- **126** Nicolaus **Brause**, Organist i. Weißenfels, † 1683
- Anna . . . , † 1684

- **52** Balthasar **Kühn**, Schulmeister in Plotha b. Weißenfels
- **54** Martin **Sachse**, * (Köstritz?), Posamentier i. Weißenfels
- **56** Hans **Jeglitzsch**, * Weißenfels 1. 4. 1658, † Weißenfels 25. 3. 1700, Lohgerber daselbst
- **57** Maria **Stropp(e)** aus Hohenmölsen
- **58** Christoph **Herbart**, Einwohner in Braunsdorf
- **60** Jeremias **Näg(e)ler**, get. Gera 17. 10. 1650, Meister d. Gerberinnung in Halle, sp. Weißgerber in Weißenfels
- **62** Caspar **Schnetter**, * Weißenfels 6. 1. 1653, Seifensieder daselbst
- **63** Anna **Brause** aus Weißenfels

- **24** Johann Heinr. **Pötz**, Zimmermann in Magwitz
- **26** Friedrich **Kühn**, □ Weißenfels 11. 5. 1753, Posamentiermeister
- **27** Christina **Sachse**, * Weißenfels 6. 1. 1679, † . . .
- **28** Johann Adam **Jeglitzsch** (Iglisch), * Weißenfels 29. 12. 1682, Lohgerbermeister in Weißenfels
- **29** Marie **Herbart** aus Braunsdorf
- **30** Johann Wilhelm **Nägler** (Negler), * Weißenfels 11. 9. 1680, Weißgerbermeister in Weißenfels
- **31** Maria Rosina **Schnetter**, * Weißenfels 20. 2. 1686, † . . .

---

12 Johann Gottfried **Pötz** (Pätz) * Magwitz (?) † vor 1784 Weißbäckermeister und Bürger in Weißenfels	**13** Eva Elisabeth **Kühn** * Weißenfels 14. 1. 1702 † Weißenfels 7. 1 1784	**14** Johann Gottfried **Iglisch** * Weißenfels 19. 1. 1712 † . . . Lohgerbermeister und Bürger in Weißenfels	**15** Maria Rosina **Nägler** (Negler) * Weißenfels 7. 8. 1715 † . . .

6 Johann Gottlob **Pätz** * Weißenfels 13. 10. 1741 † Weißenfels 17. 1. 1821 Weißbäckermeister und Bürger daselbst	**7** Dorothea Erdmuthe **Iglisch** * Weißenfels 30. 6. 1742 † Weißenfels 5. 1. 1789

3 Johanna Rosina **Pätz**
* Weißenfels 19. 9. 1774, † Leipzig 9. 1. 1848
verh. 2.: 28. 8. 1814 Ludwig Heinr. Christ. **Geyer**,
Hofschauspieler, Maler und Dichter (1779—1821)

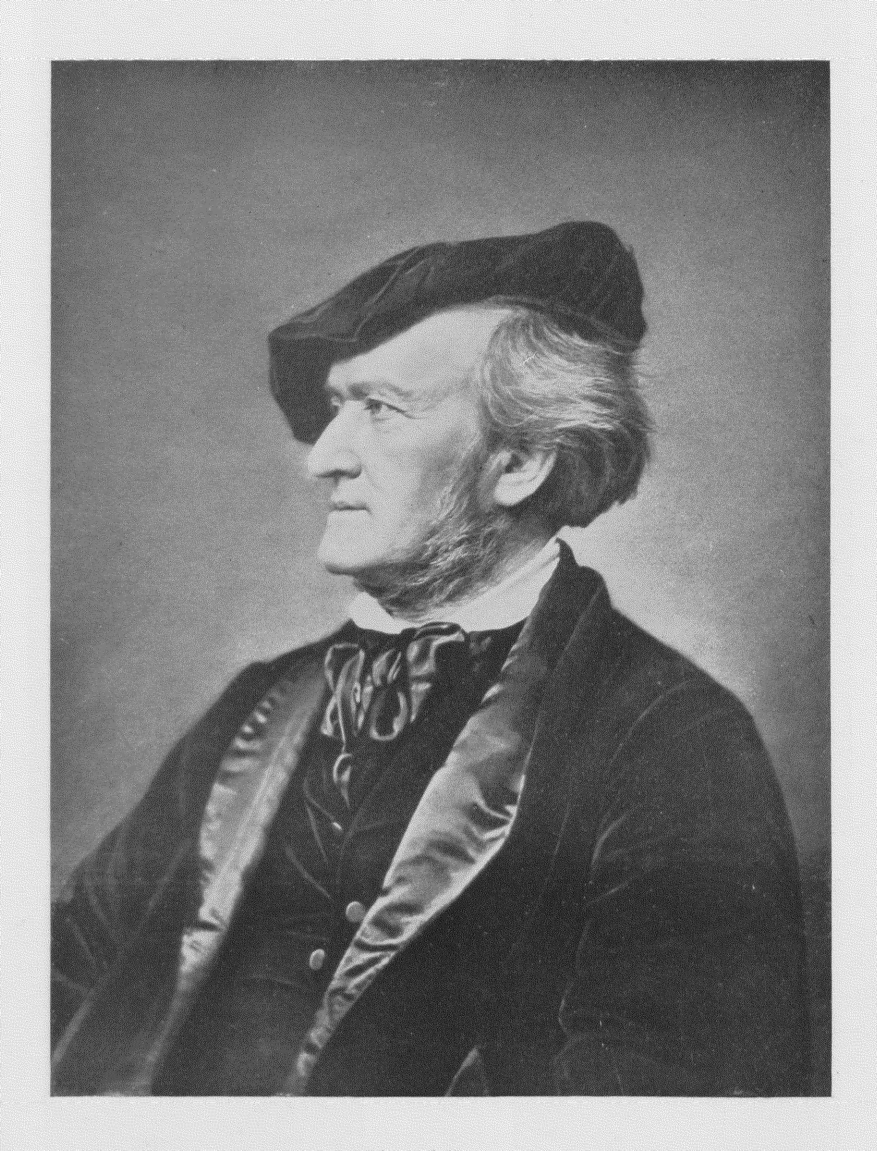
von Wagners Musik zu besonders sinnfälligem Ausdruck: dem andante maëstoso, in dem feierlichen, majestätischen Marsche.

Wagners Grundzug tritt auch darin hervor, daß fast alle wirklich bedeutenden Menschen, die in sein Leben treten, nordisch-dinarische Züge tragen: Voran der Tondichter, den er am meisten verehrt und dem er nachfolgt: Carl Maria von Weber, dann sein treuester und aufopferndster Freund und Mitkämpfer Franz Liszt. Sodann der größte Mensch, der überhaupt in sein Leben tritt: Friedrich Nietzsche. Endlich die Frau, die seine Lebensgefährtin, die Priesterin seiner Kunst und die Hüterin des Grals wird: Cosima von Bülow.

Auch Wagners Kinder tragen, wie er, einheitlich den nordisch-dinarischen Typus.

Bei wenigen großen Menschen endlich liegt eine so vollständige Übereinstimmung des körperlichen und seelischen Rassenbildes vor wie bei Richard Wagner.

Richard Wagner



Richard Wagner

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Richard Wagner



Albert Wagner



Wagners Mutter



Siegfried Wagner



Rosalie Wagner



Eva Wagner



Isolde Wagner

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Hugo Wolf

Hugo Wolf stammt aus der Steiermark, aber nicht aus der nördlichen Steiermark, der Heimat Roseggers, sondern aus der Untersteiermark, einer ganz anderen Gegend, einem „Lande der südlichen Luft, der Rebenhügel, der einsamen Fernsichten, in einem der letzten Orte deutscher Zunge, in Windischgraz ... Man fühlt den nahen Süden, man geht in Voritalien[1])."

Seine Mutter stammt aus Malborghet in Kärnten, wo sich schon starkes Italienertum bemerkbar macht. Aber in dieser Gegend stößt nicht nur deutsches und italienisches, sondern auch deutsches und südslawisches (slowenisches) Volkstum zusammen. Es ist ein Grenzgebiet von drei Völkern. „Leute mit slowenischen Namen fühlen sich als deutsch und umgekehrt." „Die Abstammung ist nie ganz sicher." „Auch in diesem Falle liegt eine Blutkreuzung vor, und von der welschen Mutter hat Wolf den Sturm in den Adern mitbekommen, das Alles-Erreichen-Wollen um jeden Preis oder Dran-zu-Grunde-gehen." So berichtet uns Ernst Decsey, der Biograph Hugo Wolfs.

Dieses Urteil wird durch Wolfs Ahnentafel bestätigt. Die näheren Vorfahren tragen deutsche Namen. Aber schon unter den Urgroßeltern stoßen wir auf die slowenischen Namen Orchovnik und Stanko, in der folgenden Generation auf die Namen Jakl[2]) und Domenig. Auch der Name Antoni (Anthony) ist nicht deutschen Ursprungs. Obwohl wir leider nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Ahnentafel kennen, kann mit Sicherheit gesagt werden, daß Hugo Wolf aus einer Mischung deutschen und slowenischen Blutes hervorgegangen ist, dem in höheren Generationen vielleicht auch italienisches Blut beigemischt ist.

Die väterlichen Vorfahren sind ganz überwiegend deutscher Abstammung. Sie haben in Verbindung mit der deutschen Umwelt,

---

[1]) Decsey, Ernst: Hugo Wolf (in einem Bande), 3. bis 6. Aufl., 1919, S. 10.

[2]) Der Name Jakl ist slovenischen Ursprungs wie der Name Domenig. Noch jetzt kommen in Moistrana Familien mit dem Namen „Jakelj" vor.

in der er aufgewachsen ist, Hugo Wolf zum deutschen Künstler, ja zu einem ausgeprägt deutschen Patrioten gemacht. Diese Vorfahren sind durchweg oberdeutschen Geblütes; sie gehören dem ostmärkischen Volksstamm an, der unserem Volke so viele große Tondichter geschenkt hat. Wie wir noch sehen werden, verdankt Hugo Wolf auch seine hohe musikalische Begabung vorwiegend seinen deutschen Vorfahren. Im besonderen hat gerade die Steiermark, aus der die väterlichen Vorfahren überwiegend stammen, besonders viele Tondichter hervorgebracht. „Überall hört man singen im Unterland."

Der ausgesprochen deutsche Charakter Hugo Wolfs wird noch dadurch besonders betont, daß er neben Schubert unser gefeiertester Liederkomponist ist und eine große Zahl der hehrsten Dichtungen unserer großen Lyriker, eines Goethe, Mörike, Eichendorff u. a., in Musik gesetzt hat. Ja, er hat dem bis dahin weniger bekannten Eduard Mörike erst zu voller Anerkennung seiner Bedeutung als Lyriker verholfen, ihn erst ganz dem deutschen Volk geschenkt und seine Unsterblichkeit gesichert. Mörike hat sich Hugo Wolf besonders nahe und verwandt gefühlt, weshalb Wolf schon früh in der Heimat Mörikes, in Schwaben, die begeistertsten und treuesten Anhänger[1]) fand. Das Dioskurenpaar Mörike-Hugo Wolf glänzt seit dieser Zeit als Wahrzeichen am Himmel der deutschen Kunst.

Der Mannesstamm Wolf ist rein deutsch; er verliert sich in St. Georgen bei Reichenegg, heute im Deutschen Reich gelegen[2]). Wir finden im Mannesstamm den Beruf des Lederfabrikanten und Lederhändlers durch drei Generationen bis zum Urgroßvater hinaufreichend. Allein schon beim Vater des Komponisten tritt innerlich eine Wendung ein. Er trieb zwar den Beruf seiner Vorfahren mit Fleiß, aber er war im Grunde seiner Seele kein erwerbender Mann, kein „Lederer", sondern ein Künstler. Eine heiße Liebe zur Tonkunst brannte in den Tiefen seiner Seele, die er auf seinen Sohn Hugo vererbt hat. Er glich dem Ahnen Bachs, Veit Bach, der, ein Müller, während des Mahlens seiner Mühle Guitarre spielte, oder dem Vater Liszts, der am liebsten Musiker geworden wäre, alle Streichinstrumente, Flöte, Guitarre und Klavier spielte, aus Mangel an Mitteln aber nicht zum Beruf des Künstlers hatte kommen können. Auch Philipp Wolf spielte mehrere Instrumente, Violine, Guitarre und Klavier —

---

[1]) Vor allem Hugo Faißt, Klinkerfuß, Edwin Mayser.

[2]) Der Geburtsort Hugo Wolfs, Windischgraz, liegt heute, ebenso wie die Geburtsorte der väterlichen Vorfahren, im Deutschen Reich.

schon in der Zeit, in der er Geselle war, ruhten unter einer Tierhaut verborgen tagsüber seine Instrumente. Am Abend kam er aus der Werkstatt zu seiner Familie hinauf und spielte ihr vor. Er wurde auch der erste Musiklehrer seines Sohnes Hugo, der früh ein außergewöhnliches Talent zeigte. In dem Hausorchester, das der Vater begründet hatte, spielte dieser die erste, Hugo die zweite Geige, Lehrer Weixler die Bratsche, Bruder Max das Cello, Onkel Ruess blies das Horn. Moser (Geschichte der Musik, Bd. 4, S. 390) sagt von Philipp Wolf: „Der Vater, der schon Hugos unheimlich tiefe Augen hatte und lieber Musiker als Sattlermeister geworden wäre, fand im Handwerk nicht viel irdisches Glück."

So sehen wir also, daß das musikalische Talent vorwiegend vom Vater stammt, wie es bei der Mehrzahl der großen Tondichter der Fall war (Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Wagner, Bruckner, Weber, Liszt, Lortzing, Brahms, Hans Pfitzner, Max Reger, Puccini und vielen anderen). Damit soll eine Vererbung der musikalischen Begabung von Mutterseite in diesen und anderen Fällen keineswegs in Abrede gestellt werden. Bei hochmusikalischen Menschen sind regelmäßig beide Eltern musikalisch begabt, was z. B. bei Mozart, Bach, Weber, Lortzing, Loewe, Reger u. a. nachgewiesen ist. Es besteht nur zwischen dem musikalischen und dichterischen Genie der auffallende Unterschied, daß bei musikalischen Genies der Vater sehr häufig bereits Musiker oder musikalisch hochbegabt ist, während die Väter großer Dichter nicht selten keinerlei poetische Begabung besitzen, z. B. die Väter Goethes und Schillers. Das dichterische Genie vererbt sich viel mehr von der Mutterseite, während beim musikalischen und malerischen Genie der Schwerpunkt in der Regel auf seiten des Vaters und der väterlichen Ahnenreihe liegt (vgl. für die Malerei: die beiden Holbeins, die beiden Cranach, die beiden Teniers, die beiden van Eyck, die beiden Ostade, die beiden Brueghels, die beiden Lippi usw.). Die väterliche Ahnenreihe ist auch nach anderer Richtung bedeutsam. Die Frau des Antonius Haschper, der Kaufmann, Arzt und Bürgermeister in einer Person war, Marie Anna geb. Samenhamer, war die Tochter des Kaufmanns und Ratschreibers Franz Sigismund Samenhamer (vgl. 19 und 38 der Ahnentafel). Dieser war ein sehr angesehener Mann, dessen eigenhändige Unterschrift und Abdruck seines Siegelringes sich in den Urbarien von Windischgraz erhalten haben. Er war auch Kirchenpropst der Stadtpfarrkirche der Heiligen Elisabeth. Am wichtigsten ist uns die Familie Samenhamer dadurch, daß

auch künstlerische Begabung in der Familie zu finden ist. Ein Bruder des Genannten war Maler („pictor"). Er gehörte einer der zwei Malerschulen an, die damals in Windischgraz blühten. Die eine dieser Schulen wurde von Johann Andreas Strauss (1721—1783) geleitet, der ein berühmter Maler war und viele hervorragende Gemälde hinterlassen hat[1]). Er war der Sohn des Malers Franz Michael Strauss (1674—1740) und Enkel des Malers Hans Strauss († 1677)[1]). Großvater, Vater und Sohn malten vorzugsweise Kirchenbilder für Südsteiermark und Krain. Der genannte Johann Andreas Strauss tritt als Trauzeuge bei der Heirat des Urgroßvaters Maximilian Wolf auf, so daß es nicht ausgeschlossen ist, daß zwischen der Familie Strauss und der Familie Wolf-Hasper-Samenhamer eine Verwandtschaft bestand. Auf alle Fälle finden wir in der Familie Samenhamer eine künstlerisch begabte Familie, der man einen erblichen Einfluß auf Hugo Wolf zuschreiben muß. Die Tatsache, daß aus Windischgraz zwei Malerschulen und mehrere manhafte Maler hervorgegangen sind, ist schon an sich bemerkenswert, da in einem kleinen Städtchen von nur 1100 Einwohnern, wie es Windischgraz ist, fast alle ansässigen, besonders aber die angesehenen Familien in höheren Generationen miteinander verwandt zu sein pflegen. Die Ahnentafel Hugo Wolfs hat mit der Ahnentafel seines Vorbildes und künstlerischen Ideals, Richard Wagners, darin Ähnlichkeit, daß die väterliche Ahnenreihe im Vergleich zur mütterlichen Ahnenreihe geistig und besonders künstlerisch bedeutender ist, auch gesellschaftlich gehobeneren Kreisen angehört, und daß die musikalische Begabung bei beiden vorwiegend vom Vater und seiner Ahnenreihe stammt[2]).

Die mütterlichen Vorfahren Hugo Wolfs gehören vorwiegend ländlichen Kreisen an. Die Ahnenreihe führt vom Vater der Mutter, dem Hammermeister und Grundbesitzer Jakob Nußbaumer, zu bäuerlichen Ahnen, die großenteils, aber nicht alle, slowenische Namen tragen. Man wird diesen Ahnen einen erblichen Einfluß vor allem auf die Gemütsveranlagung des Komponisten zuschreiben müssen, der trotz ernster Veranlagung sehr leidenschaftlich und exzentrisch war. „Das heftige welsche Blut der Mutter wühlte in seinen Adern[3])." Man muß annehmen, daß zu

[1]) Vgl. Thieme-Becker: Künstlerlexikon, wo die drei Maler Strauss genannt sind.

[2]) Das Vorherrschen des väterlichen Erbeinflusses tritt auch darin hervor, daß Hugo Wolf seine unergründlich tiefen Augen vom Vater geerbt hat und auch sonst mehr Ähnlichkeit mit ihm hatte als mit der Mutter.

[3]) Decsey, Ernst: Hugo Wolf, 3. Aufl., 1919, S. 167.

der großen musikalischen Begabung des Vaters und allgemein künstlerischen Anlagen der Familie Wolf-Samenhamer (und vielleicht anderer uns unbekannter Vorfahren) die größere Leidenschaftlichkeit der Mutter hinzugetreten ist, und daß aus diesen vereinten Anlagen das Genie Hugo Wolfs geboren wurde. Ein Umstand darf dabei nicht übersehen werden: die Vorfahren der Mutter stammen aus Kärnten, diejenigen des Vaters vorwiegend aus Steiermark; die Geburtsorte der Eltern und ihrer Ahnen liegen immerhin etwa 150 km voneinander entfernt — ein Umstand, der der Genieentstehung günstig ist. Man muß bedenken, daß die theoretische Zahl der Ahnen in der 10. Ahnenreihe 1024, in der 20. Ahnenreihe über eine Million, in der 30. Ahnenreihe über eine Milliarde, in der 40. Ahnenreihe über eine Billion beträgt! Die 40. Ahnenreihe liegt aber nur etwa 1200 Jahre zurück. Daher stammt ein Mensch, dessen Ahnenmasse in einer einzigen Gegend liegt, millionenmal[1]) von demselben Vorfahren, d. h. Bewohner dieser Gegend ab[1]). Die dadurch hervorgerufene Inzucht aber ist der Genieentstehung nicht günstig, da durch sie eine Verengung des geistigen Horizonts hervorgerufen wird.

Günstig mag auch die rassische Verschiedenheit der Eltern gewirkt haben. Nach den erhaltenen Bildern trug der Vater nordisch-mediterran-alpine, die Mutter nordisch-dinarische Züge. Hugo Wolf selbst hatte nach der Schilderung eines Augenzeugen[2]) braune (in der Jugend blonde), schlichte Haare, einen dünnen Bart, sehr dunkle Augen, die einem ins Innerste zu blicken schienen, dagegen keinen dunklen Teint. Er war auffallend klein, wie Napoleon oder Menzel, und „mager wie ein Araber". Sein Biograph Ernst Decsey schreibt: „Eine kleine schmächtige Gestalt, ein schmales Gesicht, das von Enttäuschungen sprach, sonst kaum auffiel. Nur die Augen waren von wunderbarem Ausdruck, ganz dunkle Sterne ..." Alle, die ihn kannten, sprechen von seinen Augen. Detlev von Liliencron schreibt: „Seine tiefen, herrlichen, oft sehr scharf, ja hart blickenden Augen zeigten den Herrschergeist." Nach diesen äußeren Merkmalen, seiner Gestalt wie seinen Gesichtszügen, liegt bei Hugo Wolf eine nordisch-mediterrane Mischung (mit leichterem alpinen Einschlag) vor.

Damit stehen seine seelischen Eigenschaften in weitgehender Übereinstimmung. Der Grundzug seines Wesens ist nordisch, vor allem in dem heiligen Ernst, mit dem er sich seiner

[1]) Man muß dabei berücksichtigen, daß die Bevölkerungsdichte in Europa in früheren Jahrhunderten ungleich schwächer war als heute.

[2]) Edwin Mayser, Professor in Heilbronn, später in Stuttgart.

Lebensaufgabe widmet, der Herbheit seines Wesens, seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe, der Tiefe seiner Werke, vor allem in der Fähigkeit, den Dichtungen deutscher Lyriker den adäquatesten, unvergleichlichsten musikalischen Ausdruck zu verleihen. All dies kann nur ein Künstler, dessen Grundwesen germanisch ist. Hugo Wolf ist in vieler Hinsicht ein großer Ausläufer des Wunders der größten Epoche deutscher Tonkunst. Mit ihm ist im wesentlichen dieses größte und tiefste Ereignis der germanischen Kultur abgeschlossen. Er wurzelt mit den tiefsten Fasern seines Wesens im Nordisch-Germanischen. Damit stimmt überein, daß er dem deutschen Vater sehr ähnlich war und von ihm vorwiegend seine musikalische und künstlerische Begabung geerbt hat.

In rassischer Hinsicht ist aber auch auf seelischem Gebiet ein mediterraner Einschlag unverkennbar. Hugo Wolf ging sehr schnell auf der Straße; alle Augenzeugen berichten übereinstimmend, daß er ein Schnellgänger und Schnelläufer war. Andere sprechen von der „Wolfschen Empörernatur", „dem wilden Ungestüm" seines Wesens. In der Schule kam er nicht fort. Er verließ sie mit dem Zeugnis „gänzlich ungenügend". Auf dem Konservatorium in Wien, wohin er in sehr jungen Jahren kam, wurde er wegen eines Juxes entlassen und bildete sich von da unter größten Entbehrungen selbst fort. Charakteristisch ist folgende Schilderung: „Aber seine Freudefähigkeit, vom Zufall in guter Stunde hervorgelockt, konnte so grenzenlos überschlagen wie sein Schmerz, und einer seiner Freunde sagte: ‚Wer Hugo Wolf nicht sich freuen sah, weiß nicht, was Sichfreuen heißt'[1])." ... „Wolf war glücksfähig wie keiner und hat die höchsten Wonnen genossen, die ein Mensch genießen kann: das entführte, entrückte Schaffensglück, das Hinausgetragensein über diese arme Erde ...[2])" „Undenkbar, sich einen alten Wolf vorzustellen, einen klassisch gewordenen, abgeklärten, ausgekühlten ...[2])" Folgende Schilderung ist besonders kennzeichnend: „Der heiße Leidenschaftsmensch entzückte sich, wenn er dem Süden begegnete, wenn er in Wien die Tortajada tanzen oder ein italienisches Marionettentheater spielen sah, blieb aber auch allen Überfällen der eigenen Brust preisgegeben, unfähig der gesellschaftlichen Schauspielerei und Lüge, die er bei sich und anderen verabscheut[2])." Noch charakteristischer, besonders in rassischer Hinsicht, ist folgende Schilderung seines Freundes Hermann Bahr[3]): „Eben noch wütend zum

---

[1]) Decsey, Ernst, a. a. O., S. 169, 172, 167.
[2]) Decsey, Ernst, a. a. O.
[3]) Buch der Jugend.

Bersten, konnte er im nächsten Augenblick gelassen ein ernstes Gespräch beginnen oder ruhig, nett, zutraulich wie ein Kind eine heitere Geschichte harmlos erzählen. So kam es vor, daß er in einer kurzen Stunde oft über alle Akzente der Menschheit, vom derbsten Spaß durch die reinste Stimmung stiller Hingebung oder Andacht bis ins Dämonische sprang. Dieses, das in Natur und Geist absurd waltende Ungeheuere, dem unablässig nachzuspüren, nachzuahmen Goethe nicht ablassen konnte, ist mir, wie viele Menschen ich auch berührt habe, im Leben nur zweimal begegnet: an Wolf und an Kainz." Niemand wird nach dieser Schilderung an einem südlichen, mediterranen Einschlag zweifeln. Sicher kommt in ihr die Genialität Wolfs zu sprechendem Ausdruck, aber ebenso sicher seine rassische Artung. Das geschilderte Verhalten, besonders das schnelle Übergehen von einer Stimmung in die andere, ganz entgegengesetzte, ist geradezu typisch mediterran! Wir müssen deshalb Hugo Wolfs rassische Artung als vorwiegend nordisch-mediterran bezeichnen. (Neben dem mediterranen mag noch ein leichter dinarischer Einschlag von der Mutter und ein leichter alpiner vom Vater mitsprechen.)

Auch Eichenauer[1]), der Wolfs Gesichtszüge mit Hans Günther für vorwiegend nordisch hält, erklärt den Ausdruck, vor allem der Augen, für nicht nordisch. Eichenauer ist der Ansicht, daß die rassische Diagnose dadurch erschwert werde, daß Hugo Wolf in geistiger Umnachtung gestorben sei, und sich, wie Schumann, in seinem Seelenleben dauernd an den äußersten Grenzen des dem Menschen Zugänglichen bewege[2]). Ich kann dieser Ansicht nur bedingt zustimmen. Hugo Wolf litt nicht an einer rein geistigen Erkrankung, wie Tasso oder Hölderlin, sondern er starb an Paralyse, wie einwandfrei feststeht. Paralytiker aber sind vor Ausbruch der Paralyse nicht geistig krank. In dem leidenschaftlichen und exzentrischen Wesen Wolfs, das schon in der Jugend hervortrat, spricht sich vielmehr neben individuellen Besonderheiten auch die rassische Artung und Mischung deutlich aus. Man darf sich mediterrane Art nicht immer als heiter vorstellen; es gibt auch düster-leidenschaftliche mediterrane Menschen, wie ein Blick auf die spanische Kultur mit ihrem Glaubensfanatismus, ihren Inquisitionen und Auto-

[1]) Musik und Rasse, 2. Aufl., S. 286 f.

[2]) Hugo Wolf starb 1903 an einer grauenvollen Paralyse mit typisch paralytischen Krämpfen. Er hat furchtbar gelitten. Die für Paralyse charakteristische Pupillenstarre wurde schon 1896 durch einen befreundeten Arzt entdeckt, noch ehe Wolf Zeichen einer geistigen Erkrankung zeigte. Decsey, Bd. 4, S. 79.

dafés lehrt. Auch Eichenauer hebt den südlichen Zug an Wolf hervor, „die Lockung des Südens", die Ähnlichkeit der Welt, des „Corrégidor" mit der Welt, die aus Bizets „Carmen" spricht, ebenso Moser (III, 396 f.). Dies alles wie die hohe formale Vollendung der Kunst Hugo Wolfs sprechen für einen mediterranen Einschlag.

Hervorzuheben ist noch die ungewöhnliche Art des Schaffens. Hugo Wolf schrieb manchmal an einem Tag ein oder mehrere Lieder fertig nieder, ohne sie mehr zu ändern; auf eine Periode gesteigerten Schaffens, in der fast jeder Tag der Welt ein neues Werk schenkte, folgten Zeiträume völligen Versagens der Schöpferkraft. Moser[1]) schreibt: „Im Frühjahr 1888 plötzlich, mit 28 Jahren, erlebt er seine erste Genieheimsuchung (Decsey spricht richtig von ‚Anfällen'): binnen weniger Wochen überfallen ihn 43 Mörike-Lieder, die er erschüttert und verstört wie einen kaum zu bewältigenden Schwall, fast ohne Verbesserungen, aufs Papier wühlt ... Dann Monate oder Jahre fruchtloser Niedergeschlagenheit bis zur nächsten Welle — in kaum einem Jahrzehnt brennt der Genius wie ein Feuerwerk aus." Angesichts dieser Tatsachen kann man sich dem Eindruck nicht ganz verschließen, daß das vorparalytische Stadium, in dem Wolf in der Hauptsache seine großen Werke schuf, seine Schöpferkraft zwar keineswegs hervorgerufen, wohl aber aufpeitschend und steigernd auf sie eingewirkt hat. Hugo Wolf war ein geborenes Genie. Das vorparalytische Stadium wirkt aber erfahrungsgemäß in vielen Fällen produktionssteigernd auf das Schaffen genialer Künstler[2]).

Ahnentafel

(Durch den Verfasser erforscht.)

1) **Wolf,** Hugo Philipp Jakob, * Windischgraz (Steiermark) als viertes unter acht Kindern, 13. 3. 1860, † Wien 22. 2. 1903, ▭ in einem Ehrengrab auf dem Zentralfriedhof in Wien in nächster Nähe von Beethoven und Schubert, Enthüllung des Grabdenkmals am 22. 4. 1904. Tondichter, 1897 geistig erkrankt.

---

[1]) Geschichte der deutschen Musik, 2. Aufl., Bd. 3, S. 392.

[2]) Vgl. Braun, Adolf: Krankheit und Tod im Schicksal bedeutender Menschen, 1934, S. 49 ff. „Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß bei Künstlern, deren Syphilis in Paralyse übergeht, eine ungeheure Produktionssteigerung eintritt, vielleicht auf der Basis von Gefäßveränderungen und der durch sie bewirkten Gehirnhyperämie." — Ob Hugo Wolf außerdem an manischen Zuständen litt, soll hier nicht erörtert werden. Die Art seines Schaffens erinnert wohl an solche Zustände, aber es ist die Frage, ob die Art des Schaffens eines Genies allein eine solche Diagnose rechtfertigt. Vgl. hierüber: „Der Nervenarzt", 12. Jahrg. (1939), S. 477; Ann. méd.-psychol. 97; I, 389 (1939).

2) **Wolf,** Philipp Jacob, * Windischgraz 1. 4. 1828, † Windischgraz 9. 5. 1887, Inhaber eines Ledergeschäfts, großer Musikliebhaber; ∞ . . . .

3) **Nußbaumer,** Katharina, * Malborghet (Kärnten)[1]) 18. 1. 1824, † Windischgraz 25. 10. 1903.

4) **Wolf,** Franz Nikolaus, * Windischgraz 1. 12. 1778, † Windischgraz 31. 3. 1853, „Lederermeister" (Inhaber eines Ledergeschäfts) in Windischgraz; ∞ . . . .

5) **Demmel** (Demel, Temel), Maria[2]), * . . . . (1790), † Windischgraz 6. 9. 1855 (an der Wassersucht, 65 Jahre alt).

6) **Nußbaumer,** Jakob, * Malborghet 27. 9. 1799, † Bleiburg (Kärnten) 5. 5. 1877, Hammermeister und Grundbesitzer in Malborghet; ∞ Malborghet 23. 9. 1821.

7) **Stank,** Maria, * Wolfsbach (Kärnten) (2. 12.?) 1794, † Bleiburg (Kärnten) 18. 2. 1867.

8) **Wolff** (Wolf), Maximilian (Max), * St. Georgen „sub Reichenegg" an der Südbahn bei Čilli . . . . (1739), † Windischgraz 6. 3. 1789 (50 Jahre alt). Bürger und „Lederermeister" in Windischgraz; (∞ I. Windischgraz 19. 9. 1767 Catharina Smoniker, Tochter von Valentin Smoniker); II. Windischgraz 12. 6. 1775.

9) **Hasper,** Maria Barbara (Zwillingskind), * Windischgraz 6. 10. 1753, † . . . .

12) **Nußbaumer** (ursprünglich: **Orchovnik**), Caspar[3]) (Gasparus), * Moistrana (Krain) 3. 1. 1765, † . . . ., wahrscheinlich Bauer in Malborghet; ∞ . . . .

13) **Fixel,** Barbara, * Uggowitz (Kärnten) . . . ., † . . . .

14) **Stank (Stanko),** Matthias, * . . . ., † . . . ., Grundbesitzer in Wolfsbach (Kärnten); ∞ . . . .

15) . . . ., Susanna.

16) **Wolff,** Joseph, * . . . . in St. Georgen bei Reichenegg.

17) . . . .

18) **Haschper (Hasper),** Antonius, * . . . ., † . . . ., Kaufmann, Arzt, Bürgermeister und Stadtrichter in Windischgraz; ∞ Windischgraz 24. 8. 1751.

19) **Samenhamer,** Maria Anna, * Windischgraz 20. 7. 1726, † Windischgraz 31. 8. 1791.

24) **Orchovnik,** Thomas, ~ Moistrana 22. 12. 1706, † Moistrana 18. 7. 1792, Bauer in Moistrana; ∞ Moistrana 12. 7. 1744.

25) **Jakl,** Ursula, * Moistrana 26. 9. 1725, † Moistrana 14. 1782.

26) **Fixel,** Thomas, * . . . ., † . . . ., Bauer in Uggowitz[4]); ∞ . . . .

27) **Domenig,** Maria.

38) **Samenhamer** (Sammenhammer), Franziskus Sigismundus, * Windischgraz 7. 11. 1668, † Windischgraz 14. 4. 1728, Kaufmann, Ratschreiber und Bürger, auch Kirchenpropst an der Stadtkirche der heiligen Elisabeth in Windischgraz, „honorabilis dominus"; (∞ I. Klagenfurt 30. 1. 1690 Anna Maria

---

[1]) Im folgenden ist bei einer Ortszugehörigkeit zu einem Lande der Name angegeben, den das Land zu der Zeit trug, als der betr. Ahne lebte.

[2]) Herkunft nicht feststellbar.

[3]) Caspar Orchovnik nahm, als er sich in Malborghet niederließ, den deutschen Namen Nußbaumer an, wahrscheinlich zum Zweck besseren Fortkommens. —

[4]) Die Kirchenbücher von Uggowitz und Wolfsbach sind durch eine Überschwemmung verlorengegangen. Auch die sonstigen Quellen sind alle erschöpft.

Theresia Fepper, † Windischgraz 30. 5. 1715); II. Windischgraz 30. 1. 1719.

39) **Antoni,** Maria Theresia, * Klagenfurt 25. 3. 1699, † . . . .

48) **Orchovnik,** Gregor, * wahrscheinlich vor 1677, † Moistrana 28. 2. 1742, Bauer in Moistrana; ∞ . . . .

49) . . . ., Ursula, * . . . ., † Moistrana 28. 1. 1744.

50) **Jakl,** Georg, * . . . ., † Moistrana 14. 12. 1752, Bauer in Moistrana; ∞ . . . .

51) . . . ., Marina (Maria), * . . . ., † Moistrana 14. 5. 1780.

76) **Samenhamer** (Sammenhammer), Carolus, Senator (?) in Windischgraz; ∞ . . . .

77) . . . ., Martha.

78) **Antoni,** Georg, * Klagenfurt 19. 4. 1658, † Klagenfurt . . . . 1718, Bäckermeister („pistor“) in Klagenfurt; (∞ I. Klagenfurt 7. 1. 1685 Anna Kisner); ∞ II. Klagenfurt 18. 1. 1694.

79) **Möderndorffer,** Maria Elisabeth, * Klagenfurt 8. 11. 1673, † . . . .

156) **Antoni (Anthony),** Matthias (Mathes); * . . . ., † . . . ., Bürger und „Böckh“ (Bäcker) in Klagenfurt, kauft 8. 7. 1653 ein Haus in Klagenfurt; (∞ I. Klagenfurt 16. 11. 1637 Elisabeth Scheibl, Tochter des Kaspar Scheibl; II. . . . . Maria Magdalena . . . .); ∞ III. . . . .

157) . . . ., Helena.

158) **Möderndorfer,** Christoph, * . . . ., † . . . ., wahrscheinlich Bedienter oder Angestellter des Grafen Andreas von Rosenberg in Klagenfurt; ∞ Klagenfurt 27. 6. 1667.

159) **Purkstaller,** Maria, * wahrscheinlich vor 1640, † . . . .

316) **Möderndorfer (Möderdorfer)**[1] . . . .
∞ . . . .

317) . . . ., Margarete (?).

318) **Purkstaller,** Wolfgang, * . . . ., † . . . ., Schmied im „Steinbruch“ in Klagenfurt; (∞ II. . . . . Anna . . . .; ∞ III. Klagenfurt 26. 10. 1664 Magdalena Prösenberger); ∞ I. . . . . wahrscheinlich vor 1640.

319) . . . . , Maria . . . .

---

[1]) Die Möderndorfer sind schon 1299 erwähnt (Weiß: Kärtner Adel). 20. 1. 1584 wird ein Martin Möderdorfer, Gewaltsträger des Georg Khrueglstein von Steinfels, erwähnt (Ratsprotokoll 1584 im Staatsarchiv Klagenfurt). Dieser ist vielleicht ein Ahne von Hugo Wolf.

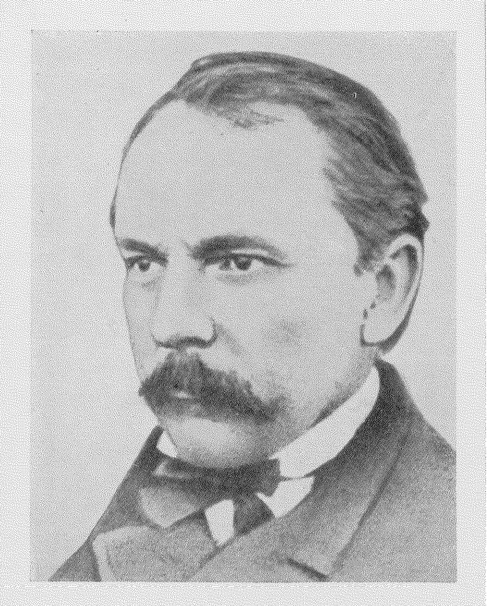
Hugo Wolf



Hugo Wolf im 29. Lebensjahr



Katharina Wolf



Philipp Wolf

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Friedrich Schiller

Schiller hatte rötlich-blonde Haare, blonde Augenbrauen, große, blaue Augen und sehr helle Haut. Seine Gestalt war sehr groß (ca. 1,79 m) und hager. Nach dem von Froriep[1]) ausgegrabenen Schädel betrug die größte Schädellänge 185, die größte Breite 145, die Höhe 133 mm. Danach wäre der Längen-Breiten-Index 80 gewesen. Schiller hatte eine steile und breite Stirne. Besonders kennzeichnend war die sehr große Nase mit gebogenem, schmalen Rücken. Das Gesicht war länglich mit betonten Wangenbeinen. Im Gespräch errötete Schiller leicht, und es verbreitete sich dann eine gewisse Anmut über seine Züge. Scharffenstein[2]) sagt von ihm: „Er sah mit seinem blassen Gesicht, mit seinen feuersprühenden, rotumgrenzten Augen, mit seinem in Unordnung wallenden roten Haupthaar wie ein Geist."

Der Vater Schillers, Johann Kaspar Schiller, war mittelgroß, hatte helle Haare und Augen und vorspringende Nase[3]). Er war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Willenskraft und ein starker Charakter, der alles aus sich selbst geworden war. Zuerst Wundarzt und Feldscher, brachte er es im österreichischen Erbfolgekriege und im Siebenjährigen Kriege, die er beide größtenteils mitmachte, vom einfachen Soldaten zum Offizier und wurde Hauptmann. Nach seiner Entlassung wurde er Intendant der Hofgärtnerei Solitude bei Stuttgart, zuletzt mit dem Range eines Majors (Obristwachtmeisters). Hervorzuheben ist, daß er in späteren Jahren schriftstellerisch tätig war; er verfaßte mehrere Schriften über Baumzucht und Landwirtschaft[4]). Nach seinem Entwicklungsgang muß er als eine ungewöhnliche Persönlichkeit betrachtet werden. Seine Tochter

---

[1]) Froriep, August: Der Schädel Schillers und des Dichters Begräbnisstelle, 1913.

[2]) Schillers Persönlichkeit, 1837, Bd. 3, S. 382.

[3]) Schiller war väterlicher- und mütterlicherseits schwäbischer Abstammung. Ein Urgroßvater (Joh. Heinr. Schatz) war fränkischer Herkunft.

[4]) Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in dem Herzogtum Württemberg, 1766—1768. — Gedanken über die Baumzucht im Großen, 1793. — Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen, 1795.

Ahnentafel Schiller

<table>
<tr>
<td>Kaspar Schiller
Bäcker u. Gerichtsverwandt.
in Waiblingen 1623—1695</td>
<td>Anna Hägelin
1623—1691</td>
<td>Ludwig Haag
Stadtküfer in Waiblingen
1617—1688</td>
<td>Anna Elisabeth (?)
1619—1694</td>
<td>Christoph Schatz
Uhrmacher in Thürnhofen
(Mittelfranken) 1627—1683</td>
<td>Anna Löwenhardt</td>
<td>Matthäus Künkel
Bedienter in Alfdorf
(Württ.), † 1683</td>
<td>Maria Kolb
ca. 1627—1708</td>
<td>Johann Kodweiß
Bürgermstr., Bäcker u. Heiligenpfl. i. Marbach 1640—98</td>
<td>Anna Maria Hampp
† 1693</td>
<td>Johann Melchior Uschalk
Schultheiß in Pleidelsheim
ca. 1640—1707</td>
<td>Maria Barbara Grüneisen
1642—1693</td>
<td>Melchior Munz
Bauer in Hintersteinenberg
(Württ.), † vor 1660 (kath.)</td>
<td>?</td>
<td>Veit Pfleiderer
Schultheiß und Bauer
in Oberschöntal 1631—1707</td>
<td>Anna Maria Maier (?)
ca. 1641—1690</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="2">Hans Kaspar
Schiller
Bäckermeister
u. Gerichtsbeis.
in Bittenfeld
1649—1687</td>
<td colspan="2">Anna Katharina
Haag
1647—</td>
<td colspan="2">Johann Heinrich
Schatz
Uhrmacher in Alfdorf (Württ.)
1659—1693</td>
<td colspan="2">Afra Künkel
1657—1699</td>
<td colspan="2">Joh. Kodweiß
Bürgermeister,
Bäcker, Feldmesser in Bittenfeld
1666—1745</td>
<td colspan="2">Anna Elisabeth
Uschalk
1667—1740</td>
<td colspan="2">Johannes Munz
(kath.), Bauer auf
d. Rohracher Hof
(Württ.)
ca. 1640—1733</td>
<td colspan="2">Anna Katharina
Pfleiderer
1672—1734</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="4">Johannes Schiller
Schultheiß und Bäckermeister
in Bittenfeld
1682—1733</td>
<td colspan="4">Margaretha Eva Schatz
1690—1778</td>
<td colspan="4">Georg Friedrich Kodweiß
Löwenwirt, Bäcker, herzogl. Holzmesser, zuletzt Torwart in Bittenfeld
1698—1771</td>
<td colspan="4">Anna Maria Munz
(kath.)
1698—1773</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="4">9 Geschwister, davon 2 Brüder:
Johann. Schiller
Bäcker und Heiligenpfleger in
Bittenfeld,
1718—1777
Joh. Jac. Schiller
Bäckerobermstr.
u. Schultheiß in
Bittenfeld,
1726—1799</td>
<td colspan="4">Johann Kaspar Schiller
Wundarzt, Feldscher, Hauptmann, zuletzt Obristwachtmeister und Intendant der Hofgärtnerei Solitude,
1733—1796</td>
<td colspan="8">Elisabeth Dorothea Kodweiß
(einziges Kind)
1732—1802</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="3">Elise Christophine
Friederike Schiller
verh. Reinwald
1757—1847</td>
<td colspan="3">Johann Christoph
Friedrich von Schiller
1759—1805</td>
<td colspan="3">Luise Dor. Kath.
Schiller
verh. Frankh
1766—1836</td>
<td colspan="3">Mar. Charlotte Schiller
1768—1774</td>
<td colspan="2">Beate Fried. Schiller
geb. und gest. 1773</td>
<td colspan="2">Karoline Christiane
(Nanette) Schiller
1777—1796</td>
</tr>
</table>

Christophine schreibt über ihn[1]: „Welch ein großer Mann hätte er werden können, wenn auf seine Erziehung etwas verwendet worden wäre.“

Nach seiner körperlichen und geistigen Veranlagung ist bei Schillers Vater ein starker nordischer Einschlag anzunehmen. Daneben tritt in seinem Äußeren eine leicht dinarische Beimischung hervor.

Die Mutter Schillers, Elisabeth Dorothea geb. Kodweiß, war, wie ihr Sohn, groß, schlank und etwas engbrüstig. Sie hatte rötlich-blonde Haare, blaue Augen und längliches Gesicht mit betonten Wangenbeinen. Sie war eine gemütvolle, zartsinnige Frau und hingebende Mutter. Sie erlebte noch den Aufstieg und den Ruhm ihres Sohnes. Ein Freund des Hauses schreibt über sie: „Ihr Gesicht war von Sanftmut und tiefer Empfindung belebt. Die breite Stirn kündigte eine denkende Frau an.“

Nach dem Erscheinungsbilde und dem inneren Wesen ist bei Schillers Mutter ein alpiner Einschlag auf nordischer Grundlage anzunehmen. Es ist offensichtlich, daß auf Schiller von Vaterseite der gewaltige Wille, das große Streben und der Ehrgeiz, von Mutterseite mehr das Gemüt, die Milde, die Neigung zur Verträumtheit und zum Idealismus vererbt worden ist.

Von den näheren Vorfahren (außer den Eltern) sind keine Bilder erhalten. Unter diesen war der Beruf des Bäckers vorherrschend: die beiden Großväter, zwei Urgroßväter, zwei Ururgroßväter, die beiden Brüder des Vaters, drei Vettern und viele Seitenverwandte des Dichters waren Bäckermeister. Daneben stehen zwei Uhrmacher, zwei Küfermeister und mehrere Bauern. Sehr bemerkenswert ist, daß unter den näheren Vorfahren sieben Schultheißen bzw. Bürgermeister waren (auch ein Bruder des Vaters war Schultheiß).

Die fernere Ahnenschaft Schillers (mütterlicherseits) war bedeutender, als bislang angenommen wurde. Es erscheinen mehrere Geistliche (Äbte, Superintendenten, ein Reformator), die sich auch schriftstellerisch hervorgetan haben und in Jöchers Gelehrtenlexikon verzeichnet sind [Daniel Schrötlin 1556—1623, Matthäus Aulber[2]) 1495 bis 1570, Jacob Schropp[3]) 1500—1539], ein Präzeptor, dessen Sohn Universitätsprosessor war und schon mit 18 Jahren zum poeta laureatus ernannt wurde [Alexander Brassicanus[4]) 1500—1539], ein

[1]) Brief an Schiller vom 8. Sept. 1796.

[2]) Aulber ist auch Ahne Hauffs, Hegels und F. Th. Vischers.

[3]) Zugleich Ahne Hauffs. Auch mit Uhland, Kerner, Mörike, Hölderlin, Schelling u. a. hat Schiller gemeinsame Ahnen.

[4]) Vgl. Jöcher, a. a. O.

Goldschmied, mehrere Diener und Begleiter fürstlicher Personen, Vögte und Schultheißen, auch adelige Familien; im ganzen viel führende Persönlichkeiten[1][2]).

Das Bild der ältesten Schwester Schillers, Christophine, verheiratet mit dem Bibliothekar Reinwald, zeigt nordisch-dinarisch-alpine Züge, das der zweiten Schwester Luise, verheiratet mit Pfarrer Frankh, nordisch-dinarisch-mittelländische, das Bild der jüngsten Schwester Nanette nordisch-mittelländische Züge mit alpinem Einschlag. Die Farbe der Haare und Augen scheinen bei der jüngsten Schwester dunkel, die Haare bei den beiden älteren Schwestern ziemlich hell, die Augen der ältesten Schwester dunkel gewesen zu sein.

Schillers Frau, Charlotte geb. von Lengefeld, hatte helle Augen, anscheinend braune Haare und längliches Gesicht.

Von den Kindern Schillers war die Tochter Karoline, verh. mit dem Bergrat Junot, in ihrem Äußeren in vielem nordisch mit dinarischer Beimischung. Der älteste Sohn, Karl Freiherr von Schiller, später württembergischer Oberförster, hatte helle, nordische Farben neben alpin-dinarischen Zügen. Der zweite Sohn Ernst, später preußischer Appellationsgerichtsrat, und die jüngste Tochter Emilie, verh. Freifrau von Gleichen-Rußwurm, hatten nordische Züge neben dinarischem und mittelländischem Einschlag. Geistig am bedeutendsten und Schiller am ähnlichsten waren seine jüngste Schwester, die hoffnungsvolle, leider frühverstorbene Nanette und seine jüngste Tochter Emilie, die sich schriftstellerisch betätigt hat. Deren Sohn, Heinrich Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm, war Landschaftsmaler. Dessen Sohn, Karl Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Schillers Urenkel und letzter lebende Nachkomme, hat sich als Dichter und Schriftsteller einen Namen gemacht[3]). Von den Schwestern Schillers hat Luise

[1]) Die Ahnentafel Schillers ist erschienen in Ahnentafeln berühmter Deutscher, N. F. 11.

[2]) Die Photos zu den nebenstehenden Abbildungen verdankt der Verfasser dem Schiller-Nationalmuseum in Marbach, größtenteils nach dortigen Originalgemälden hergestellt.

[3]) Dieser Urenkel zeigt in seinem Äußern eine gewisse Ähnlichkeit mit Schiller (doch kommen ähnliche Typen auch im Ast v. Gleichen-Rußwurm und v. Holleben vor). Die Ahnentafel des Urenkels Schillers (vgl. Ahnentafeln berühmter Deutscher, N. F., Lief. 11) weist auch mütterlicherseits bedeutende Namen auf (z. B. Frankfurter Patrizierfamilien), so daß es fraglich erscheint, ob sein Talent allein

Ahnentafel der Frau Schiller, Charlotte geb. von Lengefeld

<table>
<tr>
<td>Hartmann Veit von Lengefeld Herr auf Laasen, Döhlen usw. 1628—1656</td>
<td>Blandine von Stein 1618—1700</td>
<td>Heinr. Bernh. d. Ä. von Schauroth Herr auf Nöbdenitz, Kaudwitz usw., † 1708</td>
<td>Dorothea Elisabeth Edle von der Planitz 1654—1680</td>
<td>Albrecht Anton von Wurmb, Fürstl. Schwarzb. Hofmarschall 1668—1735</td>
<td>Anna Eleonore von Wilcke 1663—1745</td>
<td>Hans Christ. Freih. v. Wolzogen, Fürstl. Sächs.-Mein. Hof- u. Kriegsrat 1666—1734</td>
<td>Augusta Juliana von Mordeisen 1693—1755</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="2">Berndin Alexander
von Lengefeld
Schwarzb.-Rudolst.
Oberhofmeister
u. Landeshauptmann
zu Frankenhausen
1651—1726</td>
<td colspan="2">Maria Dorothea
von Schauroth
1693—1750</td>
<td colspan="2">Günther Gottfried
Ludwig von Wurmb
Kgl. Preuß.
Grenadierhauptmann
1704—1743</td>
<td colspan="2">Luise Auguste
von Wolzogen
1717—1763</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="4">Carl Christoph von Lengefeld
Fürstl. Schwarzb.-Rudolstädt. Oberforstmeister 1715—1775</td>
<td colspan="4">Luise Eleonore Juliane Friederike
von Wurmb
1743—1823</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="8">Charlotte Luise Antoinette von Lengefeld
* Rudolstadt 22. 10. 1766
† Bonn 9. 7. 1826</td>
</tr>
</table>

Frankh (zahlreichere) Nachkommen hinterlassen. Schillers Enkel, Ernst Freiherr von Schiller, österreichischer Major a. D., zeigte keine bemerkenswerte Eigenschaften.

Der Gesamteindruck, die Gestalt, die Farben von Haut, Haar und Augen sind bei Schiller nordisch. Daneben tritt, wie bei der Schwester Luise, ein dinarischer Einschlag in der sehr großen und gebogenen Nase und der breiten Stirne hervor. Sommer vermutet unter Hinweis auf die stark betonten Wangenbeine in der Familie Kodweiß, die sich auch bei Seitenverwandten (neben schiefstehenden Lidspalten) finden, einen „slawischen" Einschlag bei Schiller[1]) (nach einer Familienüberlieferung soll die Familie, ursprünglich Kodwitz oder Kottwitz genannt, polnischer Abstammung sein). Dieser „slawische" Einschlag würde rassisch als ostbaltisch zu deuten sein (stark betonte Jochbeine, steile und breite Stirne).

Auf seelischem Gebiet tritt zunächst die Willensseite mächtig hervor. Schiller ist in seiner stürmenden Art, seinem gewaltigen

---

oder vorwiegend auf Schiller zurückzuführen ist. Außer Schiller ist allerdings keiner seiner Ahnen dichterisch hervorgetreten.

[1]) Bericht über den II. Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen, 1912, S. 128 ff.

Streben ein Willensmensch ungewöhnlicher Art. Schillers Persönlichkeit ist der gewaltigste Triumph des Willens und Geistes über die Materie, den Körper. Er hat, wie kaum ein Zweiter, in den letzten 10 Jahren seines Lebens einem kranken Körper große Geisteswerke abgerungen — ein leuchtendes Vorbild für sein Volk. Der starken Willensseite seines Wesens ist nicht zuletzt seine Gewalt über die deutsche Sprache zuzuschreiben, die er despotisch beherrscht; ebenso erklärt sich daraus die Tatsache, daß Schiller in erster Linie Dramatiker ist.

Man wird diese Eigenschaften unbedenklich vorwiegend seinem nordischen Erbteil zuschreiben dürfen. Ganz besonders nordisch ist Schiller in seinem Kampf für die Freiheit und in seiner Auflehnung gegen die Tyrannei. „In tyrannos" schrieb er über sein erstes Werk „Die Räuber". Schiller ist der Dichter der Freiheit; der Willensfreiheit, der Gedankenfreiheit, der Gewissensfreiheit, der Völkerfreiheit. Kehrt in Richard Wagners Werken immer aufs neue der Gedanke der Erlösung und der Weltentsagung wieder, so bei Schiller der Gedanke der Freiheit. Sie ist die zentrale Idee Schillers. Vorbildlich ist Schiller heute besonders in dem Gedanken der Völkerfreiheit, die am erhabensten in seinem letzten Werk, in „Wilhelm Tell", zum Ausdruck kommt. Hier bricht auch seine große Vaterlandsliebe und seine Mahnung zur Einigkeit am sieghaftesten durch.

Auch andere Züge, wie besonders seine Hochhaltung der Freundschaft, der treuen, festen Männerfreundschaft, tragen nordisches Gepräge. Schillers Freundschaftsbund mit Goethe — von ihm herbeigeführt — ist ein einzigartiges Ereignis in der Geschichte der Großen des Geistes. — Auch andere Eigenschaften, wie seine Fähigkeit und sein Wille zu tiefer Freude, deuten in derselben Richtung. Seine Auffassung der Frau als gleichwertiger, vollberechtigter Genossin des Mannes trägt nordisch-germanisches Gepräge. Der Streit der Königinen in „Maria Stuart" erinnert an den Streit der Königinen im Nibelungenlied. Nordisch ist vor allem an Schiller sein Heroismus, seine durchaus heroische und aristokratische Auffassung des Lebens.

Auch an der Begeisterungsfähigkeit, Zartheit und Innigkeit Schillers dürfte sein nordisches Erbteil stark beteiligt sein. In der hochaufgeschossenen, schmalen und engbrüstigen Gestalt mit den langen Gliedmaßen, dem hohen Schädel und der scharfen Adlernase wohnen in seltsamer Vereinigung heroischer Wille und sentimentale Zartheit, leidenschaftliches Draufgängertum und

verträumte Schwärmerei. Die ideale Richtung seines Wesens bringt es mit sich, daß Schillers Verstand und die Richtung seiner Phantasie mehr deduktiv als induktiv, mehr abstrakt als anschaulich ist. Diesem Umstand ist es auch zuzuschreiben, daß Schiller nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein großer Denker und Philosoph gewesen ist.

Viel weniger seinem nordischen, als seinem dinarischen Bluterbe dagegen ist das Pathetische der Sprache Schillers zuzuschreiben. Nordische Schreibweise ist schlicht, prunklos, unpathetisch. Auch das Überschwängliche und Hochfliegende, das Glänzende und Dithyrambische seines Stils ist mehr dinarischen als nordischen Ursprungs. Schiller berührt sich hierin mit dem nordisch-dinarischen Nietzsche. Wie dieser vor allem durch die Glut und Leidenschaft seiner Sprache, durch das Hinreißende und Glänzende seines Stils Weltruhm erlangt hat, so auch Schiller. Auf das Schwungvolle, Hochfliegende, Pathetische, Ausladende, oft Schwülstige dinarischer Kunst hat besonders Hans Günther[1]) hingewiesen.

Auch die starke Bühnenwirkung der Werke Schillers ist einer Mischung nordischer und dinarischer Elemente zuzuschreiben. Die zwei wirkungsvollsten deutschen Dramatiker, Schiller und Richard Wagner — beide ausgesprochen theatralische Genies — haben trotz aller individuellen Verschiedenheit manches Gemeinsame, das in der Hauptsache auf eine ähnliche Rassenmischung zurückzuführen ist. Beide sind nordisch-dinarischer Abstammung.

An dem ausgesprochen idealistischen Zug endlich, der Schiller kennzeichnet, ist zwar, wie bemerkt, die nordische Rasse wesentlich beteiligt. Aber auch hier sind Einschränkungen notwendig. Der Zug zur Unwirklichkeit und Überwirklichkeit, der die ganze deutsche idealistische Epoche und die deutsche idealistische Philosophie durchzieht — als deren Repräsentant in der Dichtung Schiller besonders hervortritt —, ist nicht rein nordischen Ursprungs. Der nordische Blick ist auf die Wirklichkeit gerichtet. Sie sucht der nordische Mensch zu beherrschen und in seinem Sinne zu gestalten. Schillers Geist ist da, wo er selbst ist, stets auf das Ideal, eine erträumte Welt, gerichtet. (Nur im „Wallenstein“ zeigt er unter dem starken Einfluß Goethes stärkere Wirklichkeitszüge.) Man ist versucht, an dieser Stelle an den nordisch-dinarischen Platon zu denken, mit dem Schiller manche Berührungspunkte zeigt. Auch

[1]) „Rasse und Stil“, 1926, S. 85 ff.

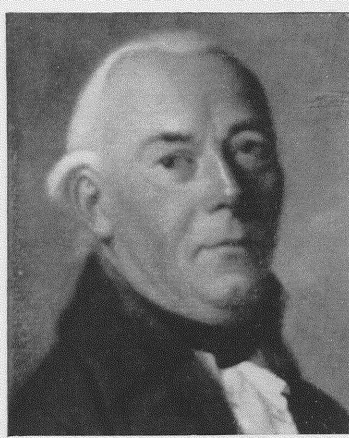
an den nordisch-dinarischen Hegel könnte man denken und an seinen Ausspruch: „Was groß und göttlich ist am Leben, ist es allein durch die Idee." Dieses Wort erscheint wie auf Schillers Wesen zugeschnitten; es ist die kürzeste Kennzeichnung seiner Persönlichkeit. Ob an dem genannten Zug Schillers der der ostbaltischen Rasse eigentümliche Hang zur Überwirklichkeit, zum Reich der Träume[1]) beteiligt ist, muß unentschieden bleiben, da ein ostbaltischer Einschlag nicht sicher nachweisbar ist (s. o.).

Im wesentlichen liegt in Schiller eine glückliche und bedeutsame Mischung nordischer und dinarischer Eigenschaften vor, ähnlich wie in Dante und Goethe, in Platon und Richard Wagner. Viele der glänzendsten Geister der Menschheit weisen gerade diese Rassenmischung auf. Schiller ist nicht so rein nordisch, wie er vielleicht auf den ersten Blick erscheint. Er hat mit den genannten Genien auch das gemeinsam, daß die Gesichtszüge mit den seelischen Eigenschaften in rassischer Hinsicht im wesentlichen übereinstimmen.

---

[1]) Vgl. Märker, Friedrich: Charakterbilder der Rassen, S. 54 ff.; Günther, Hans: Rassenkunde des deutschen Volkes, 12. Aufl., S. 233 ff.

Friedrich von Schiller



Schillers Vater, Johann Kaspar Schiller (1723—1796). Nach dem Ölgemälde von Ludowice Simanowiz



Schillers Mutter, Elisabeth Dorothea geb. Kodweiß (1732—1802). Nach dem Ölgemälde von Ludowice Simanowiz



Schillers Schwester, Christophine verheir. Reinwald (1757—1847). Nach dem Ölgemälde von Ludovice Simanowiz



Joh. Christ. Friedrich von Schiller (1759 bis 1805). Nach dem Ölgemälde von Ludowice Simanowiz



Schillers Schwester, Nanette Schiller (1777 bis 1796). Nach dem Aquarell von Christophine Reinwald



Schillers Schwester, Luise verh. Frankh (1767—1836). Nach dem Aquarell von Christophine Reinwald

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Friedrich von Schiller



Schillers Frau, Charlotte geb. von Lengefeld (1766–1826). Nach dem Ölgemälde von Ludowice Simanowiz



Schillers Tochter, Emilie verh. von Gleichen-Rußwurm (1804–1872). Nach dem Ölgem. im Schiller-Nationalm. in Marbach



Schillers Sohn, Ernst von Schiller (1796 bis 1841). Nach dem Ölgemälde von Brachte



Schillers Sohn, Karl Freiherr von Schiller (1793–1857). Nach dem Ölgemälde von Stirnbrand



Schillers Tochter, Karoline verh. Junot (1799–1850). Nach der Zeichnung von Christophine Reinwald



Schillers Urenkel, Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm (1865–)

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Immanuel Kant

Kant hat die zarte, schlanke Gestalt mit der eingezogenen Brust von seiner Mutter Anna Regina geb. Reuter geerbt, von der er auch Gesichtszüge, Gemüt und Herzensbildung hatte. Er war äußerlich und innerlich seiner Mutter sehr ähnlich. Sie war „eine Frau von großem natürlichen Verstande, einem edlen Herzen und einer echten, durchaus nicht schwärmerischen Religiosität". Kant hat sich über seine Mutter oft in liebevoller Weise geäußert: „Meine Mutter war eine liebreiche, gefühlvolle, fromme und rechtschaffene Frau und eine zärtliche Mutter, welche ihre Kinder durch fromme Lehren und durch ein tugendhaftes Beispiel zur Gottesfurcht leitete" ... „ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt." Jachmann[1]) berichtet, daß Kants Auge, wenn er von seiner Mutter erzählte, stets glänzte und jedes seiner Worte der Ausdruck einer herzlichen, kindlichen Verehrung war. Wir haben demnach alle Ursache, die Mutter Kants als Mutter eines der größten Deutschen, wie diejenige Goethes, zu verehren! Da die Mutter Kants, die sein Wesen ganz überwiegend



Immanuel Kant
Holzschnitt nach einer Zeichnung von Puttrich um 1798. (Aus: „Die großen Deutschen". Propyläen-Verlag.)

---

[1]) Immanuel Kant geschildert in Briefen an einen Freund, Königsberg 1804.

bestimmt hat, zur Hälfte Süddeutsche war, so gebührt Süddeutschland ein starker Anteil an Kants Persönlichkeit!

Der Vater, Johann Georg Kant, war Riemermeister (Sattler) in Königsberg. Er war ein fleißiger, gerader und rechtschaffener Mann von pietistischer Glaubensrichtung. In dem sittenreinen und frommen Haus seiner Eltern fiel nach einer Äußerung des Philosophen kein unanständiges Wort. Kant hatte das große Glück, aus einer harmonischen Ehe zu stammen und in einem einfachen, frommen Elternhaus groß zu werden — ein Umstand, der sich in seinem ganzen Wesen wie in seinem Leben offenbarte. Besonders sein inneres Verhältnis zur Mutter wurde für sein Leben bestimmend, wie umgekehrt die Stellung, die ein anderer großer Denker, Arthur Schopenhauer, zu seiner Mutter einnahm, auf dessen Leben einen tiefen Einfluß gehabt hat. — Leider besitzen wir keine Bilder der Eltern Kants. Die Familie war so arm, daß sich Ausgaben für solche Zwecke von selbst verboten. Kants Vater wurde 1746 „still und arm“, d. h. auf öffentliche Kosten und ohne Leichenfolge zu Grabe getragen.

Kant war das vierte unter neun Kindern. Mehrere Geschwister starben früh. Von den verheirateten Geschwistern hat seine Schwester Marie Elisabeth verh. Kroenert Nachkommen in einer Reihe ostpreußischer Familien. Auch der einzige Bruder, Johann Heinrich Kant, Pfarrer in Alt-Rahden in Kurland, hat zahlreiche Nachkommen. Träger des Namens Kant leben noch in Mittelamerika[1]), Abkömmlinge der Nichten Kants in den Ostseeprovinzen und anderen Ländern. Nachkommen der Nichte Henriette Kant verh. Stuart heirateten in den baltischen und russischen Adel (Grafen Stenbock, v. Schön, v. Podisco).

Bilder der weiteren Vorfahren Kants (mit Ausnahme eines Ahnen der fünften Ahnenreihe) sind nicht mehr vorhanden. Die beiden Großväter waren wie der Vater Sattlermeister. Die weiteren Vorfahren waren väterlicherseits, soweit bekannt, Krüger (Wirte), mütterlicherseits fast alle ehrsame Handwerker: Sattler, Schwarzfärber, Mangemeister, Schuhmacher, Kürschner und Samtweber, die meisten in der alten Reichsstadt Nürnberg (vgl. anliegende Ahnentafel). Dem Handwerkerblut kommt bei Kant (wie bei vielen be-

[1]) Vgl. Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 61 (1928), S. 131 ff. Christian Ed. Adelb. Kant, geb. 1864 in Reval, starb 1927 als Farmer und Apotheker in Panama unter Hinterlassung einer größeren Familie. Vgl. anliegende Abbildungen, die der Verfasser teils Herrn Alfons von Schoen in Libau, einem Verwandten Kants, teils dem Stadtgeschichtlichen Museum in Königsberg verdankt.

deutenden Männern) eine große Bedeutung zu, zumal noch der Vater und die beiden Großväter Handwerker waren. Die kleinbürgerlich-enge, etwas ängstliche, pedantische, sehr pflichttreue, ehrsame und tugendhafte Atmosphäre seiner Vorfahren spiegelt sich in der Persönlichkeit und Philosophie Kants, besonders seiner Ethik, wider. Nürnberg, das so viele berühmte Männer hervorgebracht, hat auch einen recht erheblichen Anteil an Kants Persönlichkeit. Kant hat in Albrecht Dürer in mancher Hinsicht einen Geistesverwandten, möglicherweise sogar einen Blutsverwandten im weiteren Sinne. Da Kant so stark nach der Geistesart der Mutter schlug, so müssen die Beziehungen zu Nürnberg besonders hervorgehoben werden. Ein mütterlicher Vorfahre, Ururgroßvater, ist Schulmeister, später Prediger in Nürnberg, wo die Reformation schon früh ihren Einzug hielt. Die rein protestantische Abstammung Kants ist für seine Persönlichkeit und deren Entwicklung entscheidend geworden: Kant ist geradezu der Philosoph des Protestantismus.

Der väterliche Urgroßvater Hans (?) Cant stammt wahrscheinlich aus Schottland (Kant nahm die schottische Abstammung schon für seinen Großvater an). Kant selbst legte auf seine schottischen Vorfahren großes Gewicht. War es doch der Schotte David Hume gewesen, der ihn einst aus dem „dogmatischen Schlummer“ geweckt hatte. Die schottische Abstammung Kants ist indes bis jetzt nicht sicher erwiesen. Ein Ahne der fünften Ahnenreihe stammt vom Bodensee, ein Ahne der sechsten Ahnenreihe aus Tübingen, ein anderer aus Ostheim in Thüringen, ein weiterer aus Oberfranken[1]). Wir sehen demnach von der sechsten Ahnenreihe ab Ostpreußen, Schotten, Franken, Schwaben, Alemannen, Thüringer und wohl auch Bayern unter den Vorfahren. Kant hat eine sehr weitverzweigte Ahnenschaft, ähnlich wie Goethe und Schopenhauer — eine wesentliche Ursache der Vielseitigkeit dieser Männer. Auch die ausgesprochene weltbürgerliche Gesinnung der drei genannten großen Deutschen dürfte eine Folge ihrer weite Länder umspannenden Ahnenschaft sein. Bei anderen gleichzeitig lebenden großen Männern, die wesentlich aus einem einzigen Volksstamm hervorgingen, deren Ahnenschaft also wesentlich einheitlicher und geschlossener war, tritt dieser weltbürgerliche Zug nicht auf. Wir finden bei Schiller, der schwäbischer, Herder, der ostpreußischer, Klopstock, der niedersächsischer,

[1]) Vgl. die Ahnentafel Kants in: Ahnentafeln berühmter Deutscher, Bd. 1 S. 131 f.

Fichte, der obersächsischer Abstammung war, eine streng nationale Haltung und Gesinnung.

Kant war ein liebenswürdiger Gesellschafter. Anmutsvoller Witz stand ihm zu Gebote. Gegen Damen zeigte er eine altväterische Galanterie. Irgendeine tiefere Rolle hat Eros in Kants Leben nicht gespielt; er hat höchstwahrscheinlich niemals ein Weib berührt. In dieser kühlen Zurückhaltung auf erotischem Gebiet liegt eine der Hauptursachen von Kants ungeheuren Leistungen auf geistigem Gebiet und ebenso eine Hauptursache seiner Geschlossenheit als sittlicher Charakter. Seine Triebschwäche wurde zu einer Stärke seines Charakters. Auch nach anderen Richtungen zeigt sich ein Zurücktreten des Gefühlslebens. Starke Gemütserregungen und Leidenschaften fehlen ganz; auch kämpferische Eigenschaften sind kaum wahrnehmbar[1]). Das Gefühlsleben ist verhältnismäßig kühl.

Dagegen tritt eine ungewöhnliche Willensstärke, Zähigkeit und Folgerichtigkeit in der Verfolgung der von ihm gesetzten Ziele hervor. Sein Tagespensum ist streng geregelt[2]). Pünktlich 5 Minuten vor 5 Uhr morgens erhebt er sich; sein Diener ist bei Strafe der Entlassung angewiesen, ihn nötigenfalls zwangsweise aus dem Bett zu holen. Beim Mittagsmahl sieht er gern Gäste (dieses dehnt sich bisweilen etwas länger aus). Gegen Abend geht Kant zu bestimmter Stunde spazieren (so regelmäßig, daß die Königsberger den Antritt des Spazierganges als Zeitmesser benutzen). In der Dämmerung philosophiert er, dabei von seinem Zimmer über die Gipfel einiger entfernt stehender Pappeln nach einem Kirchturm blickend. Als die Pappeln mit der Zeit größer werden und den gewohnten Ausblick behindern, erklärt er seinem Hauswirt, ausziehen zu müssen, wenn die Spitzen dieser Bäume nicht entfernt werden (wozu sich der Hauswirt bereit findet). Pünktlich um 10 Uhr begibt sich Kant zur Ruhe. Von seiner Geburtsstadt Königsberg hat er sich nie mehr als einige Meilen entfernt. Dabei schreibt Kant geographische Werke, die von eingehendster Ortskenntnis zeugen. Rufe an fremde Universitäten lehnt er ab aus Liebe zur Heimat (und wohl auch aus Angst vor Veränderung), so daß er erst mit 46 Jahren ordentlicher Professor wird. Als ihn einst einer seiner Freunde in

---

[1]) Die scharfe Zurückweisung von Fichtes Wissenschaftslehre entsprang wahrscheinlich der Besorgnis, in den Atheismusstreit verwickelt zu werden.

[2]) Nur einmal unterbricht Kant diese strenge Regelmäßigkeit: als er Rousseaus Werke kennenlernt. Von Goethe dagegen, dessen Werke in Kants Alter fallen, hat er nie Kenntnis genommen.

einem Wagen einige Kilometer über Königsberg hinaus entführt, gerät Kant in große Erregung und stellt als Grundsatz auf, nie mehr einen Wagen zu besteigen, dessen Leitung nicht ihm allein zusteht.

Welches Genies[1]) Leben hat sich je in solchen oder ähnlichen Formen abgespielt?

Kants ganzes Leben ist der Vernunft untergeordnet; es ist ein Leben aus reiner Vernunft.

Neben großer Willensstärke spricht sich in seinem Leben eine große Schüchternheit aus. Sein Gefühlsleben ist von Natur vorwiegend depressiv, wenn es Kant auch durch große Willenskraft, durch die „Macht des Gemüts" gelingt, „durch bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein" und seine depressive Veranlagung in reaktive Heiterkeit umzukehren.

Der Schwerpunkt seines Wesens liegt im Denken, und zwar im abstrakten Denken.

Kant wird — um dies hier zu erwähnen — als Musterbeispiel einer spaltsinnigen (schizothymen) Seelenlage angesehen, die in der Regel mit schmalem, schlankem (leptosomem) Körperbau verbunden auftritt (andere typische Beispiele sind: Savonarola, Calvin, Robespierre, Friedrich der Große, Hölderlin, Schiller, Torquato Tasso). Er errichtet „weltenfern ein ungeheuer verwickeltes, formenstrenges Riesengebäude abstrakter Gedankeninhalte" und lebt „in eiserner Folgerichtigkeit in lauterster idealistischer Lebensführung den kategorischen Imperativ"[2]) der Pflicht.

Wenn wir nunmehr nach den Rassenmerkmalen dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit fragen, so ist vorauszuschicken, daß durch Rassenmerkmale selbstredend niemals eine Individualität in ihrer Einmaligkeit und Irrationalität erfaßt und erschöpft werden kann. Dies wird, wie ausdrücklich bemerkt sei, auch gar nicht beabsichtigt. Es kann aber ebensowenig die Berechtigung bestritten werden, eine Individualität auch unter allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten, sie aus Eigenschaften ihrer Vorfahren abzuleiten und insbesondere danach zu fragen, wieweit typische und hervorstechende Eigenschaften einer bestimmten Menschenart durch

[1]) Kant selbst nahm (wie aus anderen Gründen Lessing) nicht den Titel des Genies für sich in Anspruch. Diesen wollte er dem Künstler und Dichter vorbehalten wissen.

[2]) Venzmer, Gerhard: „Sieh dir die Menschen an", S. 41.

sie verkörpert, ins Ideale gehoben und verklärt werden. Denn nur dadurch gewinnt eine Persönlichkeit Bedeutung für die Allgemeinheit, nur dadurch gewinnt sie Weltruhm, wird sie letzten Endes als Genie anerkannt, daß sie in irgendeiner Richtung Ideale einer bestimmten Menschenart in sich verkörpert, daß sie das ausspricht, was ein Volk, eine Rasse, eine Zeit in tiefster Seele, wenn auch nur unbewußt, gefühlt, erstrebt und ersehnt hat. Hierbei spielt die rassische Artung der betreffenden Persönlichkeit eine große Rolle. Diese Auffassung hat nichts mit Materialismus zu tun, wie so oft behauptet wird, so wenig als es Materialismus ist, zwischen Menschenseele und Tierseele zu unterscheiden. Allgemeingültig für Menschen sind nur die Gesetze der Logik. Sobald wir das Gebiet ethischer und ästhetischer Wertungen, sobald wir das Gebiet der Werte und der Kultur betreten, ergeben sich tiefgehende Unterschiede zwischen den einzelnen Rassen. Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß das durch den Apoll vom Belvedere oder die Venus von Milo verkörperte Schönheitsideal allgemeingültig sei, für einen Hottentotten oder Buschmann gelte.

Das Gesagte gilt in besonders hohem Grade für Fragen der Weltanschauung. Hier sind völkische und rassische Gegebenheiten von entscheidender Bedeutung, von viel größerer Bedeutung, als die meisten Menschen auch nur ahnen. Gerade das, was sie als selbstverständlich voraussetzen, ist sehr häufig in den Tiefen der Persönlichkeit rassisch verankert. Es ist gleichsam ein unbewußtes „a priori" ihrer Rassenzugehörigkeit.

Es hat deshalb einen vollen Sinn, nach der rassischen Artung eines großen Philosophen zu fragen. Eine Untersuchung dieser Art trägt dazu bei, die geheimnisvollen, unterbewußten Triebkräfte aufzuhellen, die ihn zu seiner Philosophie geführt haben.

Dies gilt auch für Kant.

Betrachten wir zunächst sein Äußeres!

Kant hatte blonde Haare, blaue Augen und frische, rötliche Gesichtsfarbe. Er war von kleiner, zarter, hagerer Gestalt, höchstens 1,57 m groß. Der Kopf war im Verhältnis zum Körper groß. Die größte Länge betrug 182 mm, die größte Breite 161 mm. Der Schädel war also im Verhältnis zu der geringen Körpergröße lang und außerdem sehr breit. Kant hatte nicht, wie häufig behauptet wird, einen rachitischen Kurzkopf, sondern einen breiten Langschädel. Wenn man Kants Schädel von der Seite betrachtet und das Verhältnis zur Größe des Gesichtsschädels berücksichtigt, so sieht man ohne weiteres, daß Kant einen länglichen, nach hinten gut aus-

gewölbten Schädel hatte. Irgendwelche rachitische Veränderungen sind an dem Schädel nicht wahrnehmbar. Rachitische Kurzköpfe sehen ganz anders aus als der Schädel Kants[1]). Diese Feststellung wird bestätigt durch einen Vergleich mit anderen Schädeln des Ostseestrandes, die hier mitgeteilt seien[2]):

	Länge	Breite	Höhe
Schädel Kants	182	161	130,5 mm
Durchschnittsmaß von 206 (ost-) preußischen Männern	182,5	144,6	130,2 mm
Differenz zum Schädel Kants:	+ 0,5	— 16,4	— 0,3 mm

Wir sehen aus dieser Gegenüberstellung ohne weiteres, daß Kant ungefähr das Durchschnittsmaß der Schädellänge der preußischen Bevölkerung hat. Es muß dabei berücksichtigt werden, daß Kant klein war. Dagegen sehen wir ebenso klar, daß Kant hinsichtlich der Breite des Schädels den Durchschnitt um 16,4 mm übertrifft!

Kant hatte demnach einen sehr breiten und langen Schädel, was für die rassische Beurteilung von Bedeutung ist. Daraus wird der hohe Schädelindex von 88,5 bei Kant verständlich (da der Schädelindex nur das Verhältnis von Länge und Breite wiedergibt, so kann aus dem Index allein nicht erkannt werden, ob ein rundlicher Kurzkopf oder ein breiter Langschädel vorliegt). Besonders stark gewölbt war der Schädel Kants seitwärts über der Schläfengegend. Auch die Schädel anderer Philosophen zeigen eine sehr große Breite und seitliche Wölbung, z. B. der Schädel von Schopenhauer, Leibniz, Karl Christian Friedr. Krause[3]). Auch am Schädel des Aristoteles ist nach den vorhandenen Büsten eine sehr starke seitliche Wölbung erkennbar. Eine ganz außerordentliche Breite und Länge zeigt ferner der Kopf Platons nach den vorhandenen Büsten. Eine große Breite des Schädels neben einer gewissen Länge scheint demnach bei großen Philo-

[1]) Vgl. auch Weidenreich (Rasse und Körperbau, 1927, S. 137 f. u. 171), der das Vorliegen eines rachitischen Kurzkopfes bei Kant aufs entschiedenste bestreitet.

[2]) Vgl. den Bericht über die Ausgrabung der Gebeine Kants in: Archiv für Anthropologie, Bd. 13 (1881), S. 359 ff. Daselbst auch gute Abbildungen von Kants Schädel.

[3]) Über Schopenhauer vgl. Wilh. Gwinner, Arthur Schopenhauer (Schluß); über Leibniz vgl. Sitzungsberichte der Preuß. Akad. d. Wissenschaften, Phys.-Math. Klasse, Abt. III, 1902.

sophen häufig zu sein. Dies ist nicht zu verwundern, da ein langer und breiter Schädel die größte Schädelkapazität und damit — ceteris paribus — die größte Gehirnoberfläche besitzt.

Kants Stirne war steil, dabei ziemlich breit, besonders in ihrem oberen Teile, und stark gewölbt.

Kants Zeitgenosse, Jachmann (a. a. O., 14. Brief, S. 153), beschreibt das Äußere Kants folgendermaßen: „Das ganze Gebäude seines Körpers war so schwach, daß nur ein Kant es so viele Jahre unterstützen und erhalten konnte. Sein Körper war kaum fünf Fuß hoch. Der Kopf war im Verhältnis zu dem übrigen Körper sehr groß, die Brust sehr flach und beinahe eingebogen, der rechte Schulterknochen hinterwärts etwas herausgedehnt. Die übrigen Teile des Körpers hatten untereinander ein gehöriges Ebenmaß. Sein Knochenbau war äußerst schwach, schwächer aber noch seine Muskelkraft. Der ganze Körper war mit so wenigem Fleisch bedeckt, daß er seine Kleider nur durch künstliche Mittel erhalten konnte." Man muß berücksichtigen, daß hier Kant im Alter geschildert ist.

Alle Leute, die Kant persönlich kannten, betonen die Besonderheit seiner Augen[1]). Borowski[2]) schreibt über ihn: „Kant hatte nicht eben große, aber lebhafte und doch sanfte Augen. Ihre Farbe war blau, worauf er, ich weiß nicht warum, etwas setzte. Auf der Stelle fand man beim Anblick der ausgezeichneten Stirne und im Auge, dort den tiefen Denker, hier einen sehr gutmütigen Mann." Jachmann (a. a. O.) berichtet: „Es ist unmöglich, den bezaubernden Anblick und mein Gefühl dabei zu beschreiben, wenn Kant mir gegenübersaß, seine Augen nach unten gerichtet hatte, sie dann plötzlich in die Höhe hob und mich ansah; mir war es dann immer, als wenn ich durch dieses blaue ätherische Feuer in Minerwens innerstes Heiligtum hineinblickte." Kants Stimme hatte einen natürlichen Klang. Laute Unterhaltung liebte er nicht. Sein Gehör war außerordentlich scharf, noch feiner aber sein Geschmack. Ebenso scharf waren seine Augen. Noch als Greis konnte er die kleinste Schrift mit unbewaffnetem Auge lesen.

Die blonden Haare, die blauen Augen und die frische Gesichtsfarbe sind Abzeichen der nordischen Rasse. Kant ist wohl das hellfarbigste Genie, das Deutschland hervorgebracht hat. Die Tatsache, daß Kant sich auf seine blauen Augen etwas zu gut tat, läßt erkennen, daß er sich seiner rassischen Herkunft auch bewußt war. Auch die Feingliedrigkeit, der schlanke, hagere

[1]) Vgl. Grau: Kant-Anekdoten, S. 26.

[2]) Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants, Königsberg 1804.

Körperbau läßt nordische Abstammung erkennen. Wir müssen demnach einen starken nordischen Einschlag annehmen. Unnordisch ist dagegen die geringe Körperhöhe, der außerordentlich breite Schädel und die steile Stirn, die besonders in ihrem oberen Teile breit ist. Nach der Ansicht von Ernst Rittershaus (Die Rassenseele des deutschen Volkes, S. 79) war Kant in seinem Erscheinungsbild ein typischer Vertreter der Lyngbyrasse, die klein, leptosom und hellfarbig war.

Auf seelischem Gebiet ist Kant ganz überwiegend nordisch. Dies tritt zunächst darin hervor, daß seine größten Werke erst in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrzehnts und im siebenten Jahrzehnt seines Lebens erscheinen. „Die Kritik der reinen Vernunft" im Alter von 57 Jahren, „Die Kritik der praktischen Vernunft" im Alter von 64, „Die Kritik der Arbeitskraft" im Alter von 66, „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" im Alter von 69 Jahren! Ein derartiges außerordentlich spätes Reifen der Gedanken und Werke kommt überhaupt nur bei Angehörigen der nordischen Rasse vor. (Eine ähnliche Erscheinung finden wir bei Haydn, dessen größte Werke, „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten" in seinem 67. und 69. Lebensjahr erscheinen). An solchen Zügen sehen wir, daß die nordische Rasse im Leben dieser Männer tonangebend war.

Nicht minder nordisch ist Kant in seiner Gesamterscheinung als Weltweiser und Denker. Hier muß auf die grundlegende Tatsache hingewiesen werden, daß fast nur nordische und nordisch stark bestimmte Völker große Denkerpersönlichkeiten, insbesondere große Systematiker und Metaphysiker, hervorgebracht haben: Die Hellenen in ihrer Frühzeit und zur Zeit ihrer Blüte und die Germanen (Deutsche und Engländer) seit dem Beginn einer arteigenen Kultur. Hierzu tritt Nordfrankreich und Norditalien, aber nur zu der Zeit, in der die nordische Rasse in diesen Ländern noch eine entscheidende Rolle gespielt hat. Während wir bei anderen Völkern wohl große Künstler und Dichter, auch Gelehrte antreffen, finden wir große Philosophen fast nur in Gebieten vorwiegend nordrassischer Bevölkerung. Die große philosophische Persönlichkeit hat also eine besonders nahe Beziehung zur Nordrasse. Die tiefere Ursache dieser Erscheinung ist folgende: Nur die nordische (und fälische) Rasse besitzen die Grundsätzlichkeit, die Strenge und Tiefe, die Unerbittlichkeit und Unerschrockenheit des Denkens, die zu höchsten philosophischen Leistungen, ins-

besondere zur Formung eines die Welt umspannenden Systems erforderlich sind. Auch die Abstraktionsfähigkeit und die Schöpferkraft im allgemeinen sind bei den südlicheren Rassen in schwächerem Maße entwickelt. Die Besinnlichkeit, die Neigung zum Nachdenken und Grübeln ist bei nordischen Völkern erheblich größer als bei südlichen. Nur diejenigen Rassen haben in vorgeschichtlichen Zeiten den nordischen Winter überstanden, die sich durch sorgende Voraussicht auszeichneten, während die südlichen Rassen viel mehr dem Augenblick hingegeben sind. Auch die Begabung zur schöpferischen Synthese, ein Erfordernis für die Bildung großer Systeme, ist bei der Nordrasse stärker entwickelt als bei den südlicheren Rassen.

Hierzu tritt ein weiteres wichtiges Moment.

Die Wahrheitsliebe, der Drang zur Erforschung der Wahrheit — die Voraussetzung aller Philosophie überhaupt — ist eine Eigenschaft, die bei der Nordrasse stärker ausgebildet ist als bei anderen Rassen. Der Nordrasse kommt es auf das Wesentliche, das Wesen der Dinge an, das der flüchtigen Erscheinung zugrunde liegt, während die südlichen Rassen, insbesondere die Mittelmeerrasse, den Schein lieben, das Leben nicht als ernste Aufgabe, sondern als interessantes Schauspiel betrachten.

Wenn wir Kants Charakter betrachten, so steht an oberster Stelle seine Wahrheitsliebe: die unbedingte Ehrlichkeit seines ganzen Wesens wie sein Drang zur Erkenntnis der Wahrheit. Kant ist wohl der wahrste Charakter unter den großen Denkern der Menschheit überhaupt. Seine Liebe zur Wahrheit geht so weit, daß er die Notlüge unbedingt verwirft. (Aufs engste hängen damit die Schlichtheit und Eindeutigkeit seines ganzen Wesens zusammen.) Nur diese unbedingte Wahrheitsliebe befähigte Kant, der große Reformator auf dem Gebiet der Weltweisheit zu werden, die Truggebäude der bis dahin gültigen Metaphysik zu stürzen, die Grenzen der menschlichen Erkenntnis zu bestimmen und die Erkenntnis streng auf die Erfahrung zu beschränken. Mochte er sich in der Begründung seiner Annahmen auch geirrt haben, das Unternehmen als solches war groß und verehrungswürdig und hat die tiefsten Folgen gehabt.

Kant hat nicht nur der alten Begriffsmetaphysik den Todesstoß versetzt, sondern seine Philosophie wurde die Grundlage und der Ausgangspunkt aller nach ihm kommenden philosophischen Bestrebungen und Richtungen. Diese grundlegende reformatorische Tätigkeit, die er mit anderen reformatorischen Geistern, einem Luther, einem Bach, einem Lessing teilt, war ihm

nur vermöge seines überwiegend *nordischen* Wesens und Blutes möglich. Die Grundsätzlichkeit und systematische Begabung der nordischen Rasse hat in diesen Männern ihre höchsten Triumphe gefeiert.

Nordisch ist Kant weiter in der *Herbheit* und *Strenge* seines Denkens, in seinem Unvermögen, sich in die Gedanken anderer Philosophen und Richtungen hineinzudenken (seine Schwäche ist die Geschichte der Philosophie). Sein Denken ist *rein systematisch* und gänzlich ungeschichtlich, wie wir es bei vielen nordischen Denkern antreffen.

Eng hängt damit die Vernachlässigung *alles Psychologischen* zusammen, die rein *sachliche*, auf die *Probleme* als solche eingestellte Art seines Denkens, das Vordringen zu den *letzten* Fragen und Voraussetzungen des Denkens, ohne die der Erkenntnis als solcher gesetzten Grenzen zu überschreiten.

Nordisch ist ganz besonders die *Formenstrenge* seines Wesens und seiner Werke. *Kant hielt sehr viel auf äußere Formen*; er ging stets in Perücke, peinlich sauber gekleidet, aus. Die Vernachlässigung anderer in ihrer Kleidung störte ihn aufs äußerste (er brach einst eine Vorlesung ab, weil einem vor ihm sitzenden Studenten an einer sichtbaren Stelle seines Rockes ein Knopf fehlte).

Ein anderer, echt nordischer Zug ist der *ausgesprochen architektonische* Zug in seinem Denken und im Aufbau seiner Werke. Sein Denken ist amusisch (Kant hat zur Musik kein Verhältnis). Er gleicht einem *Baumeister*, der Quader auf Quader setzt und fügt, der überall feste Grundlagen schafft, auf denen er immer neue Ausbauten und Vorbauten errichtet, die den Bogen und Türmen, den Erkern und Winkeln eines alten Schlosses gleichen. Er wird bei seinem Denken von einem ausgesprochenen Hang zur *Symmetrie* beherrscht, der so weit geht, daß er der Symmetrie zuliebe in seinen Kritiken an bestimmten Stellen Ausführungen macht, die sachlich nicht völlig gerechtfertigt sind.

Dieser Zug zur *Symmetrie*, zur *Architektonik* ist vielleicht der am meisten nordische Zug Kants.

Ausgesprochen nordisch ist Kant ferner in seinem starken und vorherrschenden Sinn für *Naturwissenschaft und Mathematik*, besonders *Astronomie*. Die Hauptbegabung der nordischen Rasse liegt auf dem Gebiet der *Naturwissenschaften*, die Kant selbst durch bleibende Entdeckungen bereichert hat (Kant-Laplacesche Theorie der Entstehung des Sonnensystems, die allein

genügt hätte, Kant unsterblich zu machen). Die Mathematik, besonders die Geometrie, ist für Kant das Ideal der Wissenschaft (jede Wissenschaft ist nach ihm nur insoweit wirkliche Wissenschaft, als sie mathematische Elemente enthält, der Mathematik zugänglich ist). Er ist bestrebt, die Philosophie zu der Strenge und Höhe der Mathematik und ihrer Methode zu erheben. Die grundlegende philosophische Disziplin ist für ihn deshalb die Erkenntniskritik. Erwähnt muß hier werden, daß Kant auch zu den Begründern der wissenschaftlichen Rassenkunde gehört.

Für Kulturwissenschaften, für alles Geschichtliche dagegen fehlt ihm der Sinn.

Der Schwerpunkt von Kants Persönlichkeit und Philosophie liegt indessen nicht auf theoretischem, sondern auf praktischem Gebiet, in seiner Ethik, in dem erhabenen Rigorismus seiner Pflichtenlehre. „Pflicht! Du erhabener großer Name . . ., welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt und von welcher Wurzel abzustammen, die unnachläßliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?“

Eine Folge seines Rigorismus und nahe damit zusammenhängend ist, wie bemerkt, Kants im ganzen ablehnende Haltung gegenüber der Musik (weil diese allzu leicht einschmeichelnd wirkt und die rigoristische Auffassung der Pflicht gefährdet). Kant schätzt nur Militärmusik, bei der diese Gefahr nicht besteht.

Selbstredend ist bei der Weite der nordischen Seele eine gänzlich andere Einstellung zur Musik nicht nur möglich, sondern in unseren großen Tondichtern Wirklichkeit geworden. Aber das Nordische in der Haltung Kants kann nicht verkannt werden. Kant nimmt hier eine ähnliche Stellung ein wie Platon gegenüber der Kunst im ganzen. —

Die Krönung von Kants Ethik aber liegt in seiner Lehre von der Autonomie des sittlichen Bewußtseins. Nur dasjenige ist für den nordischen Menschen ethisch verpflichtend, was er in freier Entschließung sich selbst auferlegt, nur dasjenige für ihn Gesetz, was er selbst anerkannt hat. Autonomie des sittlichen Bewußtseins ist die Voraussetzung jedes echten sittlichen Handelns.

In dieser Lehre hat Kant das letzte Geheimnis des nordischen Menschen ausgesprochen.

Kant ist hierin ebenso nordisch, wie er der Vollender des Protestantismus ist.

Für den nordischen Menschen ist Ethik Unabhängigkeit von anderen Menschen und von äußeren Gütern. In der Idee des sittlichen Wertes hat er seine Auffassung des Ethischen geschaffen. Die Ideen der Wahrheitsliebe, der Ehrlichkeit, der Gerechtigkeit, der Tapferkeit, der Selbstbeherrschung, der Pflichterfüllung sind die Leitsterne seines Handelns, die nichts zu tun haben mit dem Nutzen, den das ethische Verhalten anderen bringt, die hocherhaben sind über Altruismus wie über Utilitarismus. Ihm kommt es allein auf die Gesinnung an, aus der heraus eine Handlung erfolgt.

Neben nordischen stehen indes auch weniger nordische Eigenschaften, und diese dürfen in einem Bilde Kants nicht übergangen werden, wenn es vollständig sein soll.

Kant ist nicht nur ein nordischer, sondern auch ein typisch preußischer Denker, besonders in seinem kategorischen Imperativ. Das feste Gefüge, das Pflichtgefühl, aber auch der Zug zum Gleichförmigen, die im preußischen Staat liegen, kommen in seiner Philosophie zum bleibenden Ausdruck. Dem Pflichtgedanken auf ethischem Gebiet läuft parallel das streng Normative, die strenge Allgemeingültigkeit seiner Auffassung der Wissenschaft. Allgemeingültigkeit für **Menschen** in Ethik und Erkenntnis zu schaffen, darauf kommt Kant letzten Endes alles an. Was die Dinge an sich selbst sind, das erregt in geringem Grade sein Interesse. Er ist sogar bemüht, das Ding an sich von aller Begreifbarkeit und Erkennbarkeit durch Menschen möglichst weit abzurücken. Dem für Menschen gültigen Denkgesetz muß sich auch die Natur unterwerfen: Die Vernunft schreibt der Natur die Gesetze vor.

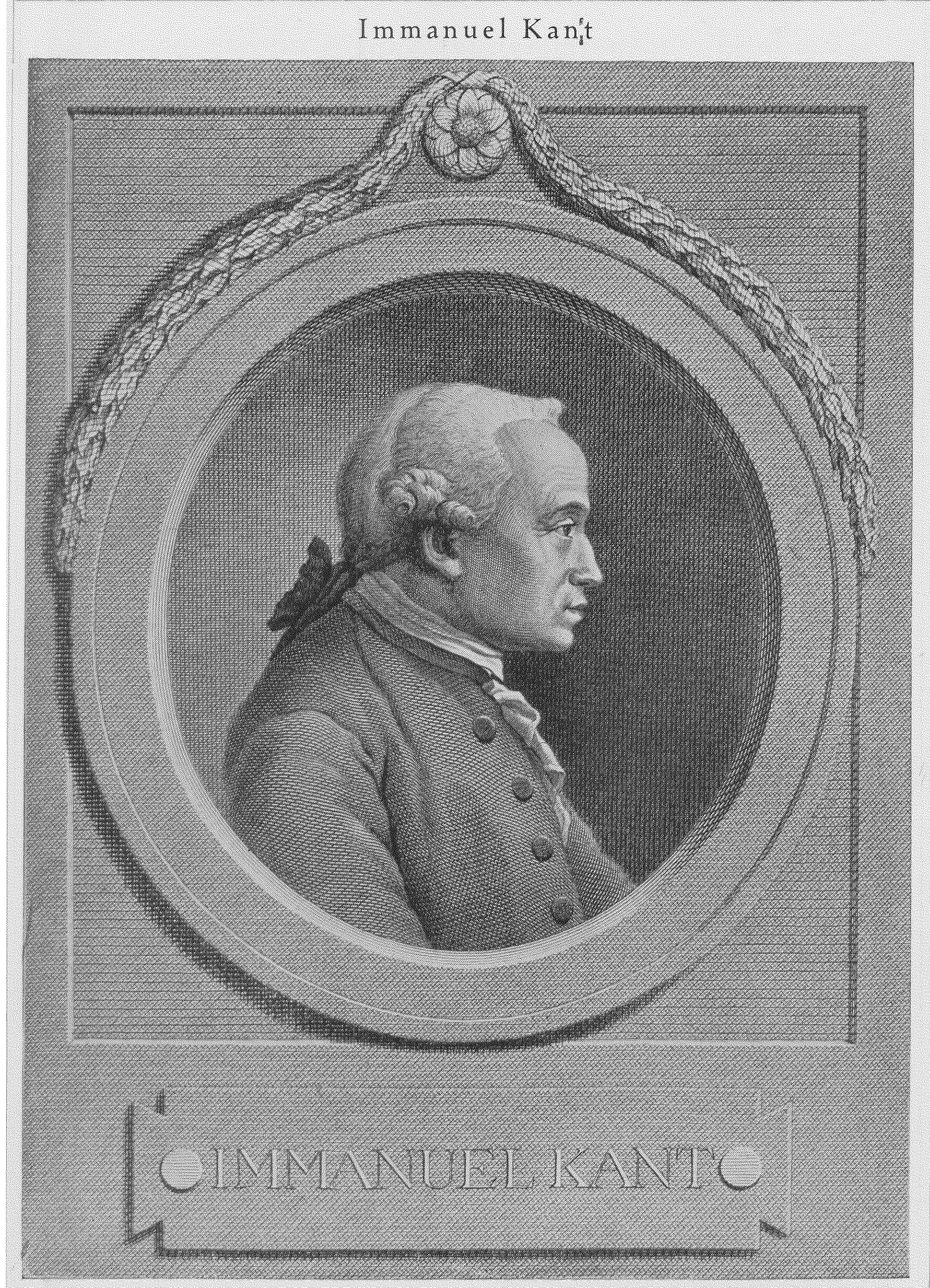
Alle diese Züge sind typisch preußisch. Es liegt in ihnen neben dem nordischen ein östlicher Zug. Für alles Individuelle geht Kant der Sinn völlig ab, wie auch aus seinem eigenen Leben alles Individuelle oder gar Willkürliche nach Möglichkeit getilgt ist. Daher hat er auch kein wirkliches Verständnis für große Menschen der Tat (etwa einen Friedrich), für das Dämonische ihres Wirkens, für das Ausnahmegesetz, unter dem sie stehen. —

Für Kants Wesen und Denken gilt der Satz: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann!“

In dieser Einseitigkeit liegt die Größe, die Erhabenheit von Kants Erscheinung.

Ahnentafel Kants

. . . . **Cant** in Schottland (?)								Hans **Reuter** 1576— Schwarzfärb. u. Mangemstr. i. Nürnberg	Michael **Ziegler** † 1632, Schulmeister, sp. Pfarr. i. Nürnberg Veronika **Grimm** † 1618	Barthel **Nothelfer** zu Hartwang b. Überlingen	Balthasar **Ingelstetter** 1571—1643, Kürschner in Nürnberg Barbara **Bumayr** i. Nürnbg. 1581–1632				
Hans **Cant** (?) Schneidermstr. (?) in Danzig (Altschottland)	Margarete **Forster** (?)	Enoch **Lieder** Krüger (Wirt) zu Werden (Ostpr.)	. . . . Witwe des Georg Hinckmann Krüger z. Werden					Friedrich **Reuter** 1611—1661 Schwarzfärber u. Mangemstr. in Nürnberg	Anna **Ziegler** 1614—1650 in Nürnberg	Jakob **Nothelfer** † vor 1669 Schuhmacher in Nürnberg	Ursula **Ingelstetter** 1604— in Nürnberg			Martin **Muhlcke** Pächter zu Ancker bei Königsberg	Maria **Schmitt**
Richard **Cant** * . . . ., † Werden (bei Heydekrug) 1667—1670 Krüger (Wirt) in Heydekrug vordem in Ruß (bei Heydekrug)		Dorothea **Lieder** * . . . . † . . . . (nach 1665?)		Hans **Reinsch** * . . . . † . . . . Hausbesitzer in der Altstadt zu Memel		(unbekannt)		Friedrich **Reuter** * Nürnberg 5. 4. 1649 † Nürnberg 29. 3. 1721 Schwarz- und Schönfärber, auch Mangemeister in Nürnberg		Anna Maria **Nothelfer** * Nürnberg 10. 10. 1641 † Nürnberg 28. 3. 16..8		Michel **Felgenhauer** * . . . . † Königsberg 27. 5. 1691 Riemermeister in Königsberg		Anna **Muhlcke** * Ancker bei Königsberg 31. 8. 1652 † Königsberg 7. 9. 1720	
Hans **Kant** * . . . . 16 . . . † Memel 22. 3. 1715 Riemermeister (Sattler) in Memel				. . . . **Reinsch** * . . . . † Memel (vor 1698)				Kaspar **Reuter** * Nürnberg 27. 4. 1670 † Königsberg 1. 3. 1729 Riemermeister (Sattler) in Königsberg				Regina **Felgenhauer** * . . . . um 1673 † Königsberg 23. 10. 1735			
Johann Georg **Kant** Riemermeister (Sattler) in Königsberg * Memel . . 12. 1682 † Königsberg 24. 3. 1746								Anna Regina **Reuter** * Königsberg 15. 3. 1697 † Königsberg 18. 12. 1737							
Immanuel Kant															



Aufnahme: Lichtbild-Archiv Kester, München

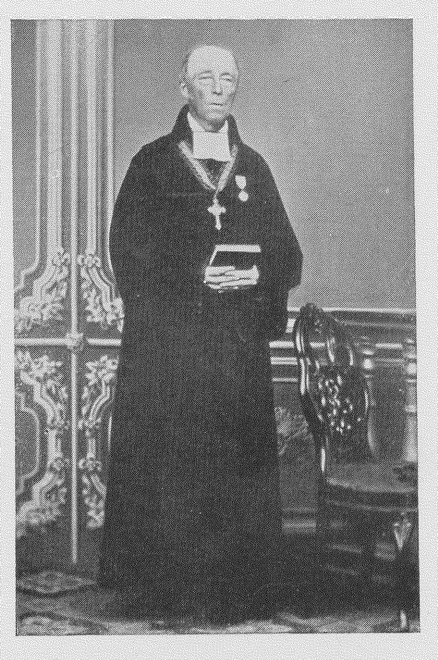
Immanuel Kant
Nach dem Leben gezeichnet von V. H. F. Schnorr,
in Kupfer gestochen von J. F. Bause, Leipzig. 1791

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Immanuel Kant



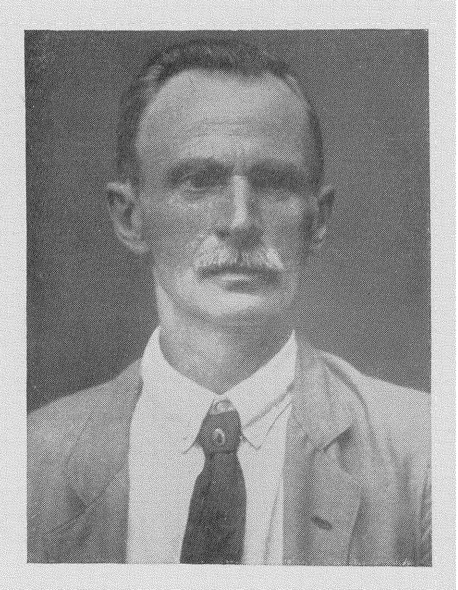
Henriette Kant verh. Stuart (1783—1850), Kants Nichte



Karl Heinrich von Schoen, Pfarrer in Kurland (1805—1867), Kants Großneffe



Balthasar Ingelfinger, Kürschner in Nürnberg (1571—1643), Kants Vorfahre



Christian Eduard Adalbert Kant (1864—1927), Urenkel von Kants Bruder

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Kant ist einer der *großen* Denker der Menschheit. Er ist es dadurch geworden, daß die damalige Zeit seinen Bestrebungen entgegenkam, vor allem aber dadurch, daß er in seltener Selbstzucht das Letzte aus sich herausholte, was in ihm angelegt war, daß er alle seine Anlagen in vorbildlicher Weise entwickelt hat. Dies wurde ihm erleichtert durch eine weitgehende Freiheit von sinnlichen Antrieben und durch eine seltene Einheitlichkeit und Wahrhaftigkeit in den Tiefen seiner Persönlichkeit.

Arthur Schopenhauer

I.

Über Schopenhauers Ahnen ist von Dr. Mockrauer im 10. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1921 berichtet worden. In den letzten Jahren hat sich Dr. Haßbargen mit diesem Gegenstand beschäftigt und in seiner Arbeit: „Die Danziger Vorfahren Schopenhauers“ (Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes Danzig, Jahrg. 5, 1928) außerordentlich viel Wertvolles und Interessantes über Schopenhauers nähere Ahnen veröffentlicht. Die Forschung hat nun einen weiteren Schritt nach vorwärts getan. Ehe wir hierauf eingehen, seien über Schopenhauers Ahnen einige allgemeine Betrachtungen vorausgeschickt. Es gilt, die großen Grundzüge der Eigenschaften seiner Vorfahren zu erfassen und ihren Anteil an der Persönlichkeit Schopenhauers, soweit möglich, zu bestimmen.

Wir wissen heute, daß alle näheren Vorfahren (mit Ausnahme des Urgroßvaters Trosiener) dem Kaufmannsstande angehört haben. Auch unter den Seitenverwandten ist der Kaufmannsberuf fast alleinherrschend. Es waren tüchtige Kaufleute; einzelne unter ihnen, wie der Vater, ganz besonders aber der Großvater Andreas Schopenhauer und der Urgroßvater Hendrik Soermans, zeigen sogar ein außergewöhnliches Maß von kaufmännischer Begabung. Andreas Schopenhauer spielte eine Zeitlang sogar die Rolle eines Fuggers der Stadt Danzig. Diese Tatsachen sind von großer Bedeutung für Schopenhauers Persönlichkeit. Von diesen Vorfahren wurden nicht nur Verstandesgaben im allgemeinen auf ihn vererbt, sondern es wird auch sein praktisches Verhalten in entscheidenden Lebenslagen, z. B. beim Zusammenbruch des Danziger Hauses, und seine Erfahrenheit und Gewandtheit in Geldangelegenheiten verständlich, die für einen Philosophen erstaunlich ist. Verständlich wird aber vor allem die außerordentliche Lebensnähe von Schopenhauers Philosophie, die trotz der von Kant übernommenen idealistischen Erkenntnistheorie sich überall geltend macht. Die kaufmännischen Eigenschaften[1]) seiner näheren Vorfahren waren

[1]) Es ist bekannt, daß nur die kaufmännische Tüchtigkeit und der Fleiß seiner Vorfahren es Schopenhauer ermöglicht haben, ein berufloses Leben zu führen — das höchste Glück des Schaffenden.

überall mit einer ausgesprochenen Weltoffenheit und Weite des Blickes verbunden, und die gleichen Eigenschaften finden wir auch bei Schopenhauer. Durch sie hat Schopenhauers Philosophie Epoche gemacht. Es war etwas bis dahin völlig Unbekanntes, ja Unerhörtes, daß eine Philosophie solche Anschaulichkeit, Klarheit und Lebensnähe mit solcher metaphysischen Tiefe verband, daß sie, von Leben und Erleben erfüllt, so packende Bilder aus der Wirklichkeit vor den Leser hinzustellen wußte. Ganz besonders unerhört waren diese Eigenschaften in der deutschen Philosophie, die bis dahin stark von Katheder- und Stubenluft erfüllt war. Schopenhauers Philosophie hat mehr als jede andere etwas Weltoffenes und Weltweites, und es ist nicht erstaunlich, daß sie eine Philosophie der Weltleute geworden ist, ja, daß sie niemals bekannt, geschweige denn berühmt geworden wäre, wenn sie nicht — entgegen der noch heute überwiegend ablehnenden Haltung akademischer Kreise — von weltmännischen Kreisen, von gebildeten Laien auf den Schild erhoben worden wäre. So sehen wir, daß die Eigenschaften seiner Vorfahren für seine Philosophie und ihr Schicksal unmittelbar entscheidend geworden sind. Nur ein Symptom dieser allgemeinen Einstellung seiner Vorfahren ist der Ausspruch des Vaters: „Mein Sohn soll im Buch der Welt lesen."

Aber auch schöngeistige Züge finden wir nicht etwa nur bei der Mutter, sondern auch beim Vater und beim väterlichen Großvater[1]), der mehrere Gemäldegalerien besitzt, die die Bewunderung der Zeitgenossen erregen. Ferner finden wir beim Vater eine für einen Kaufmann erstaunliche Belesenheit und sehr ausgebreitete Sprachkenntnisse (er sprach Deutsch, Holländisch, Englisch und Französisch fließend). All diese Eigenschaften kehren beim Sohne in gesteigertem Maße wieder. Kein neuerer Philosoph besaß eine so erstaunliche Belesenheit und so umfassende Sprachkenntnisse wie Schopenhauer. Er sprach Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch geläufig und hatte auch im Spanischen gute Kenntnisse. Er beherrschte außerdem die alten Sprachen und war in der Literatur fast aller Völker und Zeiten zu Hause, die er großenteils im Urtext las. Dabei muß berücksichtigt werden, daß Schopenhauer seine gelehrten Studien erst mit 19 Jahren begann.

Die Vorliebe Schopenhauers für das Reisen, die er in jüngeren Jahren hatte, finden wir gleichfalls beim Vater und den beiden Großvätern. Alle hatten die Welt kennengelernt. Vater und Sohn ver-

[1]) Auch im Aste Soermans sind schöngeistige Züge und literarische Interessen vorhanden (vgl. S. 198, 197, oben).

band auch eine Vorliebe für die englische Nation und die englische und französische Literatur. Beiden war gemeinsam eine ausgesprochen weltbürgerliche Gesinnung. Diese weltbürgerliche Gesinnung hat Schopenhauer nie verleugnet; alle national-deutschen Gefühle lagen ihm zeitlebens gänzlich fern. Gemeinsam war beiden weiter eine aufgeklärte Weltanschauung. Der Vater war ein Sohn der Aufklärung und der französischen Revolution, Voltaire und Rousseau seine Lieblingsschriftsteller. Diese Eigenschaften finden wir in reichstem Maße auch bei Schopenhauer. Die innerliche Freiheit von christlicher Dogmatik, die Schopenhauer von fast allen Denkern unterscheidet, war nicht nur durch seine Erziehung, sondern, wie alle vorgenannten Eigenschaften, auch durch Vererbung bedingt. Seine Einstellung war von vornherein auf die Welt gerichtet; er war nicht Theologe, sondern Weltweiser. „Übrigens ist die Philosophie Weltweisheit und läßt die Götter in Ruhe, verlangt aber auch von ihnen in Ruhe gelassen zu werden."

Ein anderer hervorstechender Zug der väterlichen Ahnen war eine ungewöhnliche Entschiedenheit, Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit, die bei einigen bis zum Starrsinn gesteigert war. Wir brauchen die bekannten Beispiele aus dem Leben des Vaters hier nicht zu wiederholen, seine Ablehnung der Anerbietungen Friedrichs des Großen, sein Verhalten gegenüber dem preußischen General, der ihm Futter für seine Pferde anbot, sein fluchtartiges Verlassen Danzigs beim Einzug der Preußen. Auch der väterliche Großvater besaß ein großes Maß von Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit und zeigte gelegentlich Zeichen des Starrsinns. Diese Eigenschaften wurden in reichstem Maße auf Schopenhauer vererbt. Sie treten vor allem in der Entschiedenheit hervor, mit der er überall seine Ansichten ausspricht und für seine Überzeugungen eintritt, ebenso in der Beharrlichkeit, mit der er trotz jahrzehntelangen Verkanntwerdens an dem Glauben an seinen endlichen Ruhm und den Sieg seiner Lehre festhält. Jeder andere hätte in dieser Lage die Ausdauer und den Glauben an sich verloren; bei Schopenhauer finden wir davon keine Spur. Erinnert sei hier auch an den Eigensinn, mit dem er seine Vorlesungen auf die Stunde von Hegels Kolleg legt, an die Hartnäckigkeit, mit der er seine Rechte gegenüber seinem Verleger Brockhaus wahrnimmt, und an die Unerbittlichkeit und Konsequenz, mit der er einmal getroffene Entscheidungen durchführt (Bruch mit der Mutter, die er nie wiedersieht!).

Diese Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit macht sich auch beim

Aufbau seines Systems geltend. Ein kennzeichnender Zug der Schopenhauerschen Philosophie ist ihre Entwicklungslosigkeit, die völlig ahistorische Betrachtung der Welt. Schopenhauer will nur wissen, was die Welt ist; wie sie geworden ist, das zu untersuchen ist nach ihm nicht Sache des Denkers. Die Kategorie des Werdens wird völlig abgelehnt. In diesem Zug auf das Bleibende liegt allerdings ein allgemein philosophischer Zug. Bei Schopenhauer aber ist er in einem ungewöhnlichen Maße entwickelt; auch hierin kommt sein Wesen zum Beharren zum Ausdruck. Wie die Welt, so trägt auch sein eigenes System den Stempel völliger Entwicklungslosigkeit. Schopenhauer hat mit einer Festigkeit, einem Starrsinn ohnegleichen jede Änderung, jede Weiterbildung seines Systems abgelehnt. Während fast alle großen Denker und Künstler mehrere, meist drei Perioden der Entwicklung haben, gibt es bei Schopenhauer nur eine einzige: sein System springt fertig aus seinem Kopfe, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus. Eine Entwicklung gibt es bei Schopenhauer weder in seinem System noch in der Welt. Alles Werden, alle Veränderung, alle Entwicklung ist wesenloser Schein. Schopenhauer hält starr seinen Blick auf das Ewige gerichtet. Er lehnt eine Änderung seines Systems auch dann ab, als er gegen Ende seines Lebens, z. B. in der Auffassung der metaphysischen Stellung des Individuums, seine Ansichten stark geändert hat. In all diesen Zügen kommt sein starker, auf das Beharren und Gleichbleiben gerichteter Sinn zum Ausdruck.

Die genannten Eigenschaften hängen aufs engste zusammen mit einer Grundeigenschaft, die Schopenhauer wie kaum ein zweiter Denker in seinem Leben verwirklicht und verkörpert hat: der Treue zu sich selbst. Sie ist Schopenhauers oberste Tugend. Er konnte mit Shakespeare sagen: „Dies über Alles: sei dir selber treu[1])!“

Diese Eigenschaft hatte Schopenhauer gleichfalls seinen Vorfahren, vor allem dem Vater und Großvater, zu verdanken.

Auch in seiner Grundeinstellung zur Welt macht sich sein von den Ahnen ererbtes Wesen in stärkstem Maße geltend. Nur einer von so willensstarken Ahnen abstammenden, von so heftigem Wollen erfüllten Persönlichkeit konnte der innerste Kern der Welt als Wille erscheinen; nur das, was er selbst als kolossale Größe im eigenen Inneren vorfand, konnte Schopenhauer als das Wesen der Welt erklären. Er hat dies auch in ganz bewußter Weise getan.

---

[1]) Hamlet, 1. Aufzug, 3. Szene.

Es muß in diesem Zusammenhang gesagt werden, daß alle großen Voluntaristen der deutschen Philosophie, alle diejenigen Denker, bei denen der Schwerpunkt der Welt und des Systems auf der Willensseite liegt, aus Ostelbien hervorgegangen sind: Kant, Fichte, Schopenhauer, Nietzsche. Sie sind ein letzter Ausdruck für die Tatsache, daß sie die Nachkommen eines Geschlechtes von Eroberern und Kolonisatoren gewesen sind. Von Ostelbien ist das Preußentum, die willensmäßige Erneuerung und der Neubau des Deutschen Reiches ausgegangen. — Ein ungewöhnlich starker Wille war nicht nur dem Vater, sondern auch dem väterlichen und dem mütterlichen Großvater eigen. Dicht neben diesem starken Willen stand eine nicht zu bezähmende Heftigkeit beim Vater, dem mütterlichen Großvater und der väterlichen Großmutter. Bei Anna Renata Soermans war ihre große Heftigkeit sogar eine wesentliche Ursache ihrer Entmündigung. Daß diese Eigenschaften in starkem Maße auf Schopenhauer übergegangen sind, ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern.

Die Vorherrschaft der heftigen Seiten des Gemütslebens macht es auch begreifbar, daß Schopenhauer das Willens- und Gemütsleben zu einer Einheit verschmilzt, daß ihm das Gefühls- und Gemütsleben als Äußerung des Willens erscheint. Während sonst eine Dreiteilung in Vorstellung, Gefühl und Wille üblich ist, gibt es bei Schopenhauer nur eine Zweiteilung: Wille und Vorstellung.

Weniger durchsichtig sind die erblichen Faktoren, die bei Schopenhauer die pessimistische Grundstimmung und die daraus hervorgehende weltverneinende Haltung hervorgerufen haben. Daß auch diese Einstellung erblich bedingt ist, geht schon daraus hervor, daß alle Entscheidungen für oder gegen Werte irrationaler Natur, Willensentscheidungen sind. Solche Willensentscheidungen gehen stets aus der Persönlichkeit hervor, deren Grundeigenschaften erblich bedingt sind. Es kann niemals auf logischem Wege bewiesen werden, daß das Leben lebenswert oder nicht lebenswert ist. Was die erblichen Faktoren in dieser Richtung betrifft, so muß berücksichtigt werden, daß die väterliche Linie in den zwei letzten Generationen seelisch belastet war. Die Tatsachen, daß die Großmutter Anna Renata wegen Geisteskrankheit entmündigt wurde, daß ihr Sohn Michael Andreas zeitlebens blödsinnig war, daß auch ihr jüngster Sohn Karl Gottfried geistig nicht völlig normal war, endlich, daß auch beim Vater Schopenhauers in der zweiten Lebenshälfte gelegentlich geistige Störungen auftraten, und er höchstwahrscheinlich durch Freitod endete, besagen genug.

Auch eine Reihe anderer Eigenschaften, z. B. sein außerordentlich starkes Selbstbewußtsein und eine gewisse Würde und Zurückhaltung im Auftreten, hat Schopenhauer überwiegend vom Vater geerbt.

Für das Genie Schopenhauers war es nun entscheidend, daß die bisher geschilderten, vorwiegend vom Vater ererbten Anlagen sich mit der wesentlich anderen Erbmasse der Familie Trosiener verbunden haben. Die Familie Trosiener-Lehmann[1]) war wesentlich gesünder und heiterer als die Familie Schopenhauer-Soermans. Die gesunden Seiten seines Wesens hat Schopenhauer ganz überwiegend den mütterlichen Ahnen zu verdanken, vor allem die geistige Gesundheit, die in der letzten väterlichen Generation nicht sehr groß gewesen war. Dieses Gut ist so groß und wichtig, vor allem für einen Denker, daß es nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Um die mütterlichen Ahnen richtig zu würdigen, muß vor allem eine richtige und gerechte Beurteilung der Mutter Schopenhauers Platz greifen. Zunächst muß gesagt werden, daß Schopenhauer seiner Mutter in erheblich mehr Eigenschaften glich, als dies gewöhnlich angenommen wird. Er hat nicht nur die kleine Gestalt von ihr geerbt, sondern auch überwiegend seine hohe schriftstellerische Begabung, seinen großen Verstand, seine ungewöhnlich starke Phantasie, seine scharfe Beobachtungsgabe, seinen Sinn für Witz und Humor, seinen schriftstellerischen Ehrgeiz und die Tendenz, die eigene Persönlichkeit zu gebührender Geltung zu bringen. Aber auch seine Ehrlichkeit, seinen Freimut und einen gewissen Egoismus hat er großenteils von ihr, vor allem aber die gesunden Seiten seines Wesens! Umgekehrt hat er seine großen Verstandesgaben nicht der Mutter allein zu verdanken, sondern auch dem Vater.

Man muß sich vor allem klar machen, daß Schopenhauers Persönlichkeit ebenso durch seine Mutter wie durch seinen Vater bedingt war, daß er nur so, wie er war, und nicht anders möglich war, daß deshalb jede einzelne Eigenschaft der Mutter zum Zustandekommen der Persönlichkeit des Sohnes und damit seiner Philosophie unerläßlich war. Denn jede Philosophie, vor allem jedes metaphysische System, ist letzten Endes Ausdruck einer mit bestimmten Anlagen ausgestatteten Persönlichkeit. Man kann nicht Schopenhauers Persönlichkeit als wertvoll ansehen und gleichzeitig seine Mutter ablehnen, wie es leider fast immer geschieht.

[1]) Die mütterliche Großmutter hieß Elisabeth Lehmann.

Auch der oft genannte Mangel an Gemüt, den man der Mutter vorwirft, war eine unerläßliche Voraussetzung für die Philosophie des Sohnes. Hätte Schopenhauer mehr Gemüt von seiner Mutter geerbt, hätte er mit wärmerem Herzen Welt und Menschen umfaßt, so hätte er nie eine weltverneinende Philosophie aufstellen können. Mutter und Sohn waren beide keine weichen Naturen und konnten es nicht sein. Die Unerbittlichkeit, die Schopenhauers Persönlichkeit und sein Urteil über die Welt kennzeichnet, war nur einem Intellekt möglich, der weitgehend von den Regungen des Herzens und des Gemüts frei war. Auch hier war die Art der Mutter für Schopenhauers Wesen und Philosophie schlechthin unerläßlich. Beide wären unmöglich gewesen, wäre Schopenhauers Mutter eine warmherzige und weiche Persönlichkeit gewesen, wie etwa die Mutter Beethovens.

Aber auch als selbständige Persönlichkeit betrachtet erscheint Johanna Schopenhauer nicht in ungünstigem Lichte. Man muß sich in diesem Falle streng davor hüten, sie unter der Perspektive ihres Sohnes oder gar seiner Philosophie[1]) zu betrachten. Sie muß dann als selbständige Persönlichkeit gewertet werden. Tut man dies, so ergibt sich das Bild einer wahrheitsliebenden, freimütigen, heiteren, gesunden, lebensbejahenden, liebenswürdigen Persönlichkeit, die verhältnismäßig gutartig war, und der Wohlwollen gegenüber den Personen, die ihr freundlich entgegentraten, nicht abgesprochen werden kann. Schon die Tatsache, daß bedeutende Persönlichkeiten und Charaktere, wie Goethe und Fernow, sie ihrer Freundschaft würdigten, spricht für sie. Tiefes Gemüt hatte sie allerdings nicht. Man muß aber bemerken, daß tiefe Gemütsveranlagung nicht allzu häufig vorkommt. Johanna Schopenhauer war vorwiegend Verstandesmensch, was man ihr nicht zum Vorwurf machen kann. Der Konflikt zwischen Mutter und Sohn war bei der Verschiedenheit ihrer Einstellung zur Welt unvermeidlich. Daß Schopenhauer sie nie mehr besucht hat, spricht jedenfalls nicht gegen sie.

Für Schopenhauers Genie war es nun aber entscheidend, daß in ihm Gesundheit und Kraft von mütterlicher Seite mit leichterer Psychopathie von väterlicher Seite zusammentrafen. Das Genie entsteht in der Regel auf der Grenzscheide der Zeiten, ist eine typische Grenzerscheinung. Es tritt mit Vorliebe da auf, wo die Begabung sich häuft, und gleichzeitig die nervösen Bahnen sich lockern. Es setzt ebensoviel Begabung, Weite und Höhe des Blickes wie Sensibilität und Irritabilität

[1]) Dies geschieht mehr oder minder fast immer, obwohl man sich keinen verkehrteren Maßstab denken kann.

voraus. Häufig wird nur das eine oder andere betont, beides aber ist wesentlich. Außerordentlich verschieden im Wesen sind besonders die in den beiden letzten Generationen in die Familie einheiratenden Frauen: Anna Renata Soermans und Johanna Trosiener. In ihnen kommt die Verschiedenheit der väterlichen und mütterlichen Ahnen zu schärfstem Ausdruck. Durch ihre Verschiedenheit ist in mancher Hinsicht Schopenhauers Genialität, aber auch die Disharmonie seines Wesens bedingt. Wir kennen die Voraussetzungen der Genieentstehung noch zu wenig; daß die Anlagen des Genies, wie die jedes Menschen, durch seine Ahnen bestimmt sind, steht außer Zweifel. Nicht ohne Interesse ist für diese Frage ein Vergleich zwischen den Ahnen Schopenhauers und denjenigen Goethes.

Die Familie Schopenhauer hat mit der Familie Goethe trotz aller sonstigen Verschiedenheit in einigen Punkten eine auffallende Ähnlichkeit. In beiden Familien ist der Vater des Vaters eine außergewöhnlich aktive und tüchtige Persönlichkeit, die großen Reichtum erwirbt und die Grundlage zum Aufstieg der Familie legt. In beiden Fällen heiratet ein älterer, strenger, schwernehmender, etwas pedantischer Mann eine viel jüngere[1]), heitere, phantasievolle Frau, die ihn ehrt, aber nicht liebt. In beiden Fällen zeugt das Ehepaar einen genialen Sohn und eine häßliche und schwernehmende, aber gescheite Tochter, die dem Vater, dagegen sehr wenig der Mutter gleicht. In beiden Fällen sind die Eigenschaften der Väter: kräftige Statur, gute Begabung, Ehrenhaftigkeit, Ernst, Fleiß, Stolz, stark republikanische Gesinnung, Hartnäckigkeit und Pedanterie. Beide Väter haben eine Vorliebe für Reisen und eine Neigung zur Schöngeistigkeit und Gelehrsamkeit. Beide haben eine psychopathische Veranlagung, die die Voraussetzung für die Genialität der Söhne wird. Beide Väter sind für ihre Söhne besorgt und bemühen sich, sie in Lebensbahnen zu drängen, die den Söhnen nicht zusagen. In beiden Fällen sind die Mütter bedeutende Persönlichkeiten und besitzen eine reiche Phantasie und große erzählend-schriftstellerische Begabung, die sie auf ihre Söhne vererben. Beide sind heitere, gesunde und lebensbejahende Naturen. Die Väter der Mütter sind in beiden Fällen Patrizier (Stadtschultheiß bzw. Senator) einer großen freien Reichsstadt, dabei heitere, weltgewandte Naturen.

Schopenhauers Persönlichkeit ist, wie die der meisten Menschen,

---

[1]) Goethes Mutter heiratet mit 17 Jahren, Schopenhauers Mutter mit 19 Jahren. Die Väter Goethes und Schopenhauers sind beide zur Zeit ihrer Heirat 38 Jahre alt. Goethe und Schopenhauer sind beide die ältesten Kinder ihrer Eltern.

nur aus dem Zusammentreffen und der Verschmelzung der väterlichen und mütterlichen Eigenschaften verständlich. Aus der Gegensätzlichkeit der Wesensart von Vater und Mutter ist sein Genie vorzugsweise erwachsen. Eine große und helle mütterliche Intelligenz und schriftstellerische Begabung wird, wie bei Goethe, auf den Boden einer mehr irrationalen, etwas pathologisch gearteten, mit starken Willensimpulsen durchsetzten väterlichen Natur verpflanzt. In beiden Fällen liegt das Lichte, das Helle, das Freudige auf seiten der Mutter, der dunkle, konfliktschwangere, irrationale Untergrund auf seiten des Vaters. Bei Schopenhauer ist dieser Gegensatz bedeutend gesteigert, woraus sich das Unharmonische in seinem Wesen großenteils erklärt.

Aus der Verteilung der väterlichen und mütterlichen Rolle bei der Entstehung seiner Persönlichkeit wird auch verständlich, daß für Schopenhauer die Welt in Wille und Vorstellung zerfällt, daß der dunkle Urwille das Licht der Erkenntnis aus seinem Schoße hervortreibt, mit deren Hilfe er zur Erlösung gelangt.

Verständlich wird auch, daß nach Schopenhauers Philosophie der Wille vom Vater, die Intelligenz von der Mutter vererbt wird.

II.

Wir wenden uns nunmehr dem Ergebnis der neuesten Forschungen über Schopenhauers Ahnen zu. Die Ahnen Schopenhauers führen uns nicht nur nach Alt-Schottland, der Vorstadt von Danzig, wo auch Kant Vorfahren hatte, sondern auch nach Amsterdam, dem Geburtsort Spinozas, nach Thorn, dem Geburtsort des Kopernikus, ja sogar nach der alten polnischen Krönungsstadt Krakau. Schopenhauer hat deutsche, holländische und polnische Ahnen. An berühmten Namen taucht unter den Vorfahren der Name Lessig (Lessing) auf.

Wir wenden uns zunächst zu den niederländischen Ahnen. Bekanntlich glaubte Schopenhauer, seine Vorfahren stammten aus Holland. Tatsächlich war von den acht Urgroßeltern nur ein einziger holländischer Abstammung. Auch die Großmutter Anna Renata Soermans[1]) war nur väterlicherseits Holländerin. Schopenhauer war nur zum achten Teile holländischer Abstammung, demnach ein ganz überwiegend deutsches Genie. Die Masse der Ahnen waren Niederdeutsche, und zwar Ostniederdeutsche. Die Schwere und der Ernst des niederdeutschen Menschen spricht sich in Schopenhauers

[1]) Frau des Andreas Schopenhauer. Dieser war der Sohn von Johann II. Schopenhauer und der Marie Elisabeth Lessig.

Wesen und Werken in starkem Maße aus, stärker noch als bei Kant, der einen süddeutschen Großvater hatte.

Der Urgroßvater Hendrik Soermans, Ministerresident der Vereinigten Niederlande bei der Freien Stadt Danzig, wurde am 2. Juni 1700 als der Sohn des Predigers Johann Soermans zu Gießen Oudkerk bei Dortrecht geboren. Bereits am 4. Febr. 1720 heiratete er in Danzig Anna Maria Rammelmann, die Tochter des verstorbenen Kauf- und Handelsmannes Johann Jakob Rammelmann in Danzig[1]). Am 25. Okt. 1727 wurde er Danziger Bürger „auf einen Kaufmann", und war von 1754 bis zu seinem Tode (17. Aug. 1775) Kommissar der Vereinigten Niederlande in Danzig. Hendrik Soermans war eine angesehene Persönlichkeit; seine Firma, H. Soermans & Sohn, blühte noch im 19. Jahrhundert. Sein Enkel Wilhelm Ernst Friedrich S., wohl der letzte Inhaber der Firma in der Hundegasse 246, besaß als Reeder eine Fregatte „Auguste", die 336 Lasten Roggen faßte, und zwei Speicher, in denen 350 bzw. 600 Lasten aufgeschüttet werden konnten. Hendrik Soermans machte sich um die Danziger holländische Gemeinde verdient durch die Gründung des „Soermanschen Stiftes" (unweit der Petrikirche auf der Lastadie), das er 1773, also kurz vor seinem Tode, erbaute und zur freien Wohnung für verarmte Glieder der niederländischen reformierten Gemeinde bestimmte. Bedeutende kaufmännische Fähigkeiten müssen in Hendrik Soermans gelegen haben. Denn er kam als junger Mann fast ohne Mittel nach Danzig und war einige zwanzig Jahre später einer der angesehensten und reichsten Kaufleute der Stadt. Die im Schopenhauer-Archiv vorhandene Elfenbeinbüste, die dem Großvater Christian Heinrich Trosiener zugeschrieben wird, stellt höchstwahrscheinlich Hendrik Soermans dar. Diese Auffassung kann sich zunächst auf Schopenhauer selbst berufen. Schopenhauer bezeichnet diese Büste als diejenige seines Urgroßvaters Hendrik Soermans[2]). Diese Angabe hat auch nach anderer Richtung Wahrscheinlichkeit für sich. Die Büste stellt einen gebildeten Mann aus guter Familie dar. Soermans stammte aus einer solchen Familie; er war außerdem reich und feierte seine Silberhochzeit mit einem Pomp, wie ihn die Handelsherrn damals liebten. An-

[1]) Die Angabe Löschins (Die Bürgermeister, Ratsherrn und Schöppen des Danziger Freistaates und die Patrizierfamilien, Danzig 1868), daß er zusammen mit seinem Bruder Dietrich Florus 1725 nach Danzig gekommen sei, entspricht also nicht den Tatsachen. Die folgenden Angaben verdanke ich der gütigen Mitteilung des Staatsarchivs Danzig.

[2]) Vgl. Griesebach, Schopenhauer, Geschichte seines Lebens, 1897, S. 276.

läßlich seiner Silberhochzeit ließ er eine Medaille prägen, die ihn als jungen Ehemann mit seiner Gattin zusammen darstellt[1]). Deshalb erscheint es wahrscheinlich, daß er auch die obengenannte teuere Büste aus Elfenbein herstellen ließ, während dies bei dem viel unvermögenderen Großvater Trosiener, dem Sohn eines Schusters und Höckers in Alt-Schottland, viel unwahrscheinlicher ist. Es besteht auch zwischen den vorhandenen Bildern des Großvaters Trosiener und dieser Büste so wenig Ähnlichkeit, daß sie kaum Trosiener darstellen kann. Diese Büste hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Schopenhauer bezeichnet sie als Büste seines Urgroßvaters Soermans; Gwinner[2]) hat aus ihr eine Büste des Urgroßvaters Johann Schopenhauer gemacht; an der Büste selbst steht auf Papier aufgeklebt der Name des Senators Christian Heinrich Trosiener, und Carl Gebhardt[3]) bezeichnet sie als Büste des Vaters des Senators Trosiener, namens Heinrich Trosiener. Dieser Vater hieß aber nicht Heinrich, sondern Christian, und war, wie bemerkt, Schuster in Alt-Schottland, weshalb diese Auffassung ausscheidet. Weitaus am wahrscheinlichsten ist die Annahme und Angabe Schopenhauers, an der zu zweifeln kein Grund vorliegt. Der Verfertiger der Büste, Karl August Lücke, dessen Name auf der Rückseite der Büste eingegraben ist, war ein bekannter Künstler, der für Fürsten und vornehme Familien arbeitete. Auch andere Mitglieder der Familie Lücke waren Elfenbeinschnitzer.

Hendrik Soermans hatte zwei Brüder, Dirk Floris und Martin Cornelis. Dirk Floris wurde 1729 Danziger Bürger als Kaufmann. Martin Cornelis war wie sein Vater Geistlicher, zuerst in Knollendam in Holland, dann Prediger der niederländischen Gemeinde in Hamburg. Dessen Söhne, Johann und Martin Cornelis, wurden ebenfalls Bürger und Kaufleute in Danzig[4]).

Die Frau des Hendrik Soermans, Anna Maria geb. Rammelmann, wurde am 15. April 1700 in Danzig geboren. Sie war mit ihrem Manne gleichaltrig (beide heirateten mit 20 Jahren). Sie ist auf der obengenannten Medaille mit ihrem Manne zusammen abgebildet. Doch sind die Bilder zu klein, um als Porträt einen Ähnlichkeitswert beanspruchen zu können. Aus ihrer Ehe mit Hendrik

[1]) Abgebildet mit Text in der Zeitschrift des Westpreuß. Geschichtsvereins, Heft 70, Danzig 1930, S. 154 f.

[2]) Arthur Schopenhauer, 2. Auf., S. 2.

[3]) Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft, 1927, S. 331.

[4]) Da die Soermansschen Verwandten die angesehensten und reichsten unter den Verwandten und Vorfahren Schopenhauers waren und alle aus Holland kamen, so ist es verständlich, daß Schopenhauer glaubte, daß seine väterlichen Vorfahren alle aus Holland stammen.

Soermans gingen sieben Kinder hervor, von denen die Söhne in der reformierten Kirche St. Petri und Pauli, die Töchter in der evangelischen Kirche St. Marien[1]) getauft wurden. Der älteste Sohn, Johann Heinrich, ein Onkel von Schopenhauers Vater, war Ratsherr in Danzig. Er hatte wieder drei Söhne, von denen einer Privatgelehrter, ein zweiter Senator, ein dritter Schöffe war. Der zweite Sohn, Karl Wilhelm, war gleichfalls Kaufmann in Danzig. Eine Tochter, Helene Concordia, war mit Heinrich Martens verheiratet. Das dritte Kind dieser Ehe war Anna Renata, Schopenhauers Großmutter. Die übrigen Kinder scheinen früh verstorben zu sein. Anna Maria Rammelmann starb 1762 und wurde am 22. Nov. 1762 in Danzig begraben.

Der Vater des Hendrik Soermans, Johann Soermans, Schopenhauers Urgroßvater, wurde am 20. Juli 1670 zu Goudriaan in Holland geboren. Er war von 1692 bis 1731 Prediger zu Gießen Oudkerk und Peursum in Holland. Er lebte emeritiert in Gorkum (Gorinchem) und starb daselbst am 1. März 1754, erreichte also ein hohes Alter. Verheiratet war er mit Levina van Barendreght, in zweiter Ehe wohl mit Helena Walraven. Da Johann Soermans in Gorkum lebte und Schopenhauer berichtet, daß er in der Kathedrale von Gorkum die Bilder seiner Ahnen Soermans „mit Knebelbärten" habe hängen sehen, wohin ihn sein Vater auf der großen Reise 1803 geführt hatte, so habe ich Anfragen nach Gorkum und anderen holländischen Städten gerichtet, um diese Bilder festzustellen. Leider sind alle meine Bemühungen bis jetzt erfolglos geblieben. Weder in Gorkum noch in Dortrecht noch in Amsterdam sind irgendwelche Bilder der Soermans bekannt. Da die Kirche in Gorkum 1845 abgebrochen worden ist, so sind die Bilder wahrscheinlich dabei verlorengegangen.

Johann Soermans war der Sohn von Martinus (Maerten) Soermans, der in Woudrichem in Holland geboren und dort am 17. Nov. 1638 getauft wurde. Er studierte in Leyden Theologie. 1662 meldete er sich als Kandidat zum Kirchendienst in Holländisch-Indien, woraus aber nichts wurde. Dezember 1663 bis Dezember 1699 war er Prediger in Goudriaan, dann wurde er emeritiert. 1701 verlegte er seinen Wohnsitz nach Haarlem und ließ sich am 21. Febr. 1703 wieder als Student in Leyden immatrikulieren, um dadurch Freiheit von Steuern zu erhalten. Er starb in Leyden oder Haarlem 1705. Er war zweimal verheiratet, das erstemal 1666 mit Johanna

[1]) Die Eintragungen finden sich bei dieser Kirche unter dem Namen „Suhrmann".

Coopman aus Schoonhoven, das zweitemal 1667 mit Anna van Delft aus Amsterdam, deren Mutter gleichfalls aus Schoonhoven stammte. Aus dieser zweiten Ehe ging sein Sohn Johannes hervor. Martinus Soermans verfaßte mehrere lexikalische Werke[1]). Außerdem hatte er schöngeistige Neigungen: er dichtete; doch sind seine Gedichte längst vergessen. Immerhin kann hier ein schöngeistig veranlagter Ahne verzeichnet werden.

Martinus Soermans soll der Sohn von Jan Zourmans und der Deliana van Eyck gewesen sein[2]). Doch ist dies sehr zweifelhaft. Das Taufbuch von Woudrichem enthält am 17. Nov. 1638 nur die Angabe, daß Maerten der Sohn von Jan und Neelken, Cornelis Tochter getauft wurde. Der Familienname des Vaters und der Mutter ist nicht genannt.

Der Vater der obengenannten Anna von Delft war Koenraet van Delft in Amsterdam, der Großvater wahrscheinlich Pieter Aerjans van Delft, gleichfalls in Amsterdam. Über diese Familie, die in der Geburtsstadt Spinozas ansässig war, läßt sich bis jetzt nichts Näheres feststellen. Die Frau des Pieter Aerjans van Delft, Anetje Coenen, war gleichfalls eine Amsterdamerin. Dagegen stammte die Frau des Koenraet van Delft, Lysbet de Leeuw, Tochter von Dirck de Leeuw und der Lysbet van Dalen, aus Schoonhoven in Holland. Soweit die holländischen Vorfahren.

Die Eltern der Urgroßmutter Anna Maria Rammelmann waren Johann Jakob Rammelmann, Kauf- und Handelsmann in Danzig, und Elisabeth geb. Westphal. Johann Jakob Rammelmann wurde am 7. Jan. 1663 in Danzig getauft (St. Barbara). Er starb 1718 und wurde am 14. Jan. 1718 im väterlichen Erbbegräbnis in Danzig begraben. Seine Frau, Elisabeth Westphal, wurde am 6. Juli 1670 in Danzig getauft als Tochter des Peter Westphal. Sie starb in Danzig am 28. Mai 1726.

Der Vater des Johann Jakob Rammelmann war Jakob Rammelmann, Kaufmann in Danzig. Er wurde am 10. Juli 1631 in der Geburtsstadt des Kopernikus, in Thorn, geboren. Er verließ 1654 seine Vaterstadt und wurde 1657 Danziger Bürger als Kaufmann. Am 25. Nov. 1657 heiratete er Maria Golch, die Tochter des damals bereits verstorbenen Hans Golch in Danzig. 1670 kaufte

[1]) Die Namen dieser Werke sind aufgezählt in: Nieuw Nederlandsch Biografish Woordenboek onder Redactie van P. C. Molhuysen, derde Deel 1914, Spalte 1189/1190.

[2]) Nieuw Nederlandsch Biographisch Woordenboek, a. a. O.

er sich ein Erbbegräbnis in St. Barbara, woselbst er am 22. Febr. 1690 begraben wurde.

Jakob Rammelmann war der Sohn des Thorner Bürgers und Handelsmannes Johann Rommelmann und der Christine geb. Keßbier. Johann Rommelmann wurde in Krakau um 1600 geboren. 1630 wurde er Thorner Bürger und heiratete am 5. Febr. 1630 Christine Keßbier (Kesselbier), Tochter des Lorentz Kesselbier, Bürgers in Graudenz. Nachforschungen über diese Familie sind nicht mehr möglich, da die Kirchenbücher von Graudenz nicht so weit zurückreichen.

Der Vater des Johann Rommelmann war Jakob Rommelmann, Goldschmied und Juwelier in Krakau, geboren um 1570, und der Barbara Sorgkowna. Hier stoßen wir auf den ersten polnischen Namen unter den Vorfahren Schopenhauers. Bemerkenswert ist, daß die Ahnen der Anna Renata Soermans, die einen wichtigen Anteil an dem Erbgefüge Schopenhauers haben, unter allen Vorfahren Schopenhauers ihrer Herkunft nach am buntesten zusammengesetzt sind. Unter diesen Ahnen befinden sich neben deutschen die holländischen und polnischen Ahnen Schopenhauers[1]).

III.

Im Mannesstamm Schopenhauer liegen die Forschungsergebnisse seit längerer Zeit abgeschlossen vor.

Die Vorfahren der Maria Pfeiler, der Frau des Johann (I) Schopenhauer ließen sich leider im Stadtarchiv Elbing nicht feststellen.

Die Vorfahren der Maria Elisabeth Lessig, der Frau des Johann (II) Schopenhauer, konnten nur väterlicherseits ermittelt werden. Ihr Vater war Andreas Lessig (1658 bis nach 1713), Kaufmann in Danzig, der 1687 das Danziger Bürgerrecht erwarb. Er war der Sohn von Jeremias Lessig aus Görrisseifen (Kreis Liegnitz), der 1654 das Danziger Bürgerrecht als Arbeitsmann zum Destillieren erwarb, 1663 als Kaufmann in Danzig eingetragen ist. Wir sehen hier wieder einen Vorfahrenast, in dem der Kaufmannsberuf heimisch ist, der aber sehr schnell auf einfache, ländliche Vorfahren hinführt. Diese Vorfahren des Jeremias Lessig konnten bis jetzt nicht ermittelt werden. Es ist anzunehmen, daß es Landwirte

[1]) Über die Seitenverwandten Schopenhauers vgl. Rauschenberger, W.: Schopenhauers Ahnen und Seitenverwandte, 37. Jahrb. der Schopenhauer-Ges. 1940, S. 115—137, wo auch prinzipielle Fragen der Familienforschung und neben vielen Seitenverwandten auch einzelne Ahnen noch eingehender behandelt sind.

waren, auf alle Fälle waren es naturverbundene Bewohner eines kleinen Dorfes. Die Frau des Jeremias Lessig war Katharina Böhn, eine Danzigerin.

Die Vorfahren der Levina van Barendregt, der Frau des Pastors Johann Soermans, ließen sich leider nicht feststellen. Sie ist in Klundert geboren, einem kleinen Städtchen nahe der Nordseeküste. Das Taufbuch dieser Stadt ist 1737 verbrannt, so daß eine Feststellung der Vorfahren van Barendregt nicht mehr möglich ist. Da die Nachkommen Soermans fast alle sehr erfolgreiche Kaufleute geworden sind, so vermute ich, daß die genannten Vorfahren zum Teil dem Kaufmannsstand angehört haben. Der ausgeprägt kaufmännische Sinn der Soermans dürfte schwerlich aus dem Mannesstamm stammen, in dem mehrfach Pastoren auftreten. Es kann an dieser Stelle erwähnt werden, daß eine Schwester des Pastors Martinus Soermans, Anthonia Soermans, mit dem Pastor Johannes van Broeckhuysen verheiratet war, der einer bekannten holländischen Pfarrersfamilie entstammte. Auch die zweite Frau des Johann Soermans, Helena Walraven, ging aus einer Pastorenfamilie hervor (Tochter des Pastors Gerardus Walraven und Rahel Broeckhuysen, der Tochter des eben genannten Johannes van Broeckhuysen und der Anthonia Soermans). Johann Soermans, der Vorfahre Schopenhauers, hat also in zweiter Ehe die Tochter seiner Kusine geheiratet.

Im Aste Rammelmann sind weitere Feststellungen gelungen. Peter Westphal war der Sohn von Karsten Westphal, beide in Danzig. Es ist wahrscheinlich, daß beide Kaufleute waren, wie Andreas und Jeremias Lessig. Karsten Westphal wurde in Hertzberg (Danziger Werder) um 1600 geboren als Sohn des Bauern Georg Westphal (geb. um 1570) und seiner Ehefrau Brigitte. Auch hier führt die Ahnenschaft Schopenhauers auf ländliche Verhältnisse.

Die Frau des Karsten Westphal war Barbara Dorothea Domcke, Tochter des wahrscheinlich in Weißenbüren geborenen Danziger Böttchers Marten Dumcke (Dohmke), der 1579 Danziger Bürger wurde.

Hans Golch (1591—1657), der Vater der mit dem Kaufmann Jakob Rammelmann verheirateten Marianne Golch, war wahrscheinlich auch Kaufmann. Er war der Sohn des Danziger Bürgers und Flachskapitäns Hans Golch d. Ä. „Flachskapitän" ist die Bezeichnung für den anerkannten Sachverständigen und Taxator für Flachs und Flachswaren[1]). Hans Golch d. Ä. heiratete 1589 Brigitte Schwan, die Tochter des Thewes Schwan in Danzig († vor 1589). Hans Golch d. J. (geb. 1591) dagegen war mit Klara

Wichmann (geb. 1586 in Danzig) verheiratet. Sie war die Tochter des Gregor Wichmann (1545—1611), der in Rügenwalde in Pommern geboren ist und Danziger Bürger als Schopenbrauer wurde. „Schopenbrauer“ (Schoppenbräuer) sind die mit der Schope (Schoppe = Kelle, Schöpfgefäß) Brauenden, also ursprünglich die Brauknechte und Kleinbrauer. (Im Nordosten schließen sich schon früh die gesamten Brauer zur Zunft der Schopenbrauer zusammen[1]). Die „Schopenhauer“ dagegen, von denen der Name Schopenhauer herkommt, sind die Verfertiger der Schope (oder Schoppe), des eben genannten Schöpfgefäßes, also diejenigen, die die hölzerne Schope zuhauen.

Soweit die väterlichen Ahnen.

Von den mütterlichen Ahnen sind die Großeltern Christian Heinrich Trosiener, Kaufmann und Senator in Danzig, und seine Frau Elisabeth geb. Lehmann seit längerer Zeit bekannt[2]).

Der Vater des Senators Trosiener war Christian Trosiener, seit etwa 1714 Schuster in Alt-Schottland, später Höker in Danzig. Er starb, 83jährig, am 26. März 1767 in Danzig. Er stammte aus Friedland in Ostpreußen. Seine Eltern waren Christoph Trosiener (Trosien)[3]), Landwirt, geb. in Battkeim (Ostpreußen) und Katharina geb. Lembke aus Groß-Schönau (Ostpreußen), beide durchaus bäuerlicher Herkunft. Der Name Trosiener kommt im 18. und 19. Jahrhundert recht häufig in Friedland und Umgebung vor.

Christian Trosiener war in zweiter Ehe verheiratet mit Anna Maria Kropp (1695 bis nach 1736). Sie war die Tochter des 1658 in Schultzenhagen in Pommern geborenen Peter Kropp, der 1692 Danziger Bürger als Arbeitsmann wurde. Dessen Eltern waren der Bauer Jürgen Kropp, geboren in Borkenhagen in Pommern, und Elisabeth (Liese) geb. Holtz, geboren in Nietkenhagen in Pommern. Wir sehen hier wieder, wie in den Familien Lessig, Westphal und Trosiener, rein ländliche Vorfahren. Die Ahnen von Jürgen Kropp und Elisabeth Holtz waren zweifellos Bauern.

Die Mutter der Anna Maria Kropp war Marie Goldammer, Tochter eines Mauritz Goldammer, über dessen Herkunft

---

[1]) Nach einer Auskunft des Staatsarchivs Danzig.

[2]) Vgl. über sie Johanna Schopenhauer: Jugendleben und Wanderbilder, Bd. 1, Braunschweig 1839, S. 13 f.

[3]) Es sei an dieser Stelle bemerkt, daß Schopenhauer durchaus arischer Abstammung war, was gelegentlich bezweifelt worden ist. Auch die Trosiener sind arischer Abstammung, ein altes ostpreußisches Bauerngeschlecht.

nichts Sicheres zu ermitteln war. Er war möglicherweise, aber keineswegs sicher, der Sohn des Heinrich Goldhammer, Verwalter in Vogtental bei Rosenberg (Westpreußen). Da Peter Kropp in zweiter Ehe die Tochter eines Bauern geheiratet hat und selbst von gleicher Abstammung war, so ist anzunehmen, daß auch Marie Goldammer, seine erste Frau, ähnlicher Herkunft war. Sämtliche weitere Vorfahren des Senators Christian Heinrich Trosiener waren demnach höchstwahrscheinlich ländlicher Herkunft.

Der Vater der mütterlichen Großmutter Elisabeth Lehmann war Georg Lehmann, Kaufmann und Apotheker in Danzig, der 1735 das Danziger Bürgerrecht erwarb, bis 1743 Apotheker auf Neugarten war. Er war geboren in dem kleinen Dorfe Hähnichen in der Oberlausitz. Seine Geburt läßt sich aber dort nicht mit Sicherheit nachweisen. Es ist daselbst ein Gottfried Lehmann am 16. Jan. 1709 als Sohn des Friedrich Lehmann, Müllers in Hähnichen, geboren, der vielleicht mit Georg Lehmann identisch ist. (Vertauschung von Vornamen kamen in der damaligen Zeit nicht selten vor.) Weniger wahrscheinlich ist seine Abstammung von einem Schäfer George Lehmann in Hänchen (Bez. Freystadt, Niederschlesien) und seiner Frau Elisabeth geb. Brunschin (es ist dort ein Hans George Lehmann am 4. Febr. 1711 geboren). Im Danziger Bürgerbuch steht ausdrücklich, daß Georg Lehmann in Hänichen, einem Dorfe in der Oberlausitz, geboren sei, woran festgehalten werden muß. Auf alle Fälle führt auch im Aste Lehmann die Forschung sehr rasch auf ländliche Verhältnisse. (Die in Betracht kommenden Hähnichen, Hänchen sind ganz kleine Dörfer.) Wichtig ist auch, daß sämtliche in Betracht kommenden Orte des Namens im hochdeutschen Sprachgebiet liegen.

Die Ehefrau des Georg Lehmann war Susanna Concordia, geb. Neumann (geb. Danzig 1718). Sie war die Tochter eines Martin Neumann (1689—1738), dessen Beruf nicht feststeht. Da es zu dieser Zeit mehrere Martin Neumann in Danzig gab, so läßt sich seine Herkunft nicht mit Sicherheit feststellen. Von seiner Frau ist nur bekannt, daß sie „Konkordia“ hieß. Ein Martin Neumann ist im Kloster Oliva als Sohn eines Müllers Martin Neumann und seiner Frau Maria geb. Krüger geboren. Doch ist es keineswegs sicher, daß diese die Vorfahren Schopenhauers waren. Indessen läßt sich das eine auch von den Vorfahren des Astes Neumann sagen, daß sie höchstwahrscheinlich nicht den höheren Ständen Danzigs angehört haben und aus dem Charakter der übrigen Vorfahren der Johanna Schopenhauer nicht heraustreten.

Leider sind die Kirchenbücher der vielen Kirchen Danzigs in durchaus ungenügender Weise geführt worden. Den weiten Ausbau, den manche Ahnentafeln berühmter Mäner erfahren haben, wird die Ahnentafel Schopenhauers *nie* erreichen. Das Ergebnis genügt indessen, um sich ein ungefähres Bild über die *Zusammensetzung* der Ahnenschaft Schopenhauers nach Berufen, Konfession, Standes- und Stammeszugehörigkeit zu machen.

*

Wir fassen die bekannten Ahnen Schopenhauers in einer Ahnentafel nach dem System Kekulé-Stradonitz zusammen unter Beifügung der wichtigsten Lebensdaten[1]) und Charaktereigenschaften.

Alle Personen der Ahnentafel waren protestantisch.

1) **Schopenhauer,** Arthur, * Danzig (Heiligengeistgasse 114) Freitag den 22. 2. 1788), ~ getauft[2]) Danzig (St. Marien) 3. 3. 1788, † Frankfurt a. M. (Schöne Aussicht 16) Freitag den 21. 9. 1860, morgens 8¼ ▭ Frankfurt a. M. (Hauptfriedhof) 26. 9. 1860.

1a) **Schopenhauer,** Luise *Adelaide* (*Adele*) Lavinia, * Hamburg 12. 6. 1797, † Bonn a. Rh. 25. 2. 1849, ▭ Bonn 28. 8. 1849.

2) **Schopenhauer,** Heinrich Floris, ~ Danzig (St. Marien) 27. 6. 1747 (als 2. Kind), † Hamburg 20. 4. 1805, ▭ Hamburg 22. 4. 1805, Großkaufmann in Danzig, von 1793 ab in Hamburg, 1780 Danziger Bürger, lebt mehrere Jahre in Frankreich und England, Besitzer eines Landgutes in Oliva. Von Jugend auf harthörig. Seelische Eigenschaften: Intelligent, kaufmännisch begabt, vielseitig gebildet, aufgeklärt und freigeistig, starker Sinn für Recht und Freiheit, überzeugter Republikaner, innerlich Aristokrat, freimütig, sprachbegabt, energisch, weltmännisch, gelegentlich sehr starrsinnig und heftig, ∞ Danzig (Aller Gottes Engeln) 16. 5. 1785

3) **Trosiener,** *Johanna* Henriette, * Danzig 9. 7. 1766 (ältestes Kind), ~ Danzig (St. Marien) 16. 7. 1766, † Jena 16. 4. 1838, ▭ Jena, Romanschriftstellerin (Sämtliche Werke 24 Bände). Seelische Eigenschaften: heiter, geistig gesund, ehrgeizig, große Verstandesgaben, Schriftstellerbegabung, phantasievoll, Talent zum Zeichnen, von kühler Gemütsart, vorwiegend Verstandesmensch, freimütig.

4) **Schopenhauer,** Andreas[3]), * Stutthof bei Danzig 11. 6. 1720, † Danzig 23. 12. 1793, ▭ Ohra bei Danzig (Erbbegräbnis der Familie Schopenhauer) 2. 1. 1794, Großkaufmann, Bankier und Fabrikbesitzer in Danzig, 1745 Danziger Bürger,

---

[1]) Die Angaben über die Eltern sind ganz kurz gehalten, da sie als bekannt vorausgesetzt werden dürfen.

[2]) Der Taufeintrag Schopenhauers lautet:
1788, Maertz 3.
K. Arthur
V. Heinrich Floris Schopenhauer. M. Johanna Henriette Trosiener
P. (Paten) Wilh. Ernst Friedr. Soermans [später Senator, Vetter d. Vaters]
Johann Friedr. Schopenhauer [Bruder des Vaters]
Igfr. Charlotte Elis. Trosiener [Schwester der Mutter].

[3]) Bei dessen Geburt war sein Vater 50 Jahre alt. Andreas wurde mit fünf Jahren Waise. Sein Vormund war sein Bruder *Leo* (geb. 1711). Die Erziehung des Knaben lag in den Händen seines Großvaters *Andreas Lessig* und seines Onkels *Salomon Lessig*.

Besitzer eines Landgutes in Ohra und mehrerer Gemäldegallerien, sehr vermögend; in seinem Garten und zwei ihm gehörigen Alleen zwischen Danzig und seinem Gute ließ er jedermann spazieren gehen. Diese Allee hieß später die „Schopenhauer-Allee". Kein Bild erhalten. Seelische Eigenschaften: Glänzend befähigt, besonders auf kaufmännischem Gebiet, rastlos tätig, energischer, fester Charakter, wohltätig, kunstsinnig, gütig, bisweilen starrsinnig, sehr erfolgreicher Kaufmann und Bankier, eine ungewöhnliche Persönlichkeit (die Erinnerung an den Glanz des Hauses lebte in Danzig noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts fort)[1], ∞ Danzig 29. 7. 1745.

5) **Soermans,** Anna Renata, reform., * Danzig 28. 10. 1726, ∿ Danzig (St. Marien) 3. 11. 1726, † Ohra 9. 4. 1804, lebte die letzten Jahre ihres Lebens in ihrem Landhause in Ohra, wegen Geistesschwäche entmündigt (doch ohne Aufsicht). Sie hatte 15 Kinder, von denen nur drei sie überlebten. Kein Bild vorhanden. Seelische Anlagen: sehr heftig.

6) **Trosiener,** Christian Heinrich, ∿ Danzig (St. Marien) 7. 5. 1730, † Stutthof bei Danzig 17. 1. 1797, Kaufmann und Senator in Danzig, lebte mehrere Jahre in Frankreich, 1760 Danziger Bürger, „ältester Quartiermeister im Fischerquartier und Vorsteher der Johanniskirche", legte 1789 seine Ämter nieder, verkaufte sein Haus und wurde Pächter der Domäne Stutthof, erlitt später Vermögensverluste und ließ seine Familie in dürftigen Verhältnissen zurück[2]. Seelische Eigenschaften: Mann des Volkes, ohne gelehrte Bildung, von unbestechlicher Redlichkeit und unbeugsamem, republikanischem Sinn, körperlich und geistig gewandt, von heiterer Gemütsart, lebhaft, klug, energisch, zeitweise sehr jähzornig, ∞ Danzig 6. 9. 1763

7) **Lehmann,** Elisabeth, * Danzig (St. Katherinen) 2. 7. 1745, † 18. 8. 1818, lebte nach dem Tode ihres Mannes in ziemlich kümmerlichen Verhältnissen mit ihren unverheirateten Töchtern zusammen in Danzig. Seelische Eigenschaften: sanft, natürlicher Verstand, Mutterwitz, rege Auffassungsgabe.

8) **Schopenhauer,** Johann (II), * Petershagen (Danziger Werder) um 1670, † Danzig (oder Stutthof) zwischen 1. 12. 1725 und 10. 5. 1726, erwarb 1695 das Danziger Bürgerrecht auf Grund eines 1688 in Elbing ausgestellten Geburtszeugnisses[3], 1708—1724 erfolgreicher Pächter des Gutes Stutthof (gegen eine jährl. Pachtsumme von 5000 fl.!). Sein Mitpächter war sein Bruder Simon Schopenhauer. Johann Schopenhauer hatte auch eine Schnapsbrennerei, Bierbrauerei und eine Mühle, durch die er Vermögen erwarb. Seelische Eigenschaften: Aufstrebender, sehr energischer und umsichtiger Charakter. Erhebliche organisatorische und kaufmännische Fähigkeiten[4], ∞ Danzig (St. Katherinen) 10. 5. 1707

9) **Lessig** (Lässig), Maria Elisabetha, * Danzig . . . ., † . . . . vor 10. 5. 1726.

10) **Soermans,** Hendrik, * Giessen Oudkerk bei Dortrecht (Holland) 2. 6. 1700, † Danzig 13. 8. 1775, ▭ Danzig (St. Petri) 18. 8. 1775, Kaufmann in Danzig, erwarb 1727 das Danziger Bürgerrecht, 1754—1775 Ministerresident der Ver-

---

[1]) Vgl. Haßbargen: Die Danziger Vorfahren Arthur Schopenhauers, Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes Danzig, 1928, Heft 4, S. 9 ff.

[2]) Die kaufmännischen Fähigkeiten waren in der Familie Trosiener erheblich geringer als in der Familie Schopenhauer und Soermans.

[3]) Abgedruckt im X. Jahrb. der Schopenhauer-Gesellschaft, S. 88.

[4]) Haßbargen, a. a. O., S. 7 ff.

einigten Niederlande bei der Freien Stadt Danzig, erwarb Reichtum und Ansehen. Die Firma, die er zuerst mit seinem Schwiegersohn zusammen betrieb, hieß „Soermans und Schopenhauer". Seelische Eigenschaften: Bedeutende kaufmännische Fähigkeiten, „äußerst rühriger Kaufmann und gefürchteter Konkurrent"[1]), ∞ Danzig (St. Petri) 20. 2. 1720

11) **Rammelmann,** Anna Maria, * Danzig 15. 4. 1700, ~ Danzig (St. Barbara) 22. 4. 1700, ▭ Danzig (St. Barbara) 22. 9. 1762.

12) **Trosiener,** Christian, * Friedland (Ostpreußen) 27. 2. 1693, † Danzig (St. Marien) 26. 3. 1767, etwa 1714 Schuster in Altschottland bei Danzig, erwarb 31. 10. 1722 das Danziger Bürgerrecht als Arbeitsmann, 1736 Höker in Danzig, ∞ (I. Danzig um 1714 Elisabeth N., † 1716), II. Danzig (St. Barbara) 28. 3. 1717

13) **Kropp,** Anna Maria, ~ Danzig (St. Barbara) 16. 4. 1695, † Danzig nach 1736.

14) **Lehmann,** Georg, * Hähnichen (Oberlausitz) 16. 1. 1709 (?), ▭ Danzig (St. Katherinen) 21. 5. 1762, Kaufmann und Apotheker in Danzig, erwarb 13. 7. 1735 das Bürgerrecht, Apotheker auf Neugarten bis 1743, ∞ Danzig (St. Marien) 18. 2. 1740

15) **Neumann,** Susanna Konkordia, * Danzig (Stadtgrund), ~ Danzig (Heiliger Leichnam) 20. 3. 1718, † Danzig nach 17. 7. 1766.

16) **Schopenhauer,** Johann (I), * Petershagen bei Tiegenhof um 1630, † daselbst nach 21. 1. 1701, Landwirt, 1697 Schultheiß daselbst, ∞ . . . .

17) **Pfeiler,** Maria, * (angeblich) Elbing, † . . . .

18) **Lessig,** Andreas, ~ Danzig 28. 10. 1658, † Danzig nach 1. 10. 1713, Kaufmann, erwarb 1687 das Danziger Bürgerrecht, ∞ Danzig um 1687

19) . . . ., Maria.

20) **Soermans,** Johann, ~ Goudriaan (Holland) 20. 7. 1670, † Gorkum (Gorinchem) 1. 3. 1754, D. theol., 1692—1731 Prediger (Pfarrer) zu Gießen Oudkerk und Peursum (Holland), lebte emeritiert in Gorkum, ∞ (II. . . . . Helena Walraven, Tochter des Pastors Gerardus Walraven in Vlijmen und seiner Frau Rahel geb. Broeckhuysen) I. Goudriaan 8. 9. 1694

21) **van Barendregt,** Levina, * Klundert (Nordbrabant).

22) **Rammelmann,** Johann Jacob, ~ Danzig 7. 1. 1663, ▭ Danzig 14. 1. 1718, Kaufmann und Handelsmann in Danzig, ∞ (I. Danzig 11. 1. 1691 Anna Maria Saalfeld, Tochter des Heinrich Saalfeld, † 28. 2. 1691), II. Danzig 21. 7. 1692

23) **Westphal,** Elisabeth, ~ Danzig 6. 7. 1670, ▭ Danzig 28. 5. 1726.

24) **Trosiener (Trosien),** Christoph, * Battkeim (Ostpr.), Landwirt („ein Pauer von der Heyd"), ∞ Friedland 23. nach Trinit. 1691

25) **Lembke,** Katharina, * Groß-Schönau (Ostpreußen).

26) **Kropp,** Peter, * Schultzenhagen bei Köslin (Pommern) 19. 2. 1658, † Danzig nach 1706, Arbeitsmann, erwarb 1692 das Danziger Bürgerrecht, ∞ (II. Danzig 23. 2. 1706 Barbara Gehlken, Tochter von Balthasar Gehlken, Mitnachbar in Letzkau) I. Danzig 20. 10. 1692

27) **Goldammer,** Marie, * . . . . ca. 1672, † vor 23. 2. 1706.

28) **Lehmann,** Friedrich (?), Müller in Hähnichen (Oberlausitz, Reg.-Bezirk Liegnitz) oder **Lehmann,** Hans George (?), Schäfer in Hänchen (Bez. Freystadt, Niederschlesien).

---

[1]) Haßbargen, a. a. O., S. 10.

29) . . . .
30) **Neumann,** Martin, * . . . . (1689), ▭ Danzig 5. 9. 1738, in Danzig wohnhaft, ∞ (I. . . . . Anna Maria) II. . . . .
31) . . . ., Konkordia.
32) **Schopenhauer,** Simon, * Fürstenau (im Danziger Werder) um 1580, † Petershagen bei Tiegenhof (80 Jahre alt) . . . . 4. 1660, Landwirt in Petershagen, „beliebt gewesener Mitnachbar gedachter Dorfschaft, wie auch Verordneter" (Kirchenvorsteher der Kirche zu Tiegenhagen), ∞ II. . . . . um 1630
33) **Hintz,** Sara, * Rückenau (Danziger Werder) . . . ., † Petershagen . . . . 5. 1666.
36) **Lessig** (Less), Jeremias, * Görisseifen (bei Löwenberg, Schlesien) um 1630, † Danzig nach 11. 5. 1682, 1654 Bürger als Arbeitsmann zum Destillieren in Danzig, 1663 als Kaufmann eingetragen, ∞ (II. zwischen 1672 und 1679 Anna Marie N.) I. Danzig 1654/56
37) **Böhn,** Katharina, * um 1634, † Danzig (vermutlich zwischen 1671 und 1679).
40) **Soermans,** Martinus (Maerten), * Woudrichem (Workum, Holland), ∿ daselbst 17. 11. 1638, † Leiden oder Haarlem (Holland) . . . . 1705, stud. theol. in Leiden, 1663—1669 Pastor in Goudriaan (Holland), 1699 emeritiert, 1701 Wohnsitz in Haarlem, 1703 wieder als Student in Leiden eingeschrieben, Verfasser mehrerer lexikalischer Werke, Gelegenheitsdichter, ∞ (I. Schoonhoven 2. 1. 1666 Johanna Copmann aus Schoonhoven), II. Amsterdam 30. 10. 1667
41) **van Delft,** Anna, ∿ Amsterdam 13. 7. 1642, † . . . .
44) **Rammelmann,** Jacob, * Thorn 10. 6. 1631, ▭ Danzig 22. 2. 1690, Kaufmann in Danzig, verließ 1654 Thorn und wurde 30. 12. 1654 Danziger Bürger, kauft 9. 7. 1661 ein Erbbegräbnis bei St. Barbara, ∞ Danzig 25. 11. 1657
45) **Golch,** Marianne, * Danzig[1]) . . . ., † . . . .
46) **Westphal,** Peter, get. Danzig 6. Sonntag nach Trin. 1633, † Danzig 16. 11. 1665, vermutlich Kaufmann in Danzig, ∞ . . . .
47) . . . . Lucia, Witwe von Hans Detloff.
50) **Lembke,** Jacob, in Groß-Schönau (Ostpr.).
52) **Kropp,** Jürgen (Georg), * Borkenhagen bei Köslin (Pommern) . . . ., † Borkenhagen 10. 11. 1662, Bauer in Schultzenhagen bei Köslin, ∞ Schultzenhagen 21. 10. 1655
53) **Holtz,** Elisabeth (Liese), * Nietkenhagen (Pommern), † . . . . (∞ II. Schultzenhagen 12. 10. 1663 Peter Holtz).
54) **Goldammer,** Mauritz (?), * . . . ., † vor 5. 10. 1692.
64) **Schopenhauer,** Salomon, * um 1550, † . . . . Landwirt zu Fürstenau, „beliebt gewesener Mitnachbar der Dorfschaft Fürsten-Aue".
66) **Hintz,** Jacob, * . . . ., † . . . ., Landwirt, Kgl. „Schultz" (Schultheiß), „beliebt gewesener Mitnachbar der Dorfschaft Ricken-Aue".
80) **Soermanns** (Zourmans), Jan in Woudrichem (Workum), * Heukelum (Holland), † . . . , ∞ Wouldrichem zwischen Febr. u. Sept. 1635
81) . . . ., Neelken, „Cornelis Tochter".
82) **van Delft,** Coenraet, ∿ Amsterdam 4. 5. 1617 (?), † wahrscheinlich vor 1670, ∞ Amsterdam 6. 1. 1641
83) **Leeu** (Leeuw) Lysbet, * Schoonhoven 3. 6. 1621.
88) **Rammelmann** (Rommelmann), Johann, * Krakau um 1500, † Thorn vor

---

[1]) Vermutlich St. Barbara (Taufbuch unvollständig).

20. 12. 1654, Handelsmann und Bürger in Thorn, 11. 3. 1630 Thorner Bürger, ∞ Thorn 5. 2. 1630

89) **Kesselbier** (Kessbier), Christina, * Graudenz (?) . . . .

90) **Golch,** Hans, * Danzig 30. 5. 1591, † Danzig v o r 25. 11. 1657, wahrscheinlich Kaufmann, ∞ Danzig 13. 6. 1611

91) **Wichmann,** Clara, * Danzig 17. 8. 1586, † . . . . v o r 17. 5. 1662.

92) **Westphal,** Karsten, * Hertzberg (Danziger Werder) um 1600/10, in Danzig, wohl Kaufmann, ∞ Danzig Advent 1630

93) **Domcke,** Barbara Dorothea, * um 1605.

108) **Goldhammer** (?), Heinrich (?), * . . . ., † vor 1668, Verwalter in Vogtenta bei Rosenberg (Westpreußen).

109) . . . ., Maria (?).

164) **Aerjans Pieter van Delfft** (?) in Amsterdam[1]), ∞ . . . .

165) **Coenen**[2]), Annetje (?) in Amsterdam.

166) **Leeuw,** Dirk Gerritz[3]) in Schoonhoven.

167) **von Dalen,** Lysbet in Schoonhoven.

176) **Rommelmann,** Jakob, * . . . . um 1570, † Krakau v o r 20. 4. 1629, Goldschmied, Juwelier und Bürger in Krakau, ∞ . . . .

177) **Sorgkowna,** Barbara.

178) **Kesselbier,** Lorenz, Bürger in Graudenz.

180) **Golch,** Hans, * . . . ., † Danzig v o r 9. 9. 1622, Flachskapitän und Bürger in Danzig, ∞ Danzig 29. 1. 1589

181) **Schwan,** Brigitte, * . . . ., † Danzig n a c h 9. 9. 1622.

182) **Wichmann,** Gregor (Georg), * Rügenwalde (Pommern) um 1545, † Danzig v o r 13. 6. 1611, Bürger in Danzig 1566, Schopenbrauer daselbst, ∞ (I. Danzig 5. 10. 1567 Ursula Rösken, Tochter von Jakob Rösken), II. Danzig vor 1584

183) . . . ., Regina.

184) **Westphal,** Georg, * um 1570, † Hertzberg v o r 1632, Bauer in Hertzberg, ∞ . . . .

185) . . . ., Brigitte, * . . . ., † v o r 1632.

186) **Dumcke** (Dohmke), Marten, * Weißenbüren (?), † nach Advent 1630, 1579 Danziger Bürger als Böttcher.

362) **Schwan,** Thewes, * . . . ., † v o r 29. 1. 1589, (∞ II. Danzig 6. 10. 1585 Elsa, Paul Preuß'en nachgelassene Tochter).

IV.

Wenn wir nunmehr Schopenhauers Ahnen im ganzen überschauen, so fällt zunächst auf, daß sich die Ahnen über weite Teile D e u t s c h - l a n d s, H o l l a n d s und sogar P o l e n s verbreiten. Wir sehen neben den D a n z i g e r Vorfahren solche aus dem D a n z i g e r

[1]) Ein Antonis Cornelis van Delff (Delfft) war 1583—1602 Pastor in Pynacker (in der Nähe von Delft). Der Name van Delft bezeichnet wahrscheinlich die Herkunft von Delft.

[2]) Die Familie Coenen stellte im 17. Jahrhundert mehrere Pastoren.

[3]) Ein Anthonius de Leeuw war 1619—1638 Pfarrer in Schoonhoven. Er war wahrscheinlich ein Verwandter von Dirk Gerritz de Leeuw.

Werder, der ehemaligen Provinz Westpreußen, aus Ostpreußen und Pommern. Neben diesen ostniederdeutschen Ahnen stehen solche aus dem äußersten Nordwesten, aus dem weitentfernten Holland. Dieser niederländische Einschlag darf in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden, da der holländische Vorfahrenast am meisten altkultivierte Familien enthält und außerdem in Hendrik Soermans[1]) eine überdurchschnittliche Persönlichkeit hervorgebracht hat. Wir müssen weiter berücksichtigen, daß Holland kulturell außergewöhnlich schöpferisch gewesen ist, besonders auf dem Gebiete der Kunst. Einzelne seiner großen Künstler haben sogar eine gewisse innere Verwandtschaft mit Schopenhauers Wesen; man könnte hier an Rembrandt denken. Schopenhauer hat einzelne an die Niederländer erinnernde Züge an sich. In diesem Zusammenhang müssen wir eines anderen Großen gedenken, Beethovens, der gleich Schopenhauer neben seinen überwiegend deutschen Ahnen auch niederländische Vorfahren hat, und mit dem Schopenhauer im Wesen eine entfernte Ähnlichkeit hat. Auch äußerlich glich er ihm[2]).

Neben den niederdeutschen Vorfahren, die Schopenhauer den Stempel aufdrücken, sehen wir auch hochdeutsche Ahnen. Der Anteil des hochdeutschen Elementes ist sogar stärker als der des holländischen; es tritt auf mütterlicher Seite (Urgroßvater Lehmann) wie auf väterlicher Seite (Ururgroßvater Lessig) auf[3]). Sehr merkwürdig ist, daß die Äste Lehmann und Lessig in dieselbe Gegend Oberdeutschlands führen: in die Oberlausitz, der eine Reihe bedeutender Philosophen, Jakob Böhme und Fichte, Fechner und Lotze entsprossen sind. Vor allem muß an Lessing gedacht werden, der ein Sohn der Oberlausitz ist und denselben Namen trägt wie der Ahne Jeremias Lessig (Lessing) aus Görisseifen. Eine Verwandtschaft Schopenhauers mit dem großen Reformator der deutschen Literatur ist durchaus möglich, sogar wahrscheinlich. Da das obersächsische Gebiet sehr viele große philosophische Geister hervorgebracht hat (außer den Genannten noch Leibniz und Nietzsche), so spielt dieser Bluteinschlag höchstwahrscheinlich auch bei Schopenhauer eine große Rolle, zumal er väterlicherseits und mütterlicherseits auftritt. Auch der auffallend stark künstlerische

---

[1]) Der Einfluß des holländischen Urgroßvaters äußerte sich auch darin, daß noch der Vater Schopenhauers sehr gut holländisch sprach.

[2]) Vgl. Gwinner, Wilhelm: „Schwieg er, so sah er Beethoven ähnlich."

[3]) Diese aus einer ganz anderen Gegend einwandernden Großväter und Urgroßväter spielen bei der Genieentstehung eine besonders große Rolle. Sie wirken blutauffrischend, belebend, gleichsam fermentierend auf die alteingesessenen Familien.

Zug in der Persönlichkeit Schopenhauers, durch den er sich von allen niederdeutschen Philosophen unterscheidet, ist vielleicht auf diesen hochdeutschen Einschlag zurückzuführen; doch dürften dabei auch die holländischen Vorfahren Schopenhauers eine Rolle spielen. Schopenhauers Wesen umspannt wie dasjenige Kants und Beethovens niederdeutsches und hochdeutsches Wesen. Nur ganz wenige große Deutsche können dies von sich sagen. Die weltumspannende Persönlichkeit spiegelt sich in dieser weitverzweigten Ahnenschaft. Auf alle Fälle ist die Tatsache, daß verschiedene Volksstämme und Völker an dem Aufbau der Persönlichkeit Schopenhauers beteiligt sind, eine wesentliche Ursache seiner Genialität. Auch hierin hat Schopenhauer eine Ähnlichkeit mit Goethe, der von allen großen Deutschen die weitverzweigteste Ahnenschaft besitzt[1]).

Eine zweite wichtige Tatsache liegt darin, daß alle bekannten Ahnen Schopenhauers Protestanten waren, wie dies bei der Mehrzahl unserer großen Dichter, bei unseren großen Philosophen aber ausnahmlos der Fall war. Böhme, Leibniz, Wolff, Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Schopenhauer, Schleiermacher, Lichtenberg, Herbart, Fechner, Lotze, Dilthey, Eduard v. Hartmann, Wundt, Stirner, Nietzsche waren Protestanten und hatten protestantische Vorfahren; ebenso eine Unzahl weniger berühmter Denker, wie Dühring, Vaihinger, Sigwart, Ostwald, Mach, Rehmke, Troeltsch, Keyserling, Volkelt, David Friedrich Strauß, der Ästhetiker Vischer, Natorp, Nicolai Hartmann, Zeller, Rickert, Windelband, Bahnsen, Eucken, Paulsen, Münsterberg, Schiller, Driesch und ungezählte andere. Das gleiche gilt von allen englischen Philosophen, von Bacon, Hobbes, Locke, Hume, John Stuart Mill, Herbert Spencer und den neuesten englischen Philosophen. Eine große Zahl von Denkern waren sogar Söhne von protestantischen Pfarrern: Dilthey, Nietzsche, Schelling, Lichtenberg, Zeller, Vaihinger, Wundt, Fechner, Deussen, Reinke, Kuno Fischer; außerdem philosophisch interessierte Dichter wie Lessing, Wieland, Bürger u. a. Diese Erscheinung ist ebensowenig ein Zufall, als es zufällig ist, daß eine Reihe unserer großen Tondichter Katholiken waren: Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Bruckner, Hugo Wolf, Reger. Die Denkfreiheit, die der Protestantismus in viel höherem

[1]) Dies trifft zu, wenn man die Zahl der Volksstämme berücksichtigt, denen Goethe entstammt. Sieht man dagegen auf die räumliche Entfernung der Geburtsorte der Ahnen, so hat Schopenhauer den Vorrang.

Grade zuläßt als der Katholizismus, ist eine Hauptursache der Erscheinung, daß fast alle deutschen Philosophen Protestanten waren, wie umgekehrt das Mystische, das im katholischen Kultus liegt, die Ursache davon ist, daß viele Komponisten Katholiken waren. Schopenhauer steht unter den Obengenannten mit an erster Stelle: er zeichnet sich auch innerhalb der deutschen Philosophen durch eine große und wohltuende Vorurteilslosigkeit und Freiheit von aller dogmatischen Gebundenheit durch christliche Glaubenssätze aus. Nur diese innere Freiheit gab ihm die Möglichkeit zur Schaffung eines Systems, das der herrschenden christlichen Weltanschauung und der ganzen abendländischen Denkweise so schnurstracks zuwiderlief. An dieser inneren Freiheit waren nicht nur seine näheren Vorfahren beteiligt, sondern seine ganze väterliche und mütterliche Ahnenreihe bis hinauf zur Reformation. Aus diesem Grunde ist es unerläßlich, hier darauf hinzuweisen.

Eine weitere sehr wichtige Tatsache, die sich erst jetzt völlig überblicken läßt, liegt in dem sehr starken Anteil des bäuerlichen Elementes an Schopenhauers Ahnen. Ihm entströmt Bodenständigkeit und Erdgeruch — ein Hauptmerkmal von Schopenhauers Philosophie. Es gibt nur wenige große Männer, die unter ihren Ahnen so viele bäuerliche und ländliche Vorfahren hatten. Schopenhauer übertrifft darin Kant, Schiller, Goethe, Beethoven, Wagner, Lessing, Leibniz, Hegel, Schelling, Wundt und viele andere um ein Erhebliches. Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, daß das ländliche Element in der mütterlichen Ahnenreihe noch stärker ist als in der väterlichen, während es bei anderen großen Männern meist umgekehrt ist. Die Vorfahren der Äste Trosiener, Lembke, Kropp, Goldammer, Lehmann sind alle Landbewohner, auf väterlicher Seite die Äste Schopenhauer, Lessig, Hintz, Westphal. Das bäuerliche Blut muß als ein wertvoller Bestandteil der Ahnentafel angesehen werden.

Ebenso auffallend ist das starke Zurücktreten des Handwerkerblutes, das in den meisten Ahnentafeln eine große Rolle spielt, z. B. bei Goethe, Kant, Schiller, Wagner, Lessing und vielen anderen. Eine besonders große Verschiedenheit besteht zwischen der Ahnentafel Schopenhauers und Nietzsches. Während Schopenhauer sehr viel ländliche Vorfahren hat, fehlt das bäuerliche Element in der Ahnentafel Nietzsches bis zur 6. Ahnenreihe (einschl.) völlig[1]). In dieser Tatsache liegt ein organischer Mangel der Ahnentafel Nietzsches, besonders im Hinblick auf seine Bestrebungen zur

[1]) Vgl. Ahnentafel Nietzsches, Arch. f. Sippenforschung, 1933, S. 212 ff.

Höherzüchtung der Menschheit und zur Umwertung der Werte. Nietzsche hat bis zur 6. Ahnenreihe fast nur Angehörige der höheren Stände und Handwerker zu Ahnen (woraus sich die große Höflichkeit, Rücksichtnahme und Feinfühligkeit seiner persönlichen Auftretens großenteils erklärt).

Umgekehrt bei Schopenhauer! Aus der starken Beteiligung des bäuerlichen Elementes, insbesondere des niedersächsischen Bauerntums, erklärt sich das Schwere, Beharrende, Massive, Gediegene, auch Verschlossene und Mißtrauische seines Wesens. Ebenso seine Zähigkeit, seine Unerbittlichkeit, ja Härte (ein ziemlich großes Maß dieser Eigenschaft liegt sowohl väterlicherseits wie mütterlicherseits vor)[1]. Auch seine „göttliche Grobheit und Rustizität", von der sein Verleger Brockhaus schreibt, sein realistischer Sinn, sein Schimpfen und Wettern auf ihm nicht genehme philosophische Richtungen und Persönlichkeiten, finden hierin ihre Erklärung, desgleichen sein tiefer grüblerischer Ernst, seine Neigung zum Individualismus und sein Drang, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, nicht zuletzt seine kräftige körperliche Gesundheit und sein ausgezeichneter Schlaf, den er sich bis in das hohe Alter bewahrt. Wir bemerken dabei, daß die große Masse ländlicher Vorfahren und die große Gesundheit auf der mütterlichen Seite liegt. Mit Recht sagt Hassbargen[2]: „Wer den Kopf des greisen Denkers in Frankfurt aufmerksam betrachtet, wird noch Züge finden, die an die Urwüchsigkeit des Bauernstammes erinnern, dessen letzter Sproß er war. In ihm sind starke Erdgebundenheit und hoher Geistesflug einen Bund eingegangen, dem die Geistesgeschichte eine ihrer größten Schöpfungen verdanken."

Auch die Kraft, die Festigkeit und Tiefe der Überzeugungen Schopenhauers sind überwiegend das Erbe seiner ländlichen Vorfahren. Nur ein Sproß eines alten Bauerngeschlechts konnte (wie in einem anderen Sinn Luther) gegen eine ganze Welt auftreten und trotzig seine Überzeugungen gegen sie behaupten.

Endlich dürfte die dem Genie eigentümliche Naivität bei Schopenhauer mit seiner Abstammung von ländlichen Ahnen aufs innigste zusammenhängen. Schopenhauer ist — besonders für einen Philosophen — ein ausgesprochen naives Genie. Nur die naive Überzeugung von der Wahrheit und Allgemeingültigkeit seiner Philosophie konnte ihm die innere Festigkeit geben, mit der er ein ganzes

---

[1]) Vgl. Adele Schopenhauer: Tagebücher, Bd. 2, S. 32 ff., 42 ff.

[2]) Die Danziger Vorfahren Arthur Schopenhauers, Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes Danzig, Bd. 5, 1928, Heft 4, S. 4.

Leben die Lehrsätze seiner Philosophie festhielt, ohne im geringsten eine Änderung an ihnen vorzunehmen. Eine auch nur um ein Kleines schwächere Ausbildung dieses Glaubens an sich selbst und an seine Einsicht auf dem so unsicheren Boden der Metaphysik hätte ihn der inneren Wahrhaftigkeit und damit auch der Größe beraubt und sein ganzes Lebenswerk in Frage gestellt.

In allen Fällen gilt, daß man eine Persönlichkeit erst dann voll versteht, wenn man ihre Ahnentafel kennt. Aus dem bäuerlichen Grund erheben sich nun mehrere Äste, die ziemlich rasch auf den Kaufmannsstand hinführen. Ungewöhnlich stark und rasch aufsteigend ist der Ast Schopenhauer, der sich in Johann (II) Schopenhauer (angeregt wohl durch das städtische Blut seiner Mutter Maria Pfeiler) erhebt und schon in Andreas Schopenhauer einen ersten Höhepunkt erreicht[1]). Dieser wohl bedeutendste Ahne Schopenhauers erinnert in den wenigen Äußerungen, die von ihm erhalten sind, etwas an den großen Enkel[2]). Ebenso rasch aufsteigend ist der Ast Trosiener, der in einer Generation in dem Senator Christian Heinrich Trosiener eine gewisse Höhe erreicht. In beiden Fällen sehen wir die Nachkommen einfacher Bauern in zwei Generationen in beherrschende Stellungen aufsteigen. Auch in den Familien Lehmann, Neumann und Lessig herrscht ein Aufstieg, in einem anderen Sinn in der Familie Soermans, die aus Geistlichen in einer Generation sich zu reichen und angesehenen Kaufherrn entwickelt. Dieser Vorgang des gesellschaftlichen Aufstieges in den letzten Generationen ist von besonders großer Bedeutung. Er ist in den meisten Fällen eine der Voraussetzungen für die Entstehung des Genies. Wir finden den gleichen Vorgang bei den Vorfahren anderer Genies, so bei Schiller, in besonders hohem Grade bei Goethe. Die Vorgänge, die sich in einem solchen sozialen Aufstieg abspielen, stellen in naturwissenschaftlichem Sinne eine Auslese dar. Sehr vorteilhaft für die Entstehung des Genies ist auch die Verbindung aufstrebender Männer aus dem Volke mit Frauen, in deren Familien altes Kulturblut rollt. Bei den Vorfahren Goethes finden sich solche Verbindungen sehr häufig; auch bei Schopenhauer kommen sie vor in der Verbindung Schopenhauer-Soermans und in dem Aste Soermans-Rammelmann. In den zuletzt genannten Familien findet sich am meisten alte Kultur unter den Ahnen Schopenhauers.

---

[1]) Rein biologisch und auch wirtschaftlich gesehen ist Andreas Schopenhauer der Höhepunkt der ganzen Entwicklung der Familie. Die Lebenskraft der Familie geht von da an rückwärts.

[2]) Hassbargen, a. a. O., S. 16.

Merkwürdig bleibt gleichwohl, daß aus den bäuerlichen Vorfahren gerade vorwiegend Kaufleute erstanden sind (und nicht etwa Handwerker oder Beamte), wenn es auch verständlich ist, daß die Handelsstadt Danzig eine starke Anziehungskraft auf die aufstrebenden Elemente der näheren und ferneren Umgebung ausüben mußte und daß sich diese vorwiegend dem Kaufmannsstande widmeten.

Gegen alles bisher Gesagte wird man vielleicht einwenden, das bisher Vorgetragene erkläre wohl manche Eigenschaften Schopenhauers als Mensch, aber es erkläre nicht hinreichend sein Genie. Wir müssen deshalb bei dieser Frage noch länger verweilen. Hier ist zunächst zu sagen: Das Genie ist keine einfache Erscheinung, der nur eine einzige Begabung zugrunde liegt, sondern es ist aus vielen selbständig sich vererbenden Einzelbegabungen zusammengesetzt. Fehlt in einem konkreten Falle eine einzige wesentliche Eigenschaft, so entfällt auch das Genie. Diese Tatsache ist von großer Bedeutung. Man darf deshalb auch die geniale Begabung eines Menschen niemals von einem einzigen Ahnen ableiten. Es muß sehr davor gewarnt werden, das „Genie“ als eine einfache Begabung aufzufassen. Es ist vielmehr eine der kompliziertesten Erscheinungen, die es gibt.

Das Genie ist ferner in weitgehendem Maße abhängig von emotionalen Elementen, von der Gemütsveranlagung. Auf niemand trifft dies in höherem Grade zu als auf Schopenhauer. Seine philosophische Begabung ist von seiner Art, die Welt zu sehen, vor allem von seiner Dyskolie, seiner schwernehmenden Art geradezu geprägt. Die Philosophie hebt nach ihm, wie die Ouverture zu Don Juan, mit einem Mollakkord an.

Man darf auch, ganz allgemein gesprochen, Berühmtheit nicht ohne weiteres mit Größe gleichsetzen, wozu die meisten Menschen in höherem Grade neigen, als sie selbst wissen. Es gibt vielerlei philosophische Begabung, ohne daß sie zum Weltruhm führt, schon deshalb, weil sich die Menschen immer nur eine ganz begrenzte Zahl von berühmten Namen einprägen können. Die lex parsimoniae gilt auch hier. Damit soll berühmten Männern in keiner Weise die Bedeutung abgesprochen werden. Aber nur der gilt letzten Endes als ein „Genie“, der eine Gemeinde findet, die ihn bewundert; nur derjenige, der Weltruhm erntet[1]). Der Eintritt des Ruhmes gleicht einem Gottesurteil. Das Werk dessen, das diese Probe nicht besteht, gewinnt keine Bedeutung für die Allgemeinheit. Man kann nicht

[1]) Vgl. Lange-Eichbaum, Wilhelm: Genie-Irrsinn und Ruhm, München (Reinhardt) 1928.

daran zweifeln, daß es viele bedeutende Menschen gegeben hat, die zwar geniale Werke geschaffen haben, denen aber der Ruhm versagt blieb, und die deshalb nicht als „Genies“ bewertet werden. Die Erscheinung des Genies hat also zwei Seiten, von denen die eine Seite ebenso wichtig ist wie die andere: Die Leistung, das Werk dessen, der um die Palme ringt — und die Anerkennung, die Bewunderung, schließlich die Vergötterung durch eine gleichgestimmte Anzahl von Menschen, zuletzt durch die Menschheit.

Dies gilt, wie überall, so auch für Schopenhauer. Es handelt sich bei ihm, wie bei allen großen Philosophen, viel weniger um eine allgemeine philosophische Begabung oder metaphysische Anlage, sondern es handelt sich um diese ganz bestimmte Art, die Welt zu sehen und zu bewerten, um die Art, wie sie Schopenhauer und nur Schopenhauer gesehen hat. Denn nur diese einmalige Art, die Welt zu sehen und in einem Werke zu gestalten, hat in Wirklichkeit Weltruhm geerntet. Sie hat auch nur in einem ganz bestimmten Zeitpunkt diesen Erfolg gehabt. Wären Schopenhauers Werke hundert Jahre früher oder hundert Jahre später erschienen, so wären sie höchstwahrscheinlich unbeachtet geblieben, weil die Voraussetzungen der Aufnahme durch ein größeres Publikum nicht gegeben waren, weil die Zeit nicht „erfüllt“ war. In diesem Falle wäre nach allgemeiner Meinung Schopenhauer kein „Genie“ gewesen.

Daß nun diese bestimmte Art, die Welt zu sehen und in einem Werke zu gestalten, durch ererbte Anlagen bedingt ist, ist beinahe selbstverständlich. Man darf nie vergessen, daß jeder Mensch zwei Ahnenreihen hat[1]), eine väterliche und eine mütterliche, die völlig gleichwertig sind, und daß durch die gegenseitige Durchdringung der väterlichen und der mütterlichen Anlagen ein völlig neues Individuum entsteht, das einzigartig ist, nie dagewesen ist und nie wiederkehrt, obwohl seine Anlagen alle durch Vererbung bedingt sind. Tatsächlich verändert und erneuert sich ein bestimmtes Geschlecht in jeder Generation völlig. Jeder Nachkomme unterscheidet sich von jedem seiner Eltern dadurch, daß dessen Erbmasse halbiert und zu ihr die Erbmasse einer ganz neuen Vorfahrenreihe

[1]) Dieser Hinweis ist notwendig, weil fast alle Menschen geneigt sind, dem Mannesstamm, in dem der Name vererbt wird, größere Bedeutung beizulegen als den anderen Vorfahrenreihen. Besonders stark wirkt hier ein berühmter Name. Dies ist auch bei der bisherigen Forschung über Schopenhauers Ahnen der Fall gewesen. Es wurden bis jetzt nur die Träger des Namens Schopenhauer näher erforscht — ein Verfahren, das völlig unzureichend ist.

hinzutritt, wodurch sich notwendigerweise tiefe Veränderungen des Charakters einer bestimmten Familie ergeben müssen. Außerdem sind in jeder einzelnen Keimzelle die Anlagen der Vorfahren anders gemischt als in allen übrigen. Keine Keimzelle ist der anderen gleich. Es sind hier unzählige Kombinationsmöglichkeiten der Anlagen der Vorfahren und ebenso unzählige Möglichkeiten für die Entstehung von Individualitäten gegeben. — Wenn wir die Wirkung der Vereinigung der elterlichen Anlagen sehen wollen, so dürfen wir nicht so sehr auf die Eltern selbst als vielmehr auf die Geschwister des Probanten sehen. Auch hier bietet die Familie Schopenhauer trotz ihrer Kleinheit in der Schwester Adele interessante Anhaltspunkte. Die Schwester ist wie der Bruder sehr eigenartig und keineswegs durchschnittlich. Es ist bei ihr nur alles ins Edlere gewandelt, worüber ihre Tagebücher keinen Zweifel lassen. Auch sie leidet unter dem Leben wie ihr Bruder; sie spricht von der „Riesenlast des Lebens“[1]) („Sterben war ein Spiel gegen die Riesenlast des Lebens“); sie ist entschlossen, in den Tod zu gehen, wenn ihre Freundin Ottilie, die Schwiegertochter Goethes, sterben sollte. Als die Geburt Wolfgang v. Goethes bevorsteht, schreibt sie in ihr Tagebuch[2]): „Ottilie macht mich besorgt, nur ihren Tod fürchte ich nicht, es wäre ja der meine. Kommt es so, so vergebt, Freunde und Mutter, aber tadelt nicht streng, was ihr vielleicht nicht begreift. Unberechenbar ziehen die menschlichen Lebensbahnen seltsame Kreise ineinander — wir streben nach Vergleichen, aber es gibt keine.“ (Dieser Zug erinnert stark an ihren Vater, der freiwillig aus dem Leben schied.) Sie hat auch eine poetische Veranlagung wie der Bruder. Bezeichnend sind folgende Worte: „Aber der innere Gram läuft wie ein dunkler Faden grell durchs Gewebe der Stunden. Abends lege ich mich müde hin — und habe nicht gelebt[3]).“ „Ich fühle ein Drängen in die Weite in mir — es reißt mich unaufhaltsam fort.“ Charakteristisch ist ferner, daß sie — in edler Weise — häufig verliebt ist[4]). Sie leidet ferner, wie ihr Bruder, unter der ganz anders gearteten Mutter. („Ihre

[1]) Tagebücher, Bd. 2, S. 32.

[2]) a. a. O., S. 62.

[3]) a. a. O., S. 35.

[4]) Manche Leser wird es interessieren, daß Adele eine tiefe Herzensneigung zu einem Urenkel der Frau Rat Goethe, Heinrich Nicolovius, später Kammergerichtsrat in Berlin, gefaßt hatte. Vgl. Adele Schopenhauer, Tagebücher, Bd. 2, S. 19, 107 ff., 113 f., 115 ff., 120, 124 f., 131 ff. Heinrich Nicolovius war der Sohn des Wirkl. Geh. Oberregierungsrates Georg Heinrich Nicolovius und seiner Gattin Lulu, geb. Schlosser, der Tochter von Goethes Schwester.

Ansichten, ihre Gefühle konnte ich nicht teilen", a. a. O., S. 32.) Allgemein ist zu sagen: Das, was in der Schwester mehr keimartig vorhanden war, ist in ihrem Bruder auf einem m ä n n l i c h e n Stamme und in einem männlichen Gehirne zu voller Entfaltung gelangt, zumal sich das Leben Schopenhauers, von seiner Philosophie aus gesehen, in selten günstiger Weise gestaltet, und er selbst alles getan hat, um günstige Voraussetzungen für sein Schaffen zu finden.

Man ist rein gefühlsmäßig geneigt, das Genie als unbegreifbare Erscheinung, als ein Wunder, als ein portentum der Natur zu betrachten, um es desto mehr anstaunen und verehren zu können. Schopenhauer hat selbst in seiner Lehre vom Genie viel zu dieser Auffassung beigetragen. In einem gewissen Sinne ist das Genie gewiß ein Wunder — weil alles Seiende letzten Endes ein Wunder ist, vor allem die Tatsache, daß überhaupt etwas ist, weil das Sein als solches einen unbegreifbaren Kern in sich enthält. Auf dieser Unbegreifbarkeit der Welt beruht das *θαυμάζειν* des P l a t o n. S c h o p e n h a u e r [1]) weist selbst darauf hin, daß in einem gewissen Sinne alles unbegreifbar ist, z. B. das einfache Rollen einer Kugel; daß dagegen in einem anderen Sinne alles begreifbar ist, d. h. j e d e E r s c h e i n u n g i s t a u f a n d e r e E r s c h e i n u n g e n z u r ü c k f ü h r b a r. Von der Begreifbarkeit in diesem Sinne kann auch das Genie nicht ausgenommen werden. Niemals darf die Auffassung entstehen, daß das Genie deshalb, weil es sich bei den Eltern oder Großeltern nicht vorfinde, einen unbegreifbaren, mystischen, wohl gar übernatürlichen Ursprung habe (zu welcher Auffassung viele Menschen rein gefühlsmäßig neigen). Vielmehr müssen wir annehmen, daß bei einzelnen näheren Vorfahren des Genies geniale Anlagen, wenn auch nur keimartig und latent, vorlagen.

Es verhält sich mit der Entstehung des Genies ähnlich wie mit der Entstehung gewisser Krankheiten. Wir wissen z. B., daß die Eltern der beiden geisteskranken Bayernkönige Ludwig II. und Otto I. beide n i c h t geisteskrank waren. Trotzdem war die Geisteskrankheit der Söhne erblich durch die Eltern bedingt, was schon daraus hervorgeht, daß die Krankheit bei beiden Söhnen aufgetreten ist. Sie läßt sich nur so erklären, daß sowohl in der väterlichen wie in der mütterlichen Ahnenreihe eine latente Anlage zur Geisteskrankheit vorhanden war; daß jede dieser Anlagen, für sich allein genommen, nicht stark genug war, um in Erscheinung zu treten, daß vielmehr erst durch die V e r e i n i g u n g beider krankhafter Erbanlagen die

[1]) Neue Paralipomena, § 153, § 154.

Krankheit zum Durchbruch kam. Diese Auffassung findet ihre Bestätigung in der Tatsache, daß die genannten Könige sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits, im ganzen zwölfmal, von dem geisteskranken Herzog Wilhelm dem Jüngeren von Braunschweig (geb. 1535) abstammen, und daß geistige Anomalien sowohl in der väterlichen wie in der mütterlichen Ahnenreihe wiederholt aufgetreten sind[1]).

Ähnlich müssen wir uns die Entstehung des Genies denken, nur mit dem Unterschied, daß in diesem Falle ein Ergebnis gezeitigt wird, das nicht unglücklich, sondern für die Menschheit heilbringend und von dauernder Bedeutung ist. Auch hier müssen wir annehmen, daß geniale Anlagen sowohl väterlicher- als mütterlicherseits vorliegen, die durch ihre Vereinigung das Genie erzeugen. (Sehr viel hängt auch von der Vollkommenheit der einzelnen Keimzelle ab, die zur Befruchtung gelangt.) Solche Anlagen können bei Schopenhauer in der schriftstellerischen Begabung der Mutter, aber auch in der Begabung des Vaters, besonders aber in den ungewöhnlichen Fähigkeiten des Großvaters Andreas Schopenhauer und auch des Urgroßvaters Hendrik Soermans gefunden werden. Auch bei der mütterlichen Großmutter Elisabeth Lehmann und ihrer Vorfahren müssen wir nach der Schilderung von Johanna Schopenhauer starke Naturbegabung annehmen. Ungewöhnlich tatkräftig und aufwärtsstrebend waren ferner der mütterliche Großvater Christian Heinrich Trosiener und ganz besonders der Urgroßvater Johann Schopenhauer. Eine Büste im Schopenhauer-Archiv, die auf alle Fälle einen nahen Vorfahren Schopenhauers darstellt (wahrscheinlich Hendrik Soermans), trägt bedeutende Züge.

Die Parallele zwischen geistigen Pathologien und dem Genie ist insofern noch mehr geboten, als geniale Begabung erfahrungsgemäß sehr häufig in Vereinigung mit jenen auftritt[2]). Ich lasse hier den bekannten Rassenhygieniker Fritz Lenz sprechen[3]): „Mir sind keine wirklich überragenden Geister bekannt, bei denen das Auge des Psychiaters keine krankhafte Anomalie entdecken würde, was freilich nicht beweist, daß nicht dennoch solche Menschen vorkommen

---

[1]) Vgl. Stromayer, W.: Die Ahnentafel der Könige Ludwig II. und Otto I. von Bayern. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, 1910. Vgl. auch Baur-Fischer-Lenz: Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre, 3. Aufl., Bd. 1, S. 359 f.

[2]) Über die Auffassung Schopenhauers, hinsichtlich des Zusammenhanges von Genie und Wahnsinn, vgl. W. a. W. u. V., Bd. 1, § 36; Bd. 2, Kap. 31 und 32.

[3]) Vgl. Baur-Fischer-Lenz: Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. 1, 3. Aufl., S. 508.

mögen.“ Dieser Satz besagt ziemlich viel! Schopenhauer gehörte jedenfalls zu den Menschen, an denen nicht nur das Auge des Psychiaters, sondern auch des Laien Anomalien entdeckt! Er litt häufig an gänzlich unmotivierten Angstzuständen (z. B. befiel ihn beim Verlassen Mannheims 1833 eine unsägliche, völlig unerklärliche Angst[1]). Seine ständige Angst vor bevorstehendem Unglück, die Tatsache, daß er stets parterre wohnte aus Angst vor Feuersbrünsten, daß er seinen Hals niemals einem Barbier anvertraute, daß er die Köpfe seiner Pfeifen stets unter Verschluß hielt aus Angst vor Vergiftung, daß er ein ganzes System von fremdsprachigen Buchstaben und Zeichen ausarbeitete, um seine Wertgegenstände verstecken und wiederfinden zu können, all dies trägt ein pathologisches Gepräge. Er litt neben dem ständigen Mißtrauen gegen seine Umgebung außerdem in jüngeren Jahren an periodisch auftretenden Depressionen. Hören wir, wie sich Schopenhauer in den Augen des Psychiaters darstellt[2]: „Byron, Kleist, Schopenhauer, Grillparzer waren von melancholischer Veranlagung; bei Schopenhauer war allerdings die paranoid-hysterische Anlage wohl noch bedeutungsvoller.“ „Einen Einschlag hysterischer Anlage hatte auch ein so starker Geist wie Schopenhauer.“ „Bei großen Männern ist ungeheures Selbstbewußtsein die Regel; bei Schopenhauer, Wagner, Nietzsche und nicht wenigen anderen war es entschieden ins Krankhafte gesteigert.“ Wir haben oben die Quelle dieser Anlagen im Vater und der väterlichen Großmutter erkannt.

Diese pathologischen Erscheinungen, vorausgesetzt, daß sie nicht zu stark sind, fördern in vielen Fällen die geniale Betätigung. Ein depressiver Charakter ist der beste Boden für die Philosophie. Das Grüblerische, Zweiflerische, ein Haupterfordernis des Philosophen, geht mit Vorliebe aus einer solchen Gemütsanlage hervor. Das gleiche gilt von der hysterischen Veranlagung. „Der hysterischen Veranlagung kommt wohl größere Bedeutung für das geistige Schaffen als irgendeiner anderen seelischen Anomalie zu[3].“ „Das hysteropathische Geschehen durchzieht das geistige Leben aller Kulturen und Zeiten[4].“ „Die Wirkung, die sie (die hysteropathische Konstitution) entfaltet,

[1]) Vgl. Gwinner, Wilhelm: „Vom Vater angeerbt war ihm jene von ihm selbst verwünschte und zeitlebens mit dem ganzen Aufwande seiner Willenskraft bekämpfte, an Manie grenzende Angst, die ihn zuweilen bei den geringfügigsten Anlässen mit solcher Gewalt überfiel, daß er bloß mögliches, ja kaum denkbares Unglück leibhaftig vor sich sah.“

[2]) Lenz, a. a. O., S. 514 ff.

[3]) Lenz, a. a. O., Bd. 1, S. 511 ff.

[4]) Birnbaum: Psychopathologische Dokumente, Berlin 1920.

reicht weit über das hinaus, was menschliches Wollen und Können sonst im seelischen Leben vermag[1])." „Sie kann einen Glauben, der Berge versetzt, schaffen, einen Glauben, der wider alles Zeugnis der Sinne und der Vernunft gehen kann und der eben darum gelegentlich das Ungeheure vollbringt" (Lenz, a. a. O., S. 512). Das Gesagte gilt auch für Schopenhauer und für ihn in besonders bedeutsamer Weise. Lenz schreibt über ihn[2]): „Für Schopenhauer wurde die ganze Welt zu einer hysterischen Wunschillusion . . ." „Bei ihm selber bestand ‚ein Primat des Willens vor dem Intellekt', d. h. eine überwertige Wunschbestimmbarkeit, die zu der typisch hysterischen Spaltung des Bewußtseins in seiner Einstellung zur Welt führte."

Doch wenden wir uns wieder mehr den normalen Voraussetzungen der genialen Betätigung zu! Sehr wichtig für Schopenhauers Genie ist die Verbindung von hoher ideeller Veranlagung mit starker Triebveranlagung, von schwernehmender, weltabgewandter Art und starker Sinnlichkeit. Seine Philosophie läßt sich überhaupt nur aus diesem Gegensatz heraus begreifen. Hierdurch erst entsteht die innere Dissonanz und Unrast, die ihn zur Erzeugung unsterblicher Werke antreibt — eine Dissonanz, die wir bei sehr vielen Genies finden, die aber bei Schopenhauer besonders stark entwickelt ist. Ohne diese tiefgehende innere Gegensätzlichkeit und Zwiespältigkeit wäre er nie zu der geistigen und schöpferischen Höhe emporgestiegen, die er erreicht hat. Wir sehen in allen Fällen, daß man, um eine Persönlichkeit zu verstehen, vor allem von den emotionalen Elementen, von der Willensseite, dem Radikal ihres Wesens, ausgehen muß. Schopenhauers Lehre vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein findet an ihm selbst ihre beste Bestätigung.

Wir verstehen aus dieser inneren Gegensätzlichkeit heraus auch die Tatsache, daß Schopenhauer der Widerspruch zwischen seiner Lehre und seinem Leben zum Vorwurf gemacht worden ist, ja, daß manche Schriftsteller annahmen, es sei ihm gar nicht ernst gewesen mit seiner Philosophie, er habe die Tragödie des Lebens sich nur aus der Loge des Theaters angesehen, um dann „tief erschüttert und seelenvergnügt" nach Hause zu gehen und das Geschaute darzustellen. Man kann sich kaum eine größere Verkennung des Genies denken!

Auf dem genannten Gegensatz zwischen starker ideenhafter Veranlagung und starker Erdgebundenheit beruht auch die Tatsache,

[1]) Lenz, a. a. O., S. 511 f.

[2]) a. a. O., S. 514, 515.

daß Schopenhauer sowohl ein großer abstrakter wie auch ein großer konkreter Denker ist (wobei das letztere etwas überwiegt). Auch die Kopfform Schopenhauers drückt diesen Sachverhalt aus[1]), worauf wir hier nicht näher eingehen können. Das stark Triebhafte Schopenhauers äußert sich besonders in der Entstehung des Systems, das ungewollt und großenteils unbewußt aus ihm emporwächst; es ist die Ursache, daß Schopenhauer uns spezifisch genial erscheint, im Vergleich zu manchen anderen Philosophen, etwa Kant, Locke, Descartes, Aristoteles, die viel stärker den Eindruck des Gelehrten machen. Der genannte Zug ist die Ursache seiner Stärke als spekulativer und weltanschaulicher Denker und als Künstler, und seiner Schwäche als formaler Logiker. Ihm galt Anschauung, intuitive Schau von jeher viel mehr als abstraktes Denken. Es ist tief bedeutsam, daß die Persönlichkeit Goethes, die alles Abstrakte ablehnte, den Philosophen Schopenhauer voll befriedigt hat.

In diesem Zusammenhang ist die Tatsache von besonderer Bedeutung, daß die Mutter des Philosophen eine entschieden heitere und lebensbejahende Natur war, wodurch die innere Antithetik in Schopenhauer noch mehr verstärkt wird. Die Tatsache, daß der düstere, lebensverneinende Philosoph eine ausgesprochen lebensfreudige Mutter hatte, muß auf alle Fälle als sehr auffallend hervorgehoben werden. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man viele Ideale Nietzsches, wenn man diejenigen Tugenden, die Nietzsche biologisch als besonders wertvoll ansieht, in Schopenhauers Mutter verkörpert findet: eine gewisse Kälte[2]) der Gefühle, Leichtigkeit und Grazie des Wesens, eine entschiedene Härte (wo es ihr notwendig schien), eine unbedingte, schrankenlose Verherrlichung und Hingabe an das Leben, ein Nicht-um-sich-dulden-können aller Schwarzseher, Nörgler und Grübler, eine Bewunderung des positiven, lebensbejahenden Genies, eine geistreiche Überlegenheit über die Kleinlichkeiten des Lebens, einen recht kräftigen und gesunden Egoismus, eine harte Ablehnung auch des Nächstverwandten in ihrer Umgebung, wenn er ihrer Weltanschauung nicht entsprach[3]).

---

[1]) Vgl. Märker, Friedrich: Typen, S. 17 (mit Abbildung). Märker nennt Schopenhauer nach seiner Schädelform „mehr triebhaft als bewußt".

[2]) Wir finden diese Kälte wieder in der von Schopenhauer hervorgehobenen Fähigkeit, die Erzeugnisse seiner Intuition urplötzlich mit der kältesten Reflexion zu übergießen und sie dadurch gleichsam zum Erstarren zu bringen.

[3]) Es kann an dieser Stelle nur nochmals betont werden, daß viele Philosophen bei der Beurteilung von Schopenhauers Mutter fast immer so tun, als ob es absolute Werte gäbe. Sie legen an die Mutter den Maßstab von Schopenhauers

Für Schopenhauer ist es tief bedeutsam, daß er einen derartigen Menschen zur Mutter hatte. Es fällt von hier aus auch ein eigenartiges Licht auf eine andere Tatsache: der dithyrambische Verherrlicher des Lebens, der Verkünder der ewigen Wiederkunft, Friedrich Nietzsche, war ursprünglich ein Bewunderer und Anhänger Schopenhauers! Er hat sich ihm innerlich verwandter gefühlt, als man nach seiner offiziellen späteren Philosophie glauben könnte. Die Erklärung liegt im folgenden. Der unerbittliche, ja fanatische Haß und Kampf gegen alle Lebensverneiner, insbesondere gegen das Christentum, zeigt am deutlichsten, daß Nietzsche selbst im Innersten nicht frei ist von derartigen Idealen, was er nach seiner Abstammung von Theologen auch gar nicht sein konnte; er zeigt deutlich, wie tief Nietzsche selbst das Christentum im Blut lag. Man haßt und verfolgt nur dasjenige, von dem man selbst innerlich nicht frei ist; derjenige, der über eine Sache erhaben ist, ignoriert sie oder verachtet sie, aber er haßt sie nicht; sie existiert für ihn als Problem jedenfalls nicht. Für die gesunde, naive Lebensbejahung ist das Leben kein Problem, sondern eine selbstverständliche Sache, um die nicht gerungen wird, sondern die einfach hingenommen wird.

Was hier von Nietzsche gesagt ist, gilt in vertauschten Rollen für Schopenhauer. In seiner Lebensverneinung liegt, psychobiologisch betrachtet, viel Liebe zum Leben (viel unbefriedigte und viel enttäuschte Liebe zum Leben); seiner Verehrung des Asketentums und der Heiligkeit liegt viel schwer bekämpfbare Sinnlichkeit zugrunde, über die er in dem berühmten Jugendgedicht in ergreifenden Worten klagt. Schopenhauer und Nietzsche haben trotz ihrer kontradiktorisch entgegengesetzten Philosophien innerlich viel mehr Ähnlichkeit, als es scheint. In der leidenschaftlichen Lebensbejahung und leidenschaftlichen Bekämpfung des Christentums liegen ebensoviel lebensverneinende Elemente, wie umgekehrt der leidenschaftlichen Lebensverneinung Schopenhauers unbewußt lebensbejahende Tendenzen zugrunde liegen. Das, was begrifflich auf ewig geschieden ist — eine Aussage und ihr kontradiktorisches Gegenteil —, liegt in der Wirklichkeit oft sehr nahe beisammen. Der Gegensatz zu irgendeiner Sache ist im Sein, in der Realität nicht die Verneinung,

---

Philosophie und Ethik, als ob dies die selbstverständlichste Sache der Welt wäre. Diese Philosophen erkennen vielfach Nietzsche als den letzten großen europäischen Philosophen an; sie wissen, daß er die Relativität aller moralischen Werturteile durchschaut und gelehrt hat, daß er die christliche Moral aufs schärfste bekämpft hat. Sie bewundern ihn. Bei der Beurteilung von Schopenhauers Mutter aber wissen sie von alldem nichts, sondern urteilen blindlings über sie ab.

sondern die völlige Abwesenheit, das Nichtsein der betreffenden Erscheinung.

Der genannte Gegensatz zwischen ideeller und Triebanlage hat aber eine noch weitere Folge für Schopenhauers System. Dieser Gegensatz hat in seinem System geradezu die philosophische Formulierung gefunden in der Grundunterscheidung zwischen Wille und Vorstellung. Die Spaltung der Welt in Wille und Vorstellung in Schopenhauers Philosophie beruht genetisch unmittelbar auf dem Zwiespalt zwischen Triebleben und Ideenleben ihres Schöpfers. Wille ist für Schopenhauer = Trieb; Wille zum Leben = Trieb zum Leben. Die genannte Unterscheidung hat unabhängig davon selbstredend eine logisch-sachliche Bedeutung. Da aber auf metaphysischem Gebiet eine allgemein gültige Erkenntnis niemals zu erreichen ist, da alles Metaphysische die Erfahrung, ja sogar vielleicht die Erfahrbarkeit überhaupt überschreitet, so gewinnt hier die psychologisch-genetische Betrachtung eine besonders große Bedeutung, vor allem für das Verständnis des Philosophen selbst. Indem Schopenhauer diesen Grundgegensatz in sich selbst vorfand, erweiterte er ihn durch Analogieschluß auf die ganze Welt, fand er als innersten Kern der Welt den Willen. In allen Philosophien spiegelt sich nicht nur die Welt, sondern ebenso das eigene Selbst des Philosophen, das, zur Wurzel der Dinge hinabreichend, selbst ein — nie wiederkehrender — Ausdruck des Wesens der Welt ist.

Die genannte Unterscheidung, die aus Schopenhauers Persönlichkeit unmittelbar hervorgewachsen ist, hat in der Geschichte der Philosophie Schule gemacht. Während Schopenhauer zunächst erkenntnistheoretisch zwischen Wille und Vorstellung unterscheidet, dem Willen aber alleiniges metaphysisches Sein zuschreibt, hat Eduard von Hartmann sie zu gleichberechtigten metaphysischen Prinzipien erhoben. Wille und Idee sind nach ihm entgegengesetzte, obzwar funktionelle Äußerungen der einen metaphysischen Wesenheit, des als unbewußt gedachten absoluten Weltsubjekts. —

Es bleibt uns noch übrig, den Anteil der väterlichen und mütterlichen Ahnenreihe an der Persönlichkeit Schopenhauers weiter zu klären. Die väterliche Seite ist zweifellos die kultiviertere, was aus der Person des Vaters wie aus seiner Ahnentafel unmittelbar hervorgeht (nur seine Ahnentafel enthält altkultivierte Familien). Die väterliche Seite ist auch ethischer veranlagt, was wiederum aus dem Vergleich von Vater und Mutter unmittelbar einleuchtet. Der Vater und der väterliche Großvater unterscheiden sich vom Sohn

und Enkel auch durch eine zartere, mehr ritterliche Art gegenüber den Frauen. Die väterliche Seite ist ferner idealer, tiefer und grundsätzlicher veranlagt. In dem Verlassen Danzigs beim Einzug der Preußen, das sich unter großen Vermögensverlusten vollzieht, liegt ebenso ein unbeugsamer Starrsinn, wie ein starker Idealismus, ein Treubleiben den eigenen republikanischen Idealen gegenüber — ein Idealismus, dessen die Mutter von sich aus nie fähig gewesen wäre. Der mehr idealistische Zug der väterlichen Seite tritt besonders an der Schwester Adele zutage, die nach ihrer ethischen und gemütlichen Veranlagung vorwiegend in die väterliche Ahnenreihe geschlagen ist. Die Vaterseite ist aber, wie oben bemerkt, körperlich und vor allem seelisch weniger gesund.

Im Vergleich dazu sind die Mutter und ihre nächsten Vorfahren wesentlich heiterer, gesünder, vor allem ursprünglicher und auch primitiver, als der Vater und seine näheren Ahnen. Auch das Bild des mütterlichen Großvaters, Christian Heinrich Trosiener, spricht diesen Sachverhalt eindeutig aus. Ursprünglichkeit finden wir stets, eine gewisse Primitivität sehr häufig bei großen Genies. Alle Genies haben Ursprünglichkeit und Naturnähe, die ganz großen Chaosnähe in sich. Sie tragen einen Teil des Chaos in sich, aus dem sie eine neue Welt gebären.

Eine gewisse seelische Primitivität verbindet[1]) Schopenhauer etwa mit einem Genie wie Shakespeare. Sie ist das Kennzeichen welterschütternder Genies, besonders auch auf dem Gebiete der Tat.

Damit läßt sich auch der Anteil von Vater und Mutter an der philosophischen Veranlagung Schopenhauers annähernd bestimmen. Die Stärke der metaphysischen Veranlagung und die philosophische Haltung im allgemeinen stammt überwiegend von der väterlichen Seite. Der Vater und der Großvater sind tiefernste Naturen. In dem Aste Soermans, der leider nicht vollständig erforscht ist, finden sich auch mehrere Geistliche, und es ist anzunehmen, daß dieser Beruf in der aufsteigenden Linie noch mehrfach auftritt. Das Philosophieren, jedenfalls dasjenige Schopenhauers, ist schon an sich eine biologisch weniger günstige Betätigung und verrät schon dadurch ihre Herkunft von der väterlichen Seite. Sie ist durch melancholische, hysterische und leicht paranoide Züge dieser Seite mitbedingt[2]).

[1]) Vgl. Hitschmann: „Es scheint an einer Art Simplizität des Schopenhauerschen Philosophierens, einem Näherstehen des Philosophen zur seelischen Primitivität zu liegen, daß seine Philosophie und ihre Triebwurzeln durchsichtiger sind als bei anderen Metaphysikern." („Schopenhauer": Imago, Bd. 2, 1913, S. 101 ff.)

[2]) Vgl. auch Johanna Schopenhauer in einem Brief an ihren Sohn aus dem

Die tiefernste metaphysische Haltung verbindet sich mit starker Phantasie und schriftstellerischer Begabung auf der mütterlichen Seite, auch mit einer gewissen Leichtigkeit der Assoziation. Starke Verstandesgaben sind auf beiden Seiten anzunehmen.

Es sei an dieser Stelle noch ein weiterer Punkt hervorgehoben. Das stark spekulative Element, das Philosophen, besonders Schopenhauer, auszeichnet und das so recht den Philosophen macht, hat, rein biologisch gesprochen, vielleicht mit der kaufmännischen Spekulation im großen mehr gemeinsame Wurzeln, als es auf den ersten Blick erscheint. Man ist geneigt, diesen Gedanken weit von sich zu weisen, weil beide Tätigkeiten nach so verschiedener Richtung sich auswirken. Kant hat indessen selbst einmal auf die Verwandtschaft hingewiesen, die zwischen kaufmännischer und philosophischer Spekulation besteht, und hat Freunde aus Kaufmannskreisen sehr geschätzt und bevorzugt. Die philosophische und kaufmännische Spekulation im großen hat manches Gemeinsame. In beiden Fällen handelt es sich um eine Gangbarmachung neuer Wege auf Grund von Wahrscheinlichkeitsschlüssen, um ein kühnes Hinausgreifen über das unmittelbar Gegebene, wozu eine bestimmte Art von plastischer und vorfühlender Phantasie erforderlich ist. Besonders gilt dies auf dem Gebiete der Metaphysik. Nur derjenige wird im Reiche der Metaphysik Epoche machen, der ganz neue Wege geht. Als Material steht ihm die Erfahrung in ihrer Gesamtheit, die gesamte Erfahrungswelt zur Verfügung. Aber er muß diese Erfahrung an vielen Stellen und in wesentlichen Punkten auf Grund von Wahrscheinlichkeitsschlüssen durchbrechen. Ähnliches tut der Großkaufmann. Es ist deshalb sehr wohl möglich, daß eine starke kaufmännische Spekulationsgabe im großen auf einen anderen, mehr schöngeistigen Boden verpflanzt, zur Entstehung eines philosophischen Genies führt[1]).

Damit steht es im Einklang, daß diejenigen deutschen Volks-

Jahre 1807: „Daß ich nur zu gut weiß, wie wenig Dir vom frohen Sinn der Jugend ward, wieviel Anlage zu schwermütigem Grübeln Du von Deinem Vater zum traurigen Erbteil bekamst.“ — Ich möchte die Vermutung aussprechen, daß die seelische Belastung, die zuerst bei der Großmutter Anna Renata Soermans auftritt, aus der Familie Rammelmann stammt, da bei der Geistesart von Andreas Schopenhauer und Hendrik Soermans kaum angenommen werden kann, daß in ihren Familien Defekte des Nervensystems vorlagen.

[1]) Die vorsichtigere Art, die Schopenhauer gegenüber anderen Metaphysikern auszeichnet, läßt sich zum Teil aus den gleichen Eigenschaften seiner kaufmännischen Vorfahren erklären. Fehlgriffe auf dem Gebiete kaufmännischer Spekulation sind meist verhängnisvoll.

stämme, die nach allgemeiner Ansicht stark spekulativ veranlagt sind, nämlich der schwäbisch-alemannische und der obersächsisch-thüringische Volksstamm (beide haben die meisten deutschen Metaphysiker hervorgebracht), gleichzeitig eine auffallende Veranlagung zu kaufmännischer und wirtschaftlicher Spekulation besitzen, ebenso zu technischen Erfindungen. Es ist im Weltkrieg und in der Nachkriegszeit aufgefallen, daß Württemberg von allen deutschen Ländern wirtschaftlich sich am besten gestellt hat. Andererseits ist der tief grüblerische Zug der Schwaben zu bekannt, als daß er eingehend belegt werden müßte. Der schwäbisch-alemannische Volksstamm hat geradezu die ausschweifendsten Metaphysiker und Mystiker hervorgebracht: Albertus Magnus, Heinrich Suso (Seuse), Johann Tauler, Paracelsus, Hegel, Schelling u. a. Ähnliches gilt vom thüringisch-obersächsischen Volksstamm, der in Meister Eckart, Böhme, Leibniz, Fichte, Lotze, Fechner u. a. führende Metaphysiker hervorgebracht hat. Auch bei diesem Volksstamm tritt wirtschaftliche Tüchtigkeit und Erfindungsgabe hervor; sie sind als Eigenschaften der Sachsen bekannt und gefürchtet. Es sei auch daran erinnert, daß die führenden religiösen Geister Deutschlands vorwiegend aus den beiden Volksstämmen hervorgegangen sind: Luther aus dem thüringisch-obersächsischen, Zwingli und Melanchthon[1]) aus dem schwäbisch-alemannischen Volksstamm.

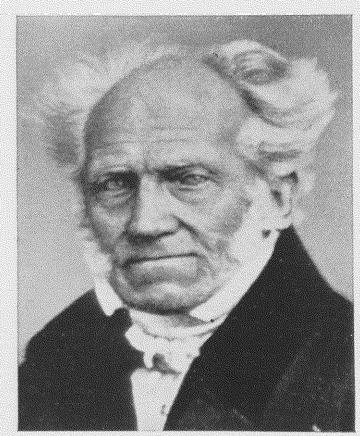
Endlich sei noch hervorgehoben, daß sich die geniale Begabung in einigen Familien nach sehr verschiedenen Richtungen geäußert hat, z. B. in der Familie Feuerbach, Brentano und Cornelius. Die Familie Feuerbach hat einen bedeutenden Philosophen, einen großen Maler und einen namhaften Juristen, die Familie Brentano zwei Dichter, einen Philosophen und einen Nationalökonomen, die Familie Cornelius einen bedeutenden Maler, einen Komponisten und einen Philosophen hervorgebracht. Es gibt zwar höchst selten ein Universalgenie, aber etwas Universales hat jedes große Genie, und wie aus obigen Beispielen hervorgeht, kann sich die geniale Veranlagung auch innerhalb einer Familie auf verschiedenen Gebieten betätigen.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt Schopenhauer, so werden wir die Vorfahren, die als Großkaufleute neue Wege in der Freistadt Danzig gingen, nicht mehr so artfremd finden wie bisher; sie sind Schopenhauer innerlich verwandter, als es den Anschein hat.

[1]) Melanchthon, der Großneffe des Humanisten Reuchlin, hatte auch schwäbische Ahnen.

Wir finden in Schopenhauer, entsprechend seiner überwiegend niederdeutschen Abstammung, alles klarer, vorsichtiger, fester, bestimmter und anschaulicher formuliert als bei allen obengenannten schwäbischen und obersächsischen Denkern — gerade darauf beruht sein Ruhm und die Liebe, die ihm immer aufs neue aus dem Kreis der Gebildeten und auch aus dem Volke entgegengebracht wird. Aber die Gabe der kühnen Spekulation besitzt auch er, die ihn weit hinausträgt über die Erscheinungswelt in das Reich der Ideen, in das unbetretene Land, in dem sich Metaphysiker und Religionsstifter frei ergehen. Diese Gabe verdankt er nicht zum wenigsten seinen nächsten Vorfahren, den Großkaufherrn der freien Hansestadt Danzig.

Arthur Schopenhauer



Arthur Schopenhauer im 72. Lebensjahr



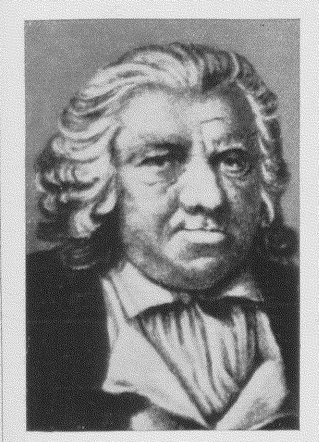
Schopenhauers Schwester Adele



Schopenhauers Mutter
Johanna geb. Trosiener



Schopenhauers Vater
Heinrich Floris Schopenhauer



Schopenhauers Großvater mütterl. Christian Heinrich Trosiener



Schopenhauers Großmutter mütterl. Elisabeth geb. Lehmann



Schopenhauers Urgroßvater Soermans

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Eduard von Hartmann

Eduard von Hartmann entstammt einer preußischen Offiziersfamilie[1]). Sein Vater Emil Hermann Robert Bonaventura von Hartmann war Mitglied der Preußischen Artillerie-Prüfungskommission in Berlin, wurde 1862 vom König von Preußen in den erblichen Adelsstand erhoben und 1864 zum General befördert. Wir sehen also eine ungewöhnliche militärische Laufbahn. Robert von Hartmann besaß bedeutende artilleristische und konstruktive Fähigkeiten, auch mathematische Begabung. Die konstruktive und mathematische Begabung wurde vom Vater auf den Sohn vererbt, die sich bei ihm auf einem anderen Gebiet, dem philosophischen, in einer außergewöhnlichen konstruktiven und systembildenden Kraft offenbaren sollte. Hartmanns hervorragendste Eigenschaft als Denker ist eine nicht gewöhnliche Kraft konstruktiven Denkens in der Systembildung[2]). Der erbliche Zusammenhang liegt klar zutage. Eduard von Hartmann ist, ähnlich wie Friedrich Nietzsche, in intellektueller Hinsicht vorwiegend vom Vater erblich bestimmt worden[3]). Hartmann war (wie Herbart) das einzige Kind seiner Eltern.

Daß im Vater Hartmanns sich ein so starker Aufstieg vollzogen hat, erklärt sich vor allem aus dessen mütterlicher Ahnenreihe, die eine ganze Reihe führender Persönlichkeiten des Patriziats der Stadt Rawitsch in Posen aufweist.

Auch der väterliche Großvater Andreas Daniel Hartmann, der Justizkommissar in Fraustadt, später Kriminalrat in Glogau war, verkörpert bereits einen gesellschaftlichen Aufstieg gegenüber seinen Ahnen. Wir sehen also unter den nächsten Vorfahren Hartmanns ein starkes Willensmoment des Auftriebes. Dieser Vorgang, der, naturwissenschaftlich gesprochen, eine Auslese darstellt,

[1]) Eduard von Hartmann wurde in Berlin, Linienstraße 112, geboren. Gestorben ist Hartmann in Berlin-Lichterfelde, Marienstraße 7a. Er ist begraben auf dem Garnisonfriedhof in der Hasenheide bei Berlin.

[2]) Dies ist auch die Meinung Heinrich Hasses (Schopenhauer: Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, 1926, Bd. 34, S. 459).

[3]) Dies war auch bei Herbert Spencer und einigen anderen Philosophen der Fall.

ist von großer Bedeutung. Wir sehen ihn in den Ahnentafeln sehr vieler großer Männer, z. B. Goethes, Schillers, Herders, Händels, Mozarts u. a. — Der Urgroßvater und Ururgroßvater Hartmanns waren kleine Beamte. Dagegen war der Urururgroßvater Hartmanns Pastor.

Eine davon sich scharf abhebende Gruppe sind die Vorfahren der väterlichen Großmutter Christiane Renate George, die alle seit mehreren Generationen dem Patriziat der Stadt Rawitsch angehört haben. Es waren Kaufleute, die zu Reichtum und Ansehen gelangt, Senatoren, mehrere davon Senioren des Rates von Rawitsch wurden, so der Urgroßvater und der Ururgroßvater George. Dem Patrizierstand gehörten ferner die Familien Ramnitz, Hellwig, Quorckhardt, Schröter u. a. an, die in der aufsteigenden Ahnenreihe auftreten. Der Ahne Andreas Quorckhardt (1691—1770), Ratsherr, Stadtvogt und Bürgermeister, erwarb sich sogar geschichtliche Verdienste um die Stadt Rawitsch[1]).

Wenn wir diesen geschlossenen Kreis von Kaufleuten betrachten, so liegt ein Vergleich mit Schopenhauers Ahnen nahe, unter denen gleichfalls eine größere Zahl von Großkaufleuten sich finden. Es kann auch hier die Vermutung ausgesprochen werden, daß die kaufmännische Spekulationsgabe mit der philosophischen, psychobiologisch betrachtet, eine entfernte Verwandtschaft hat[2]). Auf alle Fälle spielt dieser Ahnenkreis für Hartmanns Begabung und Intelligenz eine große Rolle. Es muß dies um so mehr angenommen werden, als nach den erhaltenen Ahnenbildern die Großmutter George eine bedeutende Persönlichkeit gewesen sein muß, und Hartmann geistig vorwiegend dem Vater ähnlich war.

Die Mutter Hartmanns, Johanna geb. Dohse, war eine tüchtige, sparsame Hausfrau; sie soll aber wenig Einfluß auf ihren Sohn gehabt und — wie die Mutter Nietzsches — nie eine Zeile von seinen Werken gelesen haben[3]). Unter den Seitenverwandten stand Hartmann die Schwester seiner Mutter, Emilie Dohse, nahe, die unverheiratet in der Familie lebte. Sie soll ein stiller, innerlicher Mensch gewesen sein. Der Vater der Mutter, Johann Karl Heinrich Dohse (1767—1847), war Wundarzt und Operateur, später Armenwundarzt und Leibarzt einer Prinzessin von Oranien in Berlin-Schönhausen. Die Beziehung zum Militär ist bemerkenswert. Außer Hartmann selbst und seinem Vater war der Vater von

---

[1]) Vgl. Merschel: 200 Jahre Geschichte der Stadt Rawicz, Rawicz 1911.

[2]) Vgl. S. 224.

[3]) Nach Mitteilung von Frau Alma von Hartmann geb. Lorenz, der zweiten Gattin des Philosophen, aus dem Jahre 1930.

Hartmanns erster Frau, Agnes geb. Taubert, Offizier (Artillerieoberst), ferner zwei Schwiegersöhne und der Mann einer Enkelin Hartmanns. Auch in der Familie George ist der Offiziersstand mehrfach vertreten. Der Urgroßvater Christian Jakob Friedrich Dohse (1740—1773) war gleichfalls Arzt. Wir dürfen zu diesem Vorfahrenast nach der Berufswahl stärkere naturwissenschaftliche Interessen als wahrscheinlich annehmen. Vergleichen wir damit die für einen Philosophen sehr ausgebreiteten naturwissenschaftlichen Interessen und Kenntnisse Hartmanns und seinen Standpunkt, „spekulative Resultate nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode" zu gewinnen, so dürfen wir diese Seite seines Wesens mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf den Ast Dohse seiner Ahnen zurückführen.

Eine eigenartige Ahnengruppe sind die Vorfahren Blanck, Runge und Damitz und deren nähere Ahnen, die Seefahrer waren[1]).

Sämtliche bekannten Vorfahren Hartmanns waren Protestanten. Die Denkfreiheit, die der Protestantismus gewährt und die Hartmann von früher Jugend auf genoß, gab ihm die Möglichkeit, ein weltumspannendes System zu schaffen, das lediglich auf den in der Erfahrung gegebenen Tatbeständen aufgebaut ist.

Die Klarheit und Nüchternheit, die das Denken und den Stil Hartmanns in hohem Grade kennzeichnen, sind durch die Erziehung durch seinen Vater, einen Mann von ernstem und folgerichtigem Charakter, frühzeitig geweckt worden. Die Umwelt der preußischen Hauptstadt, in der Hartmann sein ganzes Leben verbrachte, hat diese Seite seines Wesens sicher verstärkt. Hartmanns Erziehung war von dem Geiste strenger Pflichterfüllung, unerbittlicher Wahrheitsliebe und echt preußischer Nüchternheit erfüllt. Es ist aber kein Zweifel, daß die Anlagen zu den genannten Eigenschaften schon im Vater und Großvater vorhanden waren und auf Hartmann vererbt worden sind. Die Berufswahl des Vaters (Offizier), wie die des Großvaters (Jurist) lassen auf eine Veranlagung zu Nüchternheit und Klarheit schließen. So erklärt es sich wohl auch, daß Hartmann nach dem Abiturium nicht die Universität bezog, sondern aus freiem Trieb Offizier wurde — für einen Philosophen gewiß eine merkwürdige Berufswahl! In der Offizierslaufbahn glaubte er am leich-

---

[1]) Wir können hier erwähnen, daß der Dichter Henrik Ibsen gleichfalls viele Seefahrer unter seinen Vorfahren hatte. Sommer (Familienforschung und Vererbungslehre, 2. Aufl., S. 264 ff.) bringt die dramatische Begabung Ibsens mit dem Seemannsberuf seiner Ahnen in Verbindung. Auch Hartmann besaß dramatische Begabung und verfaßte ein großes Drama „Tristan und Isolde".

testen ein ganzer Mann werden zu können und außerdem genug Zeit für seine Neigungen zu finden. Zu seiner Berühmtheit als Philosoph ist Hartmann nur dadurch gekommen, daß er sich 1861 durch eine Kontusion der linken Kniescheibe ein schweres Knieleiden zuzog, seinen Abschied als Offizier nehmen und den größten Teil seines Lebens liegend zubringen mußte. Wäre das Knieleiden nicht eingetreten, so hätte die Welt schwerlich etwas von einer „Philosophie des Unbewußten" und ihrem Schöpfer erfahren. Hartmann hat fast alle seine großen Werke liegend — die späteren Werke meist ohne Konzept sofort ins Reine geschrieben[1]). Die außerordentlich gedrängte, fast militärisch kurze Ausdrucksweise erklärt sich daraus wie aus seiner ganzen geistigen Veranlagung. Der Entwicklungsgang Hartmanns läßt es als wahrscheinlich erscheinen, daß manche Talente aus Mangel an einer günstigen Umwelt oder unter dem Zwang zum Broterwerb nicht zur Entfaltung gelangen[2]).

Seine Ideale der philosophischen Schreibweise hat Hartmann in folgenden Worten geschildert: „Wie in aller wissenschaftlichen Darstellung soll auch in der philosophischen die sprachliche Ausdrucksweise sachlich, unpersönlich, ruhig, kühl, nüchtern, prosaisch, besonnen, ernst, schlicht, klar, deutlich, genau, treffend, scharf, kurz und gedrängt sein; die Gedankenführung soll möglichst geradlinig, durchsichtig, logisch zusammenhängend und beweiskräftig sein. Philosophische Schriften, die schön, geistreich, witzig, poetisch, schmuckreich, prunkvoll, blühend, glänzend, blendend, hinreißend, berauschend, temperamentvoll, effektvoll, leidenschaftlich, feurig, individuell, dunkel, in Bildern, Gleichnissen . . . Aphorismen abgefaßt sind, sollten mit doppelt scharfer Kritik aufgenommen werden. Denn sie wollen bewundert werden, unterhalten und überreden, statt die Wahrheit zu suchen, zu belehren und zu überzeugen. Die Schönheit der Sprache soll durchaus nur in ihrer völligen Angemessenheit an den Inhalt bestehen, darf sich aber bei wissenschaftlichen Arbeiten niemals als etwas Selbständiges hervordrängen . . ." Daß in diesen Idealen Hartmanns eigenes Wesen zum Ausdruck kommt, kann keinem Zweifel unterliegen. Charakteristisch ist für ihn sein Vorschlag, daß alle literarischen Erzeugnisse anonym erscheinen sollten, um jedes persönliche Moment bei der Veröffentlichung auszuschließen.

---

[1]) Nach einer Mitteilung von Frau von Hartmann.

[2]) Hartmann hat sich auch als Dichter, Maler und Komponist versucht, bis er den Gedanken als seinen Beruf erkannte. — Die Manuskripte Hartmanns befinden sich in der Staatsbibliothek Berlin, ein kleines Hartmann-Archiv in Bonn (Universität), eine Büste Hartmanns in der Stadtbibliothek Frankfurt a. M.

Landschaftlich betrachtet ist Hartmanns Persönlichkeit aus einer Mischung hochdeutschen und niederdeutschen Wesens hervorgegangen. Die väterlichen Vorfahren sind Hochdeutsche (Schlesier und Posener), die mütterlichen Vorfahren Niederdeutsche (Pommern). Die Weite des Blickes und die Vielseitigkeit der Interessen Hartmanns ist ohne Zweifel durch den genannten Unterschied und die große räumliche Entfernung der Ursprungsländer seiner Ahnen mitbedingt. Wir finden fast bei allen großen Männern, daß in den letzten Generationen ihrer Vorfahren eine stärkere Blutmischung stattgefunden hat. Je mehr Ahnentafeln berühmter Männer bekannt werden, desto mehr wird die genannte Erscheinung als Charakteristikum, ja beinahe als Regel der Entstehung des Genies und großer Talente erkannt werden.

Neben dem Gegensatz und der Vereinigung hochdeutschen und niederdeutschen Blutes ist, landschaftlich betrachtet, der östliche Wesenszug der Ahnen Hartmanns hervorzuheben. Fast alle Ahnen sind Ostdeutsche. Auch diese Tatsache ist sehr bedeutungsvoll. Das Land östlich der Elbe (und Saale) hat Deutschland die größte Zahl seiner Philosophen, der modernen Welt fast die Hälfte seiner großen Denker gestellt: Jakob Böhme, Angelus Silesius, Leibniz, Wolff, Thomasius, Kant, Hamann, Fichte, Schleiermacher, Schopenhauer, Lotze, Fechner, Eduard von Hartmann, Friedrich Nietzsche, Carus, Weiße, Mach, Ostwald, Külpe, Volkelt, Windelband, Eugen Dühring, Nicolai Hartmann, Rickert und viele andere. Besonders groß ist die Zahl der Metaphysiker. Auch Männer wie Kopernikus, Herder, Lessing, Karl Ernst von Baer, Helmholtz, Haeckel, Kirchhoff u. a. sind zu nennen, die auf das Denken der Menschheit revolutionierend gewirkt haben.

Erwähnt sei ferner, daß alle großen Willensmetaphysiker und die Philosophen, bei denen der Schwerpunkt des Denkens auf der Seite der praktischen Vernunft liegt, aus Ostelbien hervorgegangen sind: Kant, Fichte, Schopenhauer, Eduard von Hartmann, Nietzsche. Sie bringen auf dem Gebiet des Denkens letzten Endes die Tatsache zum Ausdruck, daß das ostelbische Kulturgebiet aus einem Geschlecht von Eroberern und Kolonisatoren hervorgegangen, eine Schöpfung von Willensmenschen ist. Im Gegensatz zu diesen ostelbischen tritt bei den westlich der Elbe geborenen Philosophen ein stärkerer Intellektualismus zutage, besonders bei den aus Schwaben und Franken hervorgegangenen.

Bemerkenswert am Mannesstamm Hartmann ist die Tatsache, daß in den ersten sieben Ahnenreihen kein Landwirt auftritt, und

daß dieses Element auch in den sonstigen Ahnenreihen spärlich zu sein scheint. Vielleicht hängt die Vorherrschaft des Verstandes und der Reflexion, Hartmanns leichte Assoziationsfähigkeit und ausgesprochen dialektische Gewandtheit mit der genannten Tatsache zusammen[1]). Die genannten Eigenschaften sind die Ursache, daß uns Hartmann vorwiegend als großes Talent, weniger als Genie erscheint. Wir finden im Gegensatz dazu bei fast allen Genies, ganz besonders aber bei großen weltbewegenden Genies, unter den näheren Vorfahren auch Landbewohner. Sie bringen die Naturnähe, die Ursprünglichkeit und Naivität, die für das Genie unentbehrlich sind.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen an Hartmann ist die Tatsache, daß seine kühle, nüchterne, unpersönliche Art mit kühnster Spekulationsgabe verbunden ist. Es ist einer der wagemutigsten Metaphysiker, den sein Denken weit hinaus über die Welt der Erfahrung in blaue, metaphysische Fernen getragen hat. Die Erklärung für diese Tatsache liegt einmal in der gewaltigen konstruktiven Kraft, der beispiellosen Leichtigkeit seines Schaffens und seiner Gedankenassoziation, sodann in der Tatsache, daß Hartmann alles als logisches Problem auffaßt, daß seiner ausgesprochen logischen Begabung kein Problem als unlösbar erscheint. Er ist darin Schopenhauer völlig unähnlich, ja geradezu ein Antipode von ihm; er nähert sich darin Hegel.

Betrachten wir zum Schluß die Rassenmerkmale Hartmanns, die uns sein Wesen noch verständlicher machen. Einige allgemeine Bemerkungen, die oben gemacht wurden, seien hier wiederholt. Durch eine derartige Betrachtung wird über die Richtigkeit und Unrichtigkeit der reinen theoretischen Erkenntnisse einer Philosophie selbstverständlich nichts ausgesagt. Ebensowenig kann eine Individualität in ihrer Einmaligkeit und Irrationalität durch Rassenmerkmale erklärt oder erschöpft werden. Es kann aber die Berechtigung nicht bestritten werden, eine Individualität daraufhin zu betrachten, wieweit typische und hervorstechende Eigenschaften einer bestimmten Menschenart durch sie verkörpert, unter Umständen ins Ideale gehoben und verklärt werden. Denn nur dann gewinnt eine Persönlichkeit Bedeutung für weitere Kreise, für die Allgemeinheit, wenn sie in irgendeiner Richtung Ideale einer bestimmten Menschenart verkörpert. Hierbei spielt die rassische Artung einer Persönlichkeit eine entscheidende Rolle. Allgemeingültig für Menschen sind nur die Gesetze

---

[1]) Eine ähnliche Erscheinung finden wir bei Lessing, dessen nähere Vorfahren alle Akademiker waren, während das bäuerliche Element unter seinen bekannten Ahnen völlig fehlt. Lessing ist der am meisten verstandesmäßig veranlagte unter unseren Klassikern.

der Logik. Sobald wir das Gebiet ethischer und ästhetischer, auch axiologischer Wertungen, sobald wir das Gebiet der Werte und der Kultur betreten, ergeben sich tiefgehende Unterschiede zwischen den einzelnen Menschenrassen.

Das Gesagte gilt in besonders hohem Grade in allen Fragen der Weltanschauung. Hier sind völkische und rassische Gegebenheiten von entscheidender Bedeutung, in weit höherem Maße als die meisten Menschen auch nur ahnen. Gerade das, was sie als selbstverständlich voraussetzen, ist in den Tiefen der Persönlichkeit durch emotionale Mächte verankert. Es ist gleichsam ein unbewußtes „a priori" ihrer rassischen Artung. Bei metaphysischen Fragen kommt noch der weitere Umstand hinzu, daß wir auf diesem Gebiete nie etwas ganz Sicheres wissen werden. Hier ist dem Glauben der weiteste Spielraum gelassen, der weitgehend durch Herzenswünsche diktiert ist. Es gibt sogar nicht wenige Menschen, die sich in Weltanschauungsfragen Verstandes- und Vernunftsgründen bewußt verschließen und die Stimme des Herzens sprechen lassen, die ihnen Bestimmtes „sagt". Diese Stimme des Herzens ist — neben individuellen Eigentümlichkeiten — in den meisten Fällen ein unbewußtes Ideal ihres Volkes, ihres Stammes, ihrer Rasse, das ihnen durch jahrtausendlange Auslese und Übung ihrer Vorfahren angezüchtet ist. Daraus erklärt sich auch die eigenartige Erscheinung, daß man bei „großen" Philosophen nicht danach fragt, ob ihre Ansichten oder Lehren richtig oder falsch sind. Ihre Philosophien sind vielmehr Lebensmächte geworden, die bestimmte Anforderungen völkischer, rassischer oder sonstiger Ideale erfüllen. Kant ist und bleibt eine geistige Macht, auch dann, nachdem die Unhaltbarkeit des transzendentalen Idealismus aufs klarste erwiesen ist. „Große" Philosophen sind über die Frage „erhaben", ob sie Richtiges oder Falsches gelehrt haben. Sie haben das mit den Religionen gemeinsam. Es hat deshalb einen vollen Sinn, nach der rassischen Artung eines Philosophen zu fragen. Eine Untersuchung dieser Art trägt dazu bei, die geheimnisvollen unterbewußten Triebkräfte aufzuhalten, die ihn zu seiner Philosophie geführt haben.

Hartmann war von kleiner, zarter Gestalt. Der Kopf war im Verhältnis zum Körper groß, die Augen tiefblau. Auf alle Besucher machten Hartmanns große, leuchtende, wunderbar klare Augen den tiefsten Eindruck[1]). Die Haare waren dunkelblond (in der Jugend

[1]) Vgl. Braun, Otto: Eduard von Hartmann, 1909 (Frommans Klassiker der Philosophie, XX). Diese Tatsache wurde dem Verfasser auch von dem Schwiegersohn Hartmanns, Prof. Kern in Bonn, bestätigt.

hellblond gelockt), die Augenbrauen sehr dicht. Die Haut war hell[1]). Der Schädelindex muß nach den vorhandenen Hüten[1]) etwa 81—82 betragen haben. Die Stirn war mächtig und steil, die Nase verhältnismäßig kurz, das Gesicht mehr breit und rundlich.

Nach den hellen Farben und tiefblauen großen Augen liegt bei Hartmann ein n o r d i s c h e r Einschlag vor. Daneben deutet die kleine Gestalt, der im Verhältnis zum Körper große Kopf, die Steilheit der Stirn, der ziemlich hohe Schädelindex und das breite rundliche Gesicht auf einen osteuropiden (ostbaltischen) Einschlag. Der äußere Typus muß demnach als n o r d i s c h - o s t e u r o p i d bezeichnet werden. Er tritt deutlich auf einem Selbstbildnis im Alter von 21 Jahren und auf allen späteren Bildern Hartmanns hervor. Auch Hans G ü n t h e r erklärt die Gesichtszüge Hartmanns für nordisch-ostbaltisch (osteuropid). Den gleichen Typus hatte Hartmanns Mutter, der Hartmann äußerlich ähnlich sah, sowie seine Tochter Leopoldine, Gemahlin des Generals von Winterfeld. (Der Vater Hartmanns hatte nordisch-dinarisch-alpine, die Mutter des Vaters nordische Züge mit leicht alpinem Einschlag.) Auch bei Hartmann selbst dürfte ein leicht alpiner Einschlag vorliegen.

Auf seelischem Gebiet zeigt Hartmann viele nordische Eigenschaften. Diese treten vor allem in der Grundsätzlichkeit, Geschlossenheit, Klarheit und Folgerichtigkeit seines Denkens zutage. Hartmanns System ist ein Gedankengebäude von solcher Geschlossenheit, wie es die Geschichte der Philosophie selten gesehen hat. Dabei ist Hartmann ein architektonischer Künstler im Aufbau seiner Werke. Diese sind so fein gegliedert wie die keines anderen Philosophen. Auch hierin liegt eine ausgesprochen nordische Eigenschaft, nicht minder in der ungewöhnlich k o n s t r u k t i v e n Kraft seines Denkens. Hartmanns Denken ist ungeschichtlich, rein auf das Abstrakt-Begriffliche gerichtet. Diese Erscheinung findet man bei vielen nordischen Denkern, z. B. bei Kant. Hartmann hat wie Kant wenig Sinn für das reale geschichtliche Geschehen. Er sieht nie die kulturelle Bedeutung einer Philosophie als Lebensmacht, sondern nur ihre logische Bedeutung als ein Gefüge abstrakter Gedanken. Es muß auch an dieser Stelle gesagt werden, daß fast nur nordisch (und fälisch) bestimmte Völker große Philosophen, große geschichtliche Persönlichkeiten auf dem Gebiet des reinen Gedankens hervorgebracht haben: Die Hellenen in ihrer Frühzeit und zur Zeit ihrer Blüte und die Ger-

[1]) Nach Mitteilung von Frau Alma von Hartmann aus den Jahren 1922 und 1925. Ein Strohhut zeigt 19½ cm Längsachse, 16 cm Breitenachse (an der Innenseite des Hutes gemessen).

manen. Neben ihnen können die Inder genannt werden, die in ihrer Frühzeit gleichfalls nordisch bestimmt waren. Während wir bei anderen Völkern und Rassen wohl große Dichter und Künstler, auch Gelehrte antreffen, finden wir große schöpferische Philosophen fast nur bei nordisch bestimmten und beeinflußten Völkern. Daraus erklärt es sich, daß große Philosophen viel seltener geboren werden als große Dichter und Künstler, worauf schon Schopenhauer[1]) hinweist. Die Besinnlichkeit, die Neigung zum Nachdenken ist bei nördlichen Völkern erheblich größer als bei südlichen. Dem nordischen Menschen kommt es auf das Wesentliche, auf das Wesen der Dinge an — eine unerläßliche Voraussetzung für die Philosophie.

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt Hartmann betrachten, wenn wir den tiefen, heiligen Ernst wahrnehmen, mit dem er seine Lebensaufgabe erfüllt hat — ein Leben, das nur der Erforschung der Wahrheit gewidmet war —, so können wir an dem nordischen Grundcharakter seiner Persönlichkeit nicht zweifeln.

Neben diesem nordischen Grundcharakter tritt aber ein zweiter mehr östlicher Zug hervor, der gleichfalls in seiner Abstammung begründet ist. Nordisch ist an Hartmann das Denkerische, das Grundsätzliche, Systematische. Weniger ausgesprochen und mehr östlich ist sein ausgesprochener Zug zum Metaphysischen. Hartmann ist durch und durch Metaphysiker. Er betrachtet alle Einzelerscheinungen sub specie aeternitatis. Nun ist zwar der metaphysische Trieb dem Menschen angeboren. Aber er tritt bei östlichen Menschen durchschnittlich viel stärker hervor als bei mehr westlich gearteten. Alle Weltreligionen sind aus dem Osten hervorgegangen: ex oriente lux: Der Brahmanismus, Buddhismus, die Religion Zarathustras, die Lehre des Laotse, des Confucius, der jüdische Monotheismus, das Christentum, der Islam und viele andere weniger bekannte religiöse Erscheinungen. Daraus erklärt es sich auch, daß Ostelbien so viele Metaphysiker hervorgebracht hat; unter ihnen auch Hartmann. Im Gegensatz dazu ist der Geist Westeuropas mehr positivistisch, empiristisch, naturwissenschaftlich - technisch, metaphysikfeindlich geartet. Man denke an den Charakter der englischen Philosophie (Empirismus, Sensualismus), an die Tatsache, daß das moderne naturwissenschaftlich-technische Zeitalter seinen Sitz in Nordwesteuropa und Nordamerika hat. Auch das freiheitlichere, westeuropäische

[1]) Die, welche durch das Studium der Geschichte der Philosophie Philosophen zu werden hoffen, sollten aus derselben vielmehr entnehmen, daß Philosophen ebenso sehr wie Dichter nur geboren werden, und zwar viel seltener. — Schopenhauer: Parerga, II, § 8.

Denken hängt damit zusammen, während der Osten Europas und Asien politisch und religiös gebundener, in ihrem Denken kollektivistischer sind. Dieser Grundcharakter des Ostens ist nicht nur durch die Landschaft, sondern ebenso sehr durch die dort vertretenen Rassen bedingt. Im Osten Europas herrscht die osteuropide (ostbaltische) Rasse vor. Diese hat einen Zug zum Unwirklichen und Überwirklichen. Hans Günther schreibt über sie[1]): „Bei aller scheinbarer Wirklichkeitstreue und oft geradezu peinlich eindringlichen Menschenschilderung haftet der Erzählungskunst ostbaltischer Menschen immer etwas Wirres, Schweifendes, Abenteuerliches, Unwirkliches an ... Das Übersinnliche vom Spiritismus bis zur „Zauberei" lockt den ostbaltischen Menschen an, wohl auch deshalb, weil alle vorhandene Wirklichkeit eine ihm eigentümliche seelische Unzufriedenheit nie stillen kann."

Ein Zug zum Unwirklichen haftet auch Hartmann an, soweit dies bei seinem nordischen Grundcharakter möglich ist. Otto Braun[2]) schreibt über Hartmann: „Es fehlt Hartmann an einem lebendigen Wirklichkeitsgefühl. So sieht er nie die Dinge, wie sie sind, in ihrer vollen Realität, sondern wie gespenstige Schatten huschen sie hinter dem trübenden Schleier der Reflexion vorüber. Alles verdünnt sich und verflüchtigt sich, es fehlt die Wärme und Überzeugungskraft des eigenen Erlebens. Die Werke dieses logischen Genies sind unheimlich klar, zu klar oft, um — tief zu sein[3]). Es wird einem ängstlich bei dieser Klarheit. Es ist zu viel ausgedacht in ihnen, zu viel Begriffe ohne Anschauungen." Hier ist Hartmann zutreffend geschildert, aber auch — ohne Beziehung zum Rassengedanken und gerade deshalb überzeugend — ein osteuropider Zug an ihm. Es ist die osteuropide Art der Klarheit, die sich von der nordischen dadurch unterscheidet, daß es ihr an einem lebendigen Wirklichkeitsgefühl gebricht. Der Blick des rein nordischen Menschen ist auf diese Welt gerichtet, die er mit starkem Wirklichkeitsgefühl erfaßt und seiner Herrschaft unterwirft.

Der osteuropide Mensch dagegen sucht immer eine Welt hinter der wirklichen Welt, ein „Ding an sich", eine Überwelt, auf die er seine Träume überträgt. Er hat infolgedessen einen Trieb zur Entwirklichung der Wirklichkeit und gleichzeitig einen Zug zur Erlösung von dieser Welt. „Der ostbaltische Mensch

---

[1]) Rassenkunde des Deutschen Volkes, 16. Aufl., S. 238.

[2]) a. a. O.

[3]) Bezeichnend ist die Tatsache, daß die Welt für Hartmann ein logisches Problem ist.

sucht immer nach irgendeiner Erlösung" (Hans Günther, a. a. O.). Dieser Trieb zur Erlösung liegt auch bei Hartmann in stärkstem Maße vor. Wenn ein Denker vom Range Eduard von Hartmanns es für möglich hält, durch vereinigte „universelle Willensverneinung" aller auf der Erde und auf sonstigen Himmelskörpern lebenden bewußten Wesen den Weltwillen, das ὄντως ὄν der Dinge, aus der Aktualität in die Potenz zurückzuwenden und dadurch die gesamte Erscheinungswelt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen aufzuheben[1]) —, so haben wir die osteuropide Seite seines Wesens vor uns, die nichts mehr mit nordischer Besonnenheit zu tun hat. Dabei muß berücksichtigt werden, daß Hartmann den kritischen Realismus vertritt, also davon überzeugt ist, daß jene Sonnen und Milchstraßen unabhängig vom erkennenden Subjekt existieren.

Interessant ist auch die Ansicht Hartmanns, daß der Weltwille nach Aufhebung des ganzen Weltprozesses die unverminderte Kraft und Freiheit besitzt, sich von neuem zu erheben, falls es ihm grundloserweise so beliebt[1]), und daß die Wahrscheinlichkeit, daß dann ein neuer Weltprozeß beginnt, genau ½ beträgt. Hartmann ist über alle metaphysischen Fragen in beneidenswert genauer Weise unterrichtet. Es sind dies nicht etwa jugendliche oder vorübergehende, sondern endgültige Ansichten des Denkers, die in seinem nach seinem Tode erschienenen „Grundriß der Metaphysik" niedergelegt sind. — Auch die Grundauffassung Hartmanns, daß das ganze Weltgeschehen, die äußeren im Raume wie die in allen Einzelwesen sich abspielenden seelischen Vorgänge, unter Ausschluß jeglicher Freiheit und Selbstbestimmung von einem absolut unbewußten Weltsubjekt in jedem Augenblick neu geschaffen und ständig unterhalten werden — die gänzliche Passivität dieser Weltauffassung mutet durchaus osteuropid an. Kein rein nordischer Mensch würde sich zu solcher Weltanschauung bekennen. Die Überzeugung von der restlosen Determiniertheit des Weltgeschehens und des menschlichen Handelns durch metaphysische Mächte und die Auffassung, daß diese Determiniertheit „logisch" sei, ist ebenso bezeichnend wie die Annahme, daß der Weltgrund absolut unbewußt sei und trotzdem in seiner Allweisheit alles Einzelne zweckvoll gestalte.

Damit soll durchaus nicht verkannt werden, daß in der „Philosophie des Unbewußten" ein bedeutender schöpferischer Gedanke liegt. Nur die Art, wie Hartmann dieses Unbewußte und den ganzen Weltprozeß sich denkt, ist rassisch bezeichnend. Es kommt ja über-

---

[1]) Eduard von Hartmann: Grundriß der Metaphysik, System der Philosophie im Grundriß, 1908, Bd. 4, S. 101f.

Ahnentafel

Johann Samuel **Hartmann** * Reichau b. Brieg 24. 3. 1713 † . . . . Wagemeister in Brieg	Johanna Rosina **Gutsche** * um 1720 † Grüningen (Schlesien) 27. 11. 1761	Ludwig **Jenner** * (8. 2. 1704) † Brieg 28. 11. 1794 Salzlader in Brieg	Anna Magdalena **Werner** * . . . . (1706) † Brieg 6. 1. 1774	Gottlieb **George** * Rawitsch 2. 2. 1713 † Rawitsch 17. 7. 1777, Kauf- u. Handelsmann, Senior d. Rates i. Rawitsch	Rosina Cathar. **Quorckhardt** * Rawitsch 3. 8. 1722 † Rawitsch 14. 1. 1795	Otto Wilhelm **Ramnitz** * Arnswalde (Neum.) 5. 7. 1705 † Rawitsch 18 5. 1780 Kauf- u. Handelsmann Senior in Rawitsch	Renata **Hellwig** * Rawitsch 18. 11. 1722 □ Rawitsch 11. 1. 1789
Gotthold Siegmund **Hartmann** * (1. 1. 1743), † Brieg 22. 5. 1804, Kgl. Preuß. Salzoffiziant beim Kgl. Salzmagazin in Brieg in Schlesien, Bürger u. Hausbesitzer		Susanna Elisabeth **Jenner** * . . . . (24. 3. 1743), † Liegnitz (Schlesien) 3. 4. 1814		Andreas Gottlieb **George** * Rawitsch 14. 8. 1740 † . . . . Kaufmann, Senior des Rates in Rawitsch, Rittergutsbesitzer auf Dobramysl (Posen)		Susanna Christiana **Ramnitz** * Rawitsch 24. 8. 1744 †	
Andreas Daniel **Hartmann** * Brieg (Schlesien 27. 9. 1768 † Glogau (Schlesien) 24. 8. 1832 Kgl. Preuß. Justiz-Kommissar in Fraustadt später Kriminalrat in Glogau				Rosina Christiane Renata **George** ∾ Rawitsch (Posen) 25. 2. 1767 † Glogau 8. 2. 1812			
Emil Hermann Robert Bonaventura **von Hartmann** * Fraustadt (Schlesien) 19. 11. 1802, † Berlin 11. 3. 1876 Mitglied der Preuß. Artillerie-Prüf.-Kommission, General. Preuß. Adelsstand Babelsberg 15. 11. 1862							
Eduard							

haupt bei derartigen Betrachtungen nicht so sehr auf den Inhalt des Gedankens an, als auf die ganze Art und Weise, in der er auftritt.

Wir müssen demnach Hartmanns Persönlichkeit sowohl nach der körperlichen wie nach der seelischen Seite als nordisch-osteuropid bezeichnen. Es herrscht eine völlige Übereinstimmung zwischen den körperlichen und seelischen Rassemerkmalen. Es muß als etwas Wunderbares bezeichnet werden, daß sich körperlich wahrnehmbare Eigenschaften (Helligkeit der Farben, Breite des Gesichtes, Steilheit der Stirne usw.), seelische Eigentümlichkeiten und gewisse Seiten des geistigen Schaffens bis in ihre höchsten Auswirkungen in der Weltanschauung als gemeinsame Ausstrahlungen bestimmter Rasseneinschläge und menschlicher Artungen auffallen lassen. Es kommt darin letzten Endes die Einheitlichkeit alles Seienden zum

Eduard von Hartmann

?	?	Martin **Blanck** ⚭ Kolberg 3. 1. 1697 † . . . ., Steuermann und Schiffer in Kolberg	Catharina **Stoots** * . . . . †	Paul **Runge** * . . . ., † . . . . Schiffer in Kolberg	Dorothea **Beyer** * Kolberg 11. 12. 1711 †	Heinrich **Damitz** * Kolberg 10. 8. 1722 † . . . ., Steuermann und Schiffer in Kolberg	Dorothea Maria **Steinkrausen** * Kolberg 7. 3. 1724 † . . . .
Christian Jacob Friedrich **Dohse** * . . . . (1740), † Kolberg 14. 4. 1773 Amtschirurgus in Kolberg		Katharina **Blanck** * Kolberg 3. 1. 1738 † Kolberg 1. 5. 1801		Paul Friedrich **Runge** * Kolberg 23. 4. 1746 † . . . . Steuermann und Schiffer in Kolberg		Sophie **Damitz** * . . . . †	
Johann Karl Heinrich **Dohse** * Kolberg (Pommern) 29. 10. 1767 † Berlin 18. 12. 1847 Dr. med., Chirurg in Kolberg, später Wundarzt u. Operateur, Stabsarzt, Armeewundarzt i. Berlin, Leibarzt einer Prinzessin von Oranien in Berlin-Schönhausen				Maria Katharina **Runge** * Kolberg 25. 11. 1773 † Berlin 28. 7. 1836			
Johanna Louise Friederike **Dohse** * Berlin 18. 9. 1804 † Berlin 5. 4. 1880							
von Hartmann							

Ausdruck. Nochmals sei an dieser Stelle betont, daß damit über die logische Gültigkeit und die Übereinstimmung von Anschauungen mit der Wirklichkeit nicht das mindeste ausgesagt ist. Die vorliegenden Betrachtungen können aber immerhin in psychologischer Richtung einen gewissen Fingerzeig geben auf einem Gebiet, in dem wir immer auf einen höheren oder geringeren Grad von Wahrscheinlichkeit angewiesen sind, ohne je Gewißheit zu erlangen: Auf dem Gebiet der Metaphysik.

Noch sei in Kürze darauf hingewiesen, daß der Werdegang der äußeren Anerkennung und des Ruhmes Hartmanns aus dem Vorgetragenen bis zu einem gewissen Grade verständlich wird. Hartmann hat mit seinem Erstlingswerk der „Philosophie des Unbewußten“ einen großen literarischen Erfolg errungen, den er ohne Zweifel der

Neuheit und Genialität des Gedankens des Unbewußten zu danken hatte, der hier zum erstenmal in grundsätzlicher Gestaltung auftrat. Aber dieses Interesse der Allgemeinheit hat nicht vorgehalten — um so weniger, je mehr Hartmann, in dessen Geiste es lag, Hegel und Schopenhauers System zu verschmelzen, seine Gedanken in gewaltigen Werken ausgestaltete, vor allem in seiner „Kategorienlehre" und seinem „System der Philosophie im Grundriß". Die tiefere Ursache des Verhaltens der Öffentlichkeit liegt m. E. in den Grundvoraussetzungen seiner Weltanschauung, in der Art, wie er den Gedanken des Unbewußten ausgebaut hat. Es sind m. E. die in seinem osteuropiden Einschlag liegenden Anlagen und die daraus hervorgegangenen Eigenschaften und Wertungen, die das deutsche Volk in seiner großen Wahrheit nicht teilt. Es ist insbesondere der starke Drang zur Erlösung, aber auch die übergroße, fast unheimliche Klarheit, die Kühlheit seines Denkens, der Zug zur Dialektik, endlich die Schmucklosigkeit der Darstellung, die bewußte Ablehnung aller den Gedanken beeinträchtigenden künstlerischen Gestaltung, die Hartmanns Werke vielen Kreisen des deutschen Volkes verschlossen und seine Popularität verhindert haben. Hartmann läßt dem Leser nichts zu denken übrig. Alles ist bei ihm fertig, klar, abgeschlossen. Es gibt nach seiner Philosophie keine Probleme mehr.

So sehen wir, daß emotionale Momente im weitesten Sinne vorwiegend dafür entscheidend sind, ob ein Philosoph als „großer Denker" anerkannt wird und als solcher in der Geschichte der Philosophie fortlebt oder nicht. Die Frage, ob jemand als „großer Denker" gilt, ist von der Frage, ob seine Ansichten richtig sind oder nicht, weitgehend unabhängig. Entscheidend ist lediglich, daß die Werke eines Philosophen eine kulturelle Macht, eine Lebensmacht bedeuten.

Angesichts dieser Sachlage muß betont werden, daß Eduard von Hartmann ein Gedankengebäude von imponierender Größe und Geschlossenheit hinterlassen hat. Viele seiner Werke, besonders seine erkenntnistheoretischen, sind von bleibendem Wert. Hartmann sollte deshalb mehr gewürdigt und gelesen werden, als es heute geschieht, auch von denjenigen, die seine metaphysischen Ansichten nicht teilen.

Eduard von Hartmann



Mutter des Generals v. Hartmann (geb. George), wahrscheinl. nach einem Gemälde



General v. Hartmann
Vater Eduard v. Hartmanns



Generalin v. Hartmann
nach dem Gemälde ihres Sohnes



Schwester von Frau General v. Hartmann, Frl. Emilie Dose. Nach einem Gemälde von Eduard v. Hartmann

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Eduard von Hartmann



Eduard v. Hartmann
Nach einem Gemälde von ihm selbst



Die Töchter Bertha und Leopoldine v. Hartmann, 17 und 18 Jahre alt



Tochter Nora Schwab geb. v. Hartmann mit Tochter Ursula

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Friedrich Nietzsche

1. Abstammung

Friedrich Nietzsche ist aus dem obersächsisch-thüringischen Volksstamm hervorgegangen, der so außerordentlich viele große Männer hervorgebracht hat, ganz besonders Philosophen und Tondichter. Die Ahnentafel Nietzsches ist noch besonders dadurch charakterisiert, daß ein großer Teil seiner Ahnen aus dem Vogtland stammt, vor allem die Ahnen der Großmutter Erdmuthe Dorothea Krause, die in dem Ahnengefüge Nietzsches eine sehr große Rolle spielt. Die Bewohner des Vogtlandes aber sind fränkischen, nicht obersächsischen Stammes. Dazu treten die Ahnen des Zeugmachers George Lotholtz in Kulmbach (5. Ahnenreihe), die gleichfalls fränkischer Abkunft sind. Nietzsche hat also einen sehr starken fränkischen Einschlag, was bisher nicht beachtet worden ist. In der 6. Ahnenreihe kommt niedersächsisches Blut in dem Ratsherrn und Hutschmücker Heinrich Geutebrück aus Hagen (Westfalen) und außerdem oberdeutsch-bayerisches in dem Hutmacher Michael Krause aus Eger hinzu.

Wir sehen also schon in den ersten 6 Ahnenreihen thüringisches, obersächsisches, fränkisches, niedersächsisches und oberdeutsch-bayerisches (egerländisches) Blut, also fünf verschiedene Volksstämme, vereinigt! Dabei dürfte der Anteil des fränkischen Volksstammes der größte sein, weil die meisten Ahnenreihen zuletzt ins Vogtland münden. Dem steht der andere, sehr starke Anteil des obersächsischen und thüringischen Volksstammes gegenüber, die unter sich näher verwandt sind. Der Hauptsache nach ist Nietzsche fränkisch-obersächsisch-thüringischer, also mitteldeutscher Abstammung. Wir finden also auch durch Nietzsches Ahnentafel bestätigt, daß die Ahnen großer Genies in der Regel aus verschiedenen Gauen und Volksstämmen stammen, wodurch die Weltweite und Vielseitigkeit des Genies begründet wird.

Im obersächsisch-thüringischen Raum sind im Laufe der Zeit infolge seiner zentralen Lage in Deutschland eine ganze Reihe ver-

schiedenartig veranlagter germanischer Stämme seßhaft gewesen und haben dort Reste ihrer Bevölkerung zurückgelassen: Hermunduren, in ältester Zeit wohl auch Cherusker, Angeln, Warnen, Friesen, Flamen, Hessen, in großer Zahl Franken, auch Schwaben. Dadurch ist dieser Raum das stärkste Mischgebiet fast aller deutschen Stämme geworden[1]).

Daraus ist es zu erklären, daß der obersächsisch-thüringische Raum (mit Einschluß des Vogtlandes) in neuerer Zeit geistig mehr und mehr führend geworden ist, nachdem im Mittelalter und bis in die Zeit Goethes und Schillers der fränkische und schwäbisch-alemannische Volksstamm in Deutschland im Schrifttum und in der Kunst tonangebend gewesen waren. Die philosophische Begabung des thüringisch-obersächsischen Volksstammes ist groß und tief: Meister Eckhart, Jakob Böhme, Leibniz, Fichte, Lotze, Fechner, Nietzsche sind die glänzenden Namen. Dazu treten Männer, die weltanschaulich einen großen Einfluß gewonnen haben: Luther und mit einem Teil seiner Ahnen Goethe. Auch Schleiermacher und Schopenhauer haben genealogische Beziehungen zum obersächsischen Raum.

Am bedeutsamsten aber ist eine spezifische Begabung des genannten Volksstammes. Die grundlegendsten und größten reformatorischen Geister sind aus dem obersächsisch-thüringischen Stamm hervorgegangen:

Luther, der Begründer der Reformation,

Leibniz, der Begründer der selbständigen deutschen Philosophie,

Bach, der grundlegendste Geist der deutschen Musikgeschichte,

Händel, der Großmeister des Oratoriums,

Lessing, der Reformator der deutschen Literatur,

Richard Wagner, der Reformator der Oper und Begründer des Musikdramas,

Friedrich Nietzsche, der Umwerter aller Werte, der Reformator unserer Werturteile.

Wenn wir diese stolze Reihe überblicken, so müssen wir dem obersächsisch-thüringischen Stamm einen ausgesprochen reformatorischen Beruf zuerkennen. Im einzelnen steigert sich der reformatorische Beruf ins Revolutionäre, so in Luther, Richard Wagner, in größtem Maßstab in Friedrich Nietzsche. Wir

---

[1]) Vgl. Max Oehler: Zur Ahnentafel Nietzsches (Bericht über die 13. ordentl. Mitgliederversammlung der Ges. d. Freunde des Nietzsche-Archivs vom 12. Dez. 1938. Anlage).

können es deshalb als keine zufällige Tatsache betrachten, daß Nietzsche dem obersächsisch-thüringischen Stamm entsprossen ist; er trägt obersächsische Züge in reichem Maße in sich.

Der reformatorisch-revolutionäre Charakter des obersächsischen Stammes hängt zweifellos mit der starken, in ihm vorliegenden Mischung europäischer Rassen zusammen. Fast alle in Europa vertretenen Rassen finden wir im obersächsischen Volksstamm vertreten: die nordische, fälische, alpine, osteuropide, dinarische, in leichten Beimischungen wohl auch die mediterrane Rasse. Dieser Reichtum ist durch die zentrale Lage Deutschlands in Europa und wieder des thüringisch-obersächsischen Stammes innerhalb Deutschlands bedingt. Hierzu kommt eine weitere Tatsache: der obersächsische Raum liegt am Rande eines sehr starken Rassengefälles von Nord nach Süd. Nördlich an ihn grenzen überwiegend nordrassische preußische Gebiete, im Süden dagegen ein stark alpines Hochzentrum: der böhmisch-tschechische Raum. Die gleichen Ursachen, die im obersächsischen Raum überragende musikalische Größen erstehen ließen, haben auch führende philosophische und weltanschauliche Geister gezeitigt. Starkes Rassengefäll ist der Entstehung genialer Geister günstig, weil dadurch innerliche Gegensätze geschaffen werden, die für das Gesamtvolk schädlich, der Genieentstehung dagegen förderlich sind. Alles Geniale ist hinsichtlich seiner Entstehung an innere Spannungen geknüpft. Eine ähnliche Erscheinung wie in Obersachsen sehen wir in Holland. Die Tatsache, daß das kleine holländische Volk in der Tonkunst und in der Malerei eine Blütezeit erlebt hat und in beiden Künsten führend geworden ist, ist wesentlich durch das starke Rassengefäll bedingt, das in Holland und Belgien von Nordost nach Südwest herrscht. Obersachsen und Holland haben darin große Ähnlichkeit.

Dazu tritt ein dritter, bedeutsamer Umstand, der geniefördernd gewirkt hat. Herrscht in Obersachsen von Nord nach Süd ein starkes Rassengefäll, so von West nach Ost eine starke Mischung deutschen und ursprünglich slawischen (wendischen) Blutes. Obersachsen ist wohl mit das am stärksten slawisch gemischte Land Deutschlands. Das Land um Unstrut, Saale und Mulde, dem Nietzsches Ahnen entstammen, hat die erbittertsten Kämpfe zwischen Deutschen und Wenden in einer verhältnismäßig nahen geschichtlichen Vergangenheit gesehen. Es sind von dort bis zur Geburt Nietzsches nur 20 Generationen! Man müßte eine vollständige Ahnentafel eines Genies besitzen, 1500—2000 Jahre zurückreichend, dann könnte man viele seiner Wesenszüge aus dieser Ahnentafel ablesen und würde seine

Individualität noch besser verstehen. Da die völkischen Kreuzungen gegenüber den rassischen die zeitlich viel jüngeren sind und auf kulturellem Gebiet bedeutsam geworden sind, außerdem auch Rassenkreuzungen mit sich gebracht haben, so dürfen sie in ihrer Bedeutung nicht übersehen werden.

Alle obengenannten Tatsachen sind die Ursache davon, daß der obersächsische Kulturkreis so viele revolutionäre und reformatorische Geister hervorgebracht hat, die ganze Gebiete menschlicher Betätigung auf eine neue, veränderte Basis gestellt haben. Obersachsen unterscheidet sich in diesem Punkte stark von dem anderen geniereichen, deutschen Volksstamm: dem schwäbischen, der trotz seiner südlicheren Lage einen viel konservativeren Grundcharakter trägt. Schwaben ist für ein so geniereiches Land außergewöhnlich konservativ. Es ist für Schwaben bezeichnend, daß es trotz seines Reichtums an Schriftstellern keinen großen atheistischen und materialistischen, keinen pessimistischen, sozialistischen und nihilistischen Schriftsteller hervorgebracht hat. Fast alle rein schwäbischen Geister sind mehr oder weniger von theistischen und spiritualistischen Ideen berührt. —

Alles bisher über den obersächsischen Stamm Gesagte findet nun seine schärfste, seine äußerste Ausprägung in Nietzsches Persönlichkeit. Er ist seinem Grundwesen nach durchaus germanisch und deutsch, deutsch in seiner Grundsätzlichkeit, seinem bohrenden Tiefsinn, seinem Idealismus, in seinem auf das Ganze der Welt gerichteten Denken, in seiner echt philosophischen Grundhaltung. Aber ein unterirdischer, verborgener fremder Zug ist nicht zu verkennen. Nietzsche fühlt sich slawischem Wesen innerlich verwandt[1]). Wenn auch seine Annahme, daß seine väterliche Familie vom polnischen Grafen Nietzky abstamme, durchaus unhaltbar ist, so liegt ihr doch ein Tieferes zugrunde: das richtige Gefühl, daß er deutsche und slawische Vorfahren hat. Und er ist sich darüber im klaren, daß auf diesem Gegensatz sein eigenes Wesen beruht. Die Gespaltenheit seiner Natur ist für ihn Bedingung seiner Genialität: „Diese doppelte Reihe von Erfahrungen, diese Zugänglichkeit zu anscheinend getrennten Welten wiederholt sich in meiner Natur in jeder Hinsicht — ich bin ein Doppelgänger, ich habe auch das ‚zweite' Gesicht noch außer dem ersten ... Schon meiner Abkunft nach ist mir ein Blick erlaubt jenseits aller bloß lokal, bloß

---

[1]) Vgl. auch Lindner, Alfred und Rothmaler, Werner: Die Ahnentafel des Philosophen Friedrich Nietzsche. Archiv für Sippenforschung, 1933, S. 212 ff.

national bedingten Perspektiven ... Andererseits bin ich vielleicht mehr deutsch, als jetzige Deutsche, bloße Reichsdeutsche es noch zu sein vermöchten ... Und doch waren meine Vorfahren polnische Edelleute: ich habe von daher viel Rassen-Instinkte im Leibe, wer weiß? zuletzt gar noch das liberum veto. Denke ich daran, wie oft ich unterwegs als Pole angeredet wurde ... Aber meine Mutter, Franziska Oehler, ist jedenfalls etwas sehr Deutsches; insgleichen meine Großmutter väterlicherseits, Erdmuthe Krause" („Ecce Homo" 3). Hier ist in klaren Worten ausgesprochen, daß sich Nietzsche als innerlich gespaltene Persönlichkeit fühlt, und daß nach seiner Ansicht diese Gespaltenheit durch den Gegensatz des deutschen und slawischen Blutes mitbedingt ist.

Nietzsche hat hellsichtig sich selbst durchschaut; er hat sich — wie kein anderer Denker vor ihm — über sein Wesen und seine Abstammung so eingehend ausgesprochen, daß seine Worte in einer darauf gerichteten Abhandlung auf keinen Fall übergangen werden können. Die Gespaltenheit seines Wesens, die wir im folgenden nach verschiedenen Richtungen bestätigt finden, gibt allein den Schlüssel zum Verständnis dieser rätselhaften Persönlichkeit.

Nietzsche glaubt an einen atavistischen Rückschlag auf sein slawisches Erbe. Wir können diese Frage dahingestellt sein lassen, da die uns bekannten Tatsachen sein Wesen hinreichend verständlich machen.

An Nietzsches Ahnentafel fällt folgendes auf: Es findet sich in ihr eine große Anzahl geistig schaffender Menschen, und es ist begreifbar, daß aus ihr ein bedeutender Mensch hervorgegangen ist. Es muß dabei erwähnt werden, daß auch Nietzsches Schwester den Durchschnitt der Frauen überragt, in der Begründung des Nietzsche-Archives eine ungewöhnliche Tatkraft und Umsicht entwickelt und auch als Schriftstellerin im Kampf für ihren Bruder hervorgetreten ist. — Im besonderen gehören verhältnismäßig viele nähere Ahnen den gebildeten Ständen an. Dies ist bei großen Genies selten der Fall. Eine gewisse Ähnlichkeit besteht zwischen Nietzsches und Schellings Ahnentafel, in der noch mehr Geistliche auftreten[1]) als in der Nietzsches: Gemeinsam ist beiden Philosophen auch ein hoher Grad von Wandlungsfähigkeit und ein starkes Hervortreten dichterischer Begabung neben der philosophischen. Die große Zahl von Ahnen gebildeter Kreise erklärt die hohe Kultiviertheit

[1]) Schellings Vorfahren waren bis zu den Urgroßeltern (einschl.) alle Pastoren und auch diese stammten großenteils von Pastoren ab. Viele gebildete Vorfahren hatte auch Hegel (vor allem Beamte und Pastoren).

von Nietzsches Genie. Nietzsche zählt zu den kultiviertesten Genies — eine Tatsache, die sich auch in seinem persönlichen Leben stark ausspricht. Weiter fällt folgendes auf: das bäuerliche Element ist in der Ahnentafel sehr schwach vertreten[1]). Diese Tatsache erklärt zum Teil Nietzsches Mangel an Stetigkeit und Kontinuität und seinen Hang zum Exzentrischen. Alle bäuerlichen und ländlichen Kreise sind streng konservativ. Wenn Nietzsche von sich sagt: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt", so müssen wir zunächst an den Mangel an Bauernblut in seiner Ahnentafel denken. Auch ein gewisser Mangel an Natürlichkeit, manches Gesuchte und Überspitzte an Nietzsches Ausdrucksweise ist vielleicht hierauf zurückzuführen. Merkwürdigerweise finden wir auch bei zwei anderen großen Sachsen einen Mangel an bäuerlichen Vorfahren: bei Lessing und Richard Wagner. Als günstig kann diese Tatsache keinesfalls angesehen werden, da sich darin eine gewisse Entfremdung von der Natur ausspricht. Fast bei allen großen, weltbewegenden Genies finden wir in den näheren Ahnenreihen einen kräftigen Einschlag ländlichen Blutes. Bei Lessing, dessen nähere Vorfahren überwiegend Akademiker waren, erklärt sich die Vorherrschaft des kritischen Verstandes, wegen deren sich Lessing sich selbst den Namen des Genies absprach, zwanglos aus der Abwesenheit naturverbundener ländlicher Vorfahren. Bei Richard Wagner endlich dürfte dieser Umstand manches Schwülstige und Übertriebene seines Kunstschaffens erklären (z. B. die Tatsache, daß er nur in Samt, Seide und Atlas in einem entsprechend eingerichteten Zimmer sich zur Komposition aufgelegt fühlte). Bei Nietzsche wird der genannte Mangel durch einen starken Einschlag an Handwerkerblut unter seinen Ahnen einigermaßen ausgeglichen. —

Im Urgroßvater Gotthelf Engelbert Nietzsche, der 90 Jahre alt wurde und nach der Familienüberlieferung in diesem Alter noch Galopp ritt, sehen wir zunächst einen außergewöhnlich gesunden Mann. Er heiratet eine Pfarrerstochter, Johanna Herold, durch die der Familiencharakter verfeinert wird. Ein stark intellektuelles Element tritt in die Familie, jedenfalls wird dieses Element verstärkt. Als Folge davon sehen wir im Großvater Friedrich August Ludwig Nietzsche eine bedeutendere Persönlichkeit, die auch schriftstellerisch hervortritt. Er ist dadurch besonders bemerkenswert, daß sich in seinen Schriften bereits wesent-

[1]) Anscheinend tritt das bäuerliche Element erst in der 6. Generation (5. Ahnenreihe) in dem Pferdebauern Martin Martin in Langenberg auf. Gebildete Landbewohner finden wir in den Vorfahren Hahn.

liche Züge von Nietzsches Wesen und schriftstellerischer Persönlichkeit ankündigen: das Kämpferische, Skeptische, die Schärfe des Verstandes, der prophetische Ton ist schon bei ihm zu finden[1]), besonders in seiner Schrift: „Gamaliel oder über die immerwährende Dauer des Christentums . . ." (Leipzig 1796). Er vertritt einen weitgehenden Relativismus und betont, wie sein Enkel, das Werden. Bemerkenswert ist folgender Satz: „Nie hat es, solange die Welt steht, noch zween Menschen gegeben, die sich von ein und derselben Sache, sie mochte betreffen, was sie wollte, einerlei Vorstellungen und Begriffe gebildet hätten." Erwähnenswert sind auch folgende Sätze: „Der menschliche Geist ist vielmehr immer tätig und wirksam . . . Er denkt unaufhörlich fort, bearbeitet seine schon vorhandenen Begriffe, ändert seine Vorstellungen um, bildet sie von Zeit zu Zeit immer mehr aus . . . und zerbricht unwillig und mit Kraft und Mut die ehrlosen Fesseln, womit man ihn festhalten will und ihn in seinem Fortschreiten und Fortstreben nach Wahrheit hindern will." „Es steht einem Mann von erhabener Denkungsart gar nicht an, wenn er immer klagt und seufzt. Er muß vielmehr ganz gleichgültig sein, muß sich aus seinem Schmerze nichts machen, muß stärker als der Schmerz sein und auch bei den empfindlichsten und härtesten Schlägen des Schicksals nicht tun, als ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sei."

Bemerkenswert ist, daß auch ein Vetter des Großvaters, Karl Christian Gustav Nietzsche, schriftstellerisch hervorgetreten ist.

Friedrich August Ludwig Nietzsche, der 70 Jahre alt wird, verbindet sich, wie sein Vater, mit einer Pastorentochter, mit Erdmuthe Krause, einer bedeutenden Persönlichkeit, die in der Knabenzeit Nietzsches eine große Rolle gespielt hat. In dem Sohne dieses Ehepaares, Karl Ludwig Nietzsche, dem Vater des Philosophen, entsteht eine sehr feinsinnig geartete, geistig hochstehende und hochmusikalische Persönlichkeit von geringer Vitalität; „er war zart, liebenswürdig und morbid, wie ein nur zum Vorübergehen bestimmtes Wesen —, eher eine gütige Erinnerung an das Leben, als das Leben selbst"[2]). Der Geist tritt hier nicht als „Widersacher der Seele", wohl aber als Widersacher der Vitalität sehr augenscheinlich in die Erscheinung! Ludwig Nietzsche zog sich infolge eines Sturzes ein Gehirnleiden zu, dem er mit 36 Jahren erlag. Das wichtigste Ereignis seines Lebens war seine Heirat mit

---

[1]) Vgl. Liebmann, Kurt: Nietzsches Erbmasse („Das Reich" vom 7. Sept. 1941).

[2]) „Ecce Homo", Anfang.

Franziska Oehler, wieder einer Pastorentochter, die aber einer sehr vitalen, natürlichen Familie angehörte, gar nichts geistig Überzüchtetes an sich hatte, vielmehr viel gesunde Lebenskraft und Heiterkeit in die Familie Nietzsche brachte. Ein Beleg dafür ist die Schwester Nietzsches Elisabeth, die in völliger geistiger Frische ein Alter von fast 90 Jahren erreicht hat!

Überblicken wir die Ahnentafel Nietzsches, so ist eine gewisse Ähnlichkeit nach der Seite der Vitalität mit derjenigen Schopenhauers nicht zu verkennen. Wir sehen in beiden Fällen zunächst einen kräftigen Mannesstamm, der durch Einheirat von Frauen aus geistig begabten Familien wesentlich verfeinert und intellektualisiert, aber gleichzeitig in seiner Lebenskraft geschwächt wird und psychopathische Elemente in sich aufnimmt, in der letzten Generation vor der Geburt der beiden Philosophen dagegen durch Einheirat einer ganz anders gearteten, heiteren und gesunden Frau wieder sich erhebt und das Genie erzeugt. Die große Gesundheit liegt bei beiden Denkern auf seiten der Mutter und ihrer Ahnen, krankhafte Elemente mehr auf seiten des Vaters. Bei Nietzsche kommt eine Erkrankung durch Paralyse als persönliches Moment hinzu, die seine Gesundheit zerstört und seinen geistigen Zustand im letzten Jahrzehnt vor seiner Krankheit verändert[1]. — Das sehr starke bäuerliche Element in Schopenhauers Ahnentafel hat diesem etwas sehr Gleichbleibendes, Konservatives, ein starres Festhalten an seinen philosophischen Überzeugungen verliehen. Die fast völlige Abwesenheit bäuerlicher Elemente umgekehrt hat Nietzsche einen hohen Grad von Kultiviertheit, aber ebenso einen Mangel an Stetigkeit, einen hohen Grad von Wandlungsfähigkeit vermittelt. Diese wäre vielleicht noch stärker zutage getreten, wenn Nietzsche statt 44 Jahre 80 Jahre in geistiger Frische gelebt hätte.

Nietzsche war sich der Gespaltenheit seines Wesens auch nach der Seite der Lebenskraft in vollem Maße bewußt, wie folgende Worte beweisen: „Das Glück meines Daseins, seine Einzigkeit vielleicht, liegt in seinem Verhängnis: ich bin, um es in Rätselformen auszudrücken, als mein Vater bereits gestorben, als meine Mutter lebe ich noch und werde alt. Diese doppelte Herkunft, gleichsam aus

[1]) Vgl. über die Wirkung des vorparalytischen Stadiums auf das Schaffen genialer Menschen: Braun, Adolf: Krankheit und Tod im Schicksal bedeutender Menschen, 1934, S. 49 ff. — Es ist für mich nicht zweifelhaft, daß das vorparalytische Stadium in seiner Euphorie viele Hemmungen (besonders moralischer Natur) bei der Abfassung von Nietzsches Werken beseitigt und ihnen jenes Außergewöhnliche, Genialische, Blendende, Hinreißende verliehen hat, das seinen Weltruhm begründet hat.

der obersten und der untersten Sprosse an der Leiter des Lebens, décadent zugleich und Anfang — dies, wenn irgend etwas, erklärt jene Neutralität, jene Freiheit von Partei im Verhältnis zum Gesamtproblem des Lebens, die mich vielleicht auszeichnet. Ich habe für die Zeichen von Aufgang und Niedergang eine feinere Witterung als je ein Mensch gehabt hat, ich bin der Lehrer par excellence hierfür —, ich kenne beides, ich bin beides" („Ecce Homo", Anfang). Oder folgende Stelle: „Um nur etwas von meinem Zarathustra zu verstehen, muß man vielleicht ähnlich bedingt sein, wie ich es bin —, mit einem Fuße jenseits des Lebens."

Nietzsche hat aus der väterlichen Ahnenreihe den Ernst und die geistige und seelische Schwere, aus der mütterlichen Familie dagegen die Grazie, Leichtigkeit und Heiterkeit seines Wesens geerbt. Auch hierin liegt ein antithetisches Moment: die Verbindung von geistiger Schwere und bohrendem Tiefsinn einerseits, von Leichtigkeit, von Grazie und schwereloser Betrachtung der Dinge andererseits in einer Person ist sehr selten. In Nietzsche ist sie Wirklichkeit geworden. Diese Verbindung ist eine der wesentlichsten Seiten seiner Genialität, in dieser Vereinigung und Stärke selbst bei Genies selten. — Noch eigenartiger und sonst wohl nie vorkommend ist bei Nietzsche die Verbindung von höchstem Idealismus und äußerstem Skeptizismus. Nach Ansicht seiner Schwester hat Nietzsche den Idealismus aus der väterlichen Ahnenreihe, den Realismus und Skeptizismus mehr aus der mütterlichen Ahnenreihe geerbt. Ob sie hierin ganz richtig gesehen hat, scheint mir fraglich. Ich möchte mit ihr den Realismus mehr der mütterlichen Ahnenreihe, den Skeptizismus dagegen wie den Idealismus der väterlichen Ahnenreihe zuschreiben. Diese merkwürdige Verbindung liegt bereits im väterlichen Großvater bis zu einem gewissen Grade vor, und wir können daraus als wahrscheinlich entnehmen, daß schon in der väterlichen Ahnenreihe der letzten Generationen sich starke antithetische Elemente verbunden haben, wie dies ja bei einer so komplizierten Persönlichkeit an sich sehr wahrscheinlich ist. Es dürfte sich darin auch der Gegensatz germanischen und slawischen Wesens aussprechen, in dem sich keineswegs nur der Mannesstamm Nietzsche und die übrigen Vorfahren gegenüberstehen (wie Nietzsche annimmt), sondern der die Ahnenreihe durchzieht. Entscheidend ist die Tatsache, daß in Nietzsche Idealismus und äußerster Skeptizismus sich in einer sonst wohl nirgends vorkommenden Weise vereinigt haben.

Ebenso merkwürdig und mit dem Gesagten sich zum Teil deckend ist die Vereinigung von stärkstem Schöpfertum, über-

schwänglicher dichterischer Kraft und Phantasie einerseits und zersetzender, ätzender, kältester Kritik und Reflexion andererseits, von Wille zum Aufbau und von Wille zur Zerstörung bestehender Werte. Diese Verbindung ist so eigenartig, daß man sie gar nicht für möglich halten sollte. Sie ist aber bei Nietzsche zweifelsfrei vorhanden, und zwar in stärkster Potenzierung — ein Beleg für die unendliche Schöpferkraft der Natur, an die kein menschliches Denken heranreicht. Diese Gegensätze kommen innerhalb Deutschlands wohl nur auf dem germanisch-slawischen Grenzgebiet vor und beleuchten aufs schärfste den Gegensatz der beiden Völkerfamilien. Zutiefst kommt in ihnen der Unterschied zwischen der nordischen und osteuropiden (ostbaltischen) Rasse zum Ausdruck (vgl. unten). —

Die geistige Gesamtbegabung und Bedeutung Nietzsches stammt in ihrem Schwerpunkt von der väterlichen Seite; Nietzsche fühlte sich ganz vorwiegend als Sohn seines Vaters[1]). Aber er hat wesentliche Anlagen und entsprechende Eigenschaften auch den mütterlichen Ahnen zu danken, vor allem Gesundheit und Kraft, Grazie, Leichtigkeit und Heiterkeit und den Sinn für die Realitäten des Lebens. Das „große Jasagen zum Leben" und seinen Lebensmut hat Nietzsche nach seiner eigenen Überzeugung den mütterlichen Ahnen zu danken. Der dithyrambische Verherrlicher des Lebens, der Verkünder der Lehre von der ewigen Wiederkunft mußte neben anderen Eigenschaften auch starke Lebensinstinkte in sich tragen! Ihre Herkunft aus der mütterlichen Ahnenreihe ist auch daraus ersichtlich, daß diese allein in den näheren Vorfahrenreihen Landbewohner aufweist und viel weniger rein geistige Berufe enthält als die Ahnenreihe des Vaters. Innerhalb der mütterlichen Ahnen dürften in dieser Richtung die Vorfahren der Großmutter Wilhelmine Hahn die größte Rolle gespielt haben, was auch durch die lebensvollen Bilder dieser Großmutter, ihrer Eltern und ihres Großvaters Heinrich August Pfeiffer bestätigt wird. Die Großmutter Hahn war eine urgesunde Natur, die elf Kinder hatte, alle ein Jahr lang selbst nährte und dabei 78 Jahre alt wurde! Ihr „wildes Fränzchen", die Mutter des Philosophen, hat viel von dieser Lebenskraft geerbt. Solche Tatsachen unter den nächsten Ahnen eines Genies müssen

[1]) „Ich betrachte es als ein großes Vorrecht, einen solchen Vater gehabt zu haben . . . Vor allem, daß es für mich keiner Absicht dazu bedarf, sondern eines bloßen Abwartens, um unfreiwillig in eine Welt hoher und zarter Dinge einzutreten: ich bin dort zu Hause, meine innerste Leidenschaft wird dort erst frei" (Ecce homo).

besonders hervorgehoben werden angesichts der Tendenz mancher Schriftsteller, überall nur Krankhaftes am Genie zu sehen!

Die rein intellektuelle Begabung stammt dagegen, wie bemerkt, vorwiegend aus der Familie Nietzsche, die schriftstellerische Begabung vielleicht aus dem Aste Nietzsche, der Ernst, die geistige Schwere und der Tiefsinn wohl vorwiegend aus der Familie Krause, wofür die Persönlichkeit und das Bild der Großmutter Erdmuthe Krause, wie die Bilder ihrer Eltern, des Archidiakonus Christian Friedrich Krause und seiner Frau Johanne Sophie geb. Stauss, in überzeugender Weise sprechen. Ein Bruder der Großmutter begründete die vogtländische Nadelei- und Stickerei-Industrie, der zweite war Generalsuperintendent, Professor und Doktor der Theologie und wurde einer der Nachfolger Herders in Weimar, der dritte wurde Landpfarrer und zeichnete sich durch praktische Lebensberatung seiner Gemeinde aus[1]). Aber auch in der Familie Herold muß eine starke geistige Begabung gelegen haben, was aus der Persönlichkeit des Großvaters Friedrich August Ludwig Nietzsche ersichtlich ist, dessen Mutter eine geborene Herold war[2]). Dieser Großvater hat wohl die Richtung der geistigen Begabung Nietzsches auf weltanschauliche und philosophische Fragen sowie die Eigenart seines Denkens vorwiegend erblich bestimmt. Daß Nietzsche der Philosoph des Werdens, der Entwicklung wurde, hat er vor allem ihm zu danken. Für Nietzsches Stellung zum Weltproblem ist folgender Satz besonders charakteristisch: „In Heraklits Nähe wird überhaupt mir wärmer, mir

---

[1]) Liebmann, a. a. O.

[2]) Verschiedene berühmte Namen tauchen in der Ahnentafel Nietzsches auf: schon bei der väterlichen Großmutter der Name Krause. Es fragt sich, ob gemeinsame Ahnen mit dem Begründer des Panentheismus, dem in Eisenberg (Thüringen) geborenen Philosophen Karl Christian Friedrich Krause vorhanden sind. — Ferner tritt der Name Schlegel auf. Eine Verwandtschaft des Hofpredigers Martin Schlegel (1581—1640) mit den Brüdern Schlegel scheint nahezuliegen, da diese von obersächsischen Geistlichen abstammen. — Zu nennen ist ferner der Name Böhme. Es fragt sich, ob gemeinsame Ahnen mit Jacob Böhme vorliegen. Der Name Böhme tritt auch in der Ahnentafel Schumanns auf. Ebenso der Name Büttner. Nietzsche hat einen Fürstlich Sächsischen Amtsschösser Johann Dietrich Büttner, Schumann einen Fürstlich Sächsischen Oberförster Antonius Büttner unter seinen näheren Ahnen. Gemeinsame Ahnen Nietzsches mit Richard Wagner, wenn auch entfernten Grades, sind bereits nachgewiesen. Bei der großen Zahl von Genies und Talenten, die Obersachsen und Thüringen hervorgebracht hat, sind Verwandtschaften zwischen diesen wahrscheinlich, wie sie in Schwaben in zahlreichen Fällen vorliegen. (Eine nähere Verwandtschaft zwischen Lessing und Schumann ist schon festgestellt.)

wohler zumute als irgendwo sonst. Die Bejahung des Vergehens und Vernichtens, das Entscheidende in einer dionysischen Philosophie, das Jasagen zu Gegensatz und Krieg, das Werden, mit radikaler Ablehnung auch selbst des Begriffs ‚Sein' — darin muß ich unter allen Umständen das mir Verwandteste anerkennen, was bisher gedacht worden ist."

In dieser Tendenz zum Werden, zur Entwicklung liegt etwas Urdeutsches (das deutsche Volk ist wie kein zweites ein Volk des Werdens, der nie abreißenden Entwicklung). Und doch, wer könnte daneben den slawisch-osteuropiden Unterton überhören, der in der Freude am Vernichten mitklingt?

Wir haben in Nietzsche den verhältnismäßig seltenen Fall vor uns, daß ein großer Mann seine geistige Begabung ganz überwiegend dem Vater und seinen Ahnen verdankt, während man sonst bei großen Männern (bei Männern überhaupt) das Umgekehrte anzunehmen geneigt ist und zuerst nach der Mutter fragt. Auch das Wort „Mutterwitz" deutet in dieser Richtung. Besonders wird die Lehre Schopenhauers, daß der Wille vom Vater, der Intellekt von der Mutter vererbt werde, durch die Persönlichkeit Nietzsches widerlegt. Bei ihm ist es gerade umgekehrt; hier ist der „Intellekt" vorzugsweise vom Vater, der „Wille", d. h. die emotionalen Anlagen und die Lebenskraft von der Mutter vererbt worden. Wie verschieden in intellektueller Richtung Nietzsche von seiner Mutter war, sieht man an einer Äußerung von ihm, daß er sich mit seiner Mutter überhaupt nicht verwandt fühle.

Eine besondere Merkwürdigkeit liegt darin, daß der Philosoph des Werdens, der wandlungssüchtigste Denker[1]) gleichzeitig derjenige ist, der die Legitimität, das unabänderliche Geblüt am nachdrücklichsten betont. Nietzsche besaß neben dem Drang zur Veränderung das lebhafteste Gefühl für Tradition, für Altüberkommenes, für unabänderlich durch Abstammung und Vererbung geschaffene Zustände. Kein Philosoph hat so viel über Vererbung sich geäußert; Nietzsche besaß unter allen Denkern das tiefste Ahnengefühl. Wir zitieren einige Aussprüche: „Alles Gute ist Erbschaft: was nicht vererbt ist, ist unvollkommen, ist Anfang." „Auf eine ununterbrochene Reihe guter Ahnen bis zum Vater herauf darf man mit Recht stolz sein ... Die Herkunft von guten Ahnen macht den echten Geburtsadel." „Geist allein nämlich adelt nicht, viel-

[1]) Vgl. Ernst Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie, Berlin 1919, S. 12 ff. — Vgl. auch Erich Wentscher: Nietzsches Ahnenbewußtsein (Archiv für Sippenforschung, 6. Jahrg., 1929, S. 161 ff.).

mehr bedarf es etwas, das den Geist adelt. Wessen bedarf es denn dazu? Des Geblüts." „Man ist viel mehr das Kind seiner vier Großeltern als seiner zwei Eltern." „Was der Vater schwieg, das kommt im Sohn zum Reden und oft fand ich den Sohn als des Vaters entblößtes Geheimnis." „. . . man warte nur bis auf die Enkel und Enkelkinder, wenn man Zeit hat zu warten —, sie bringen das Innere ihrer Großväter an die Sonne . . ." Sehr viele der Aussprüche Nietzsches sind autobiographisch aufzufassen. „Mein Stolz ist: ich habe eine Herkunft." „Große Männer sind wie Explosivstoffe, in denen eine ungeheuere Kraft aufgehäuft ist. Ihre Voraussetzung ist immer historisch und philosophisch, daß lange auf sie hin gesammelt, gehäuft, gespart und bewahrt worden ist — daß lange keine Explosion stattfand („Götzendämmerung"). „Der große Mensch ist ein Ende . . . das Genie — in Werk, in Tat — ist notwendig ein Verschwender: daß es sich ausgibt, das ist seine Größe." Besonders bemerkenswert ist im Hinblick auf Nietzsche das Wort: „Für jede hohe Welt muß man geboren sein; deutlicher gesagt, man muß für sie gezüchtet sein: ein Recht auf Philosophie — das Wort im großen Sinne genommen — hat man nur dank seiner Abkunft, die Vorfahren, das ‚Geblüt' entscheidet auch hier. Viele Geschlechter müssen der Entstehung des Philosophen vorgearbeitet haben." („Jenseits von Gut und Böse.") Auch im übertragenen Sinne spricht Nietzsche von Vererbung: „Meine Vorfahren Heraklit, Empedokles, Spinoza, Goethe." Und endlich die berühmten Worte des Zarathustra: „Hier sind Priester: und wenn es auch meine Feinde sind, geht nur still an ihnen vorbei und mit schlafendem Schwerte . . . mein Blut ist mit dem ihren verwandt; und ich will mein Blut auch noch in dem ihren geehrt wissen." Diesen priesterlichen Vorfahren Nietzsches wollen wir uns nunmehr zuwenden.

Die Ahnentafel Nietzsches ist dadurch gekennzeichnet, daß um so mehr Pastoren in ihr auftreten, je näher man dem Probanden kommt. Aus der Masse der Ahnen kristallisiert sich durch Auslese bei der Wahl der Ehegatten immer mehr der Priesterstand heraus. Es sind bis jetzt 25 Geistliche unter den Ahnen festgestellt. Der Vater, die beiden Großväter, ein Urgroßvater, zwei Ururgroßväter sind Pastoren. Von den 25 Pastoren stehen 21 in der väterlichen Ahnenreihe, deren geistiges Übergewicht auch darin hervortritt. Daß die Abstammung von Pastoren in den letzten Ahnenreihen für Nietzsche von allergrößter Bedeutung ist, bedarf nach dem Gesagten keiner Ausführung. Nietzsche verleugnet nie und nirgends seine Abstammung von Theologen und seine enge innere Beziehung zum

Christentum — auch da, wo er es bekämpft. Die ganze Art, wie er unausgesetzt moralische und weltanschauliche Fragen in predigendem Ton ohne den geringsten Versuch einer Begründung vorträgt, verrät die Herkunft von Theologen. Nietzsche hat diesen Sachverhalt selbst in unübertrefflicher Weise gezeichnet: „Die Söhne von protestantischen Geistlichen und Schullehrern erkennt man an der naiven Sicherheit, mit der sie als Gelehrte ihre Sache schon als bewiesen nehmen, wenn sie von ihnen eben erst nur herzhaft und mit Wärme vorgebracht worden ist: sie sind eben gründlich daran gewöhnt, daß man ihnen glaubt — das gehört bei ihren Vätern zum Handwerk.“ — Der leidenschaftliche Liebhaber Gottes und ein leidenschaftlicher Leugner Gottes ziehen, wie Gottfried Keller treffend bemerkt, an demselben Wagen, von dem weder der eine noch der andere loskommen kann. Wie tief Nietzsche das Christentum im Blute liegt, sieht man an dem leidenschaftlichen Haß, mit dem er alles Christliche verfolgt. Wie aus Saulus ein Paulus geworden ist, aus einem fanatischen Gegner des Christentums ein leidenschaftlicher Anhänger und Apostel, so ist umgekehrt Nietzsche aus einem Verehrer des Christentums (der er ursprünglich war) ein leidenschaftlicher Gegner geworden. In beiden Fällen liegt — psychologisch betrachtet — derselbe Tatbestand vor: das Nichtloskommenkönnen von einer Sache. Man haßt das Christentum nicht mit einem so fanatischen Haß, wenn man nicht selbst christliche Instinkte in sich trägt. Derjenige, der innerlich von einer Sache frei ist, ignoriert oder verachtet sie, wenn sie ihm nicht zusagt, aber er haßt sie nicht; sie existiert für ihn als Problem überhaupt nicht. Gerade die Tatsache, daß Nietzsche die Frage christlicher Werte zum Lebensproblem geworden ist, beweist, daß er innerlich nicht frei ist vom Christentum, daß er massenhafte christliche Instinkte in sich trägt, was bei seiner Abstammung von Theologen auch gar nicht anders sein kann. Damit ist natürlich über die sachliche Berechtigung oder Nichtberechtigung, über die Frage der Geltung und Wahrheit des christlichen Weltbildes nicht das geringste gesagt. Es wird aber dadurch die an sich paradoxe Erscheinung begreifbarer gemacht, daß der Abkömmling ganzer Generationen christlicher Theologen zu einem leidenschaftlichen Gegner des Christentums geworden ist, daß gerade ein Sohn und Enkel von Theologen die Aufgabe übernommen hat, uns nicht nur vom christlichen Weltbild, sondern auch von der christlichen Moral zu befreien! In Nietzsche erfolgt eine geradezu vulkanartige Reaktion gegen die in ihm selbst und in der modernen Welt angehäuften vorderasiatischen und orientalischen religiösen und moralischen Werte.

Wir werden unten bei der Erörterung des Rassenproblems darauf zurückkommen. Hier gilt es, rein psychologisch festzustellen: Nietzsche ist der ins Gegenteil verkehrte Paulus. Es ist auch keineswegs zufällig, daß Nietzsche so oft Ausdrücke gebraucht, die der christlichen Geschichte entnommen sind, wie „ecce homo" für seine Autobiographie, daß er sich nach Ausbruch seiner Krankheit „der Gekreuzigte" unterzeichnet, daß er von einem „gestorbenen Gott" oder davon spricht, daß Gott „tot" sei. Ein vorurteilsloser Atheist wird nie derartige Ausdrücke gebrauchen. — Der Drang Nietzsches, zu reformieren, zu belehren, der leidenden Menschheit zu helfen, ist gleichfalls auf seine Abstammung von Pastoren zurückzuführen. Nicht minder sein prophetischer Ton und seine einseitig verbal-humanistische Begabung, wie sie in Pastorenkreisen die Regel ist[1]).

Ernst Kretschmer [1]) schreibt hierüber: „In Deutschland aber sind sie (die alten Gelehrten- und Pastorenfamilien) in einer ganz umfassenden Weise die vererbungsmäßige Hauptgrundlage für die Dichter und Denker. Diese beiden Gruppen treten in Deutschland als fest geschlossene, einheitliche Erbmasse auf; dieselben Familien liefern beide Begabungsformen, ja in der Begabung des einzelnen Genialen mischen sich häufig beide Anlagen: die Philosophen sind zugleich Dichter (Schelling, Nietzsche) und die Dichter zugleich Denker und Gelehrte (Lessing, Herder, Schiller, Hölderlin, Uhland)." Dies trifft in allergrößtem Maßstab auf Nietzsche zu, in dem zum erstenmal ein großer Denker mit einem wirklich großen Dichter sich verbunden hat.

Nietzsche ist einseitig für humanistische Fächer, für sprachlichen Ausdruck begabt; ihm fehlt jeder Sinn für mathematisch-naturwissenschaftliche Betrachtung der Dinge. Mathematik ist für ihn eine terra incognita. Charakteristisch ist die absolute Vorherrschaft des Dichterischen und Musikalischen auf künstlerischem Gebiet vor den bildenden Künsten. Er ist auch auf musikalischem Gebiet der getreue Sohn von Pastoren, besonders des obersächsischen Kulturkreises, wo das Amt des Pastors und Kantors in früheren Zeiten oft in einer Person verbunden war, naturwissenschaftlich ausgedrückt: zu Pastoren wurden vorzugsweise diejenigen Menschen bestellt, die nicht nur von christlichen Vorstellungen und Gefühlen beherrscht,

---

[1]) Kretschmer, Ernst: Geniale Menschen, 2. Aufl., S. 66 ff. Vgl. auch Oehler, Max: Zur Ahnentafel Nietzsches (Bericht über die 13. ordentliche Mitgliederversammlung der Ges. d. Freunde des Nietzsche-Archivs vom 12. Dez. 1938. Anlage. Daselbst auch die Ahnentafel Nietzsches).

sondern außerdem auch noch musikalisch waren — eine Forderung, die in dem sehr musikbegabten thüringischen und obersächsischen Stamm leicht zu erfüllen war. Ebenso bezeichnend für Nietzsche ist der Mangel oder die Abwesenheit des Sinnes für bildende Künste. Nietzsche ist wiederholt in Italien, ohne daß die dortigen Gallerien, die antiken Statuen und Tempel einen tieferen Eindruck machen. Er besucht sie kaum, spricht kaum von ihnen. Nietzsche hat eine neue Sicht und Wertung der Antike, besonders des hellenischen Altertums, eröffnet. Der Hauptsinn des antiken Menschen, besonders des griechischen, der plastische, der das ganze Wesen der Hellenen förmlich durchdringt, fehlt ihm aber, und es ist eine Frage, ob er bei diesem Mangel an plastischem Sinn das Wesen des griechischen Geistes richtig gesehen hat — ob er nicht vielmehr die deutsche Seele in die griechische Welt hineingetragen und hineingeschaut hat. —

Dieser Mangel an plastisch-architektonischem Sinn ist gleichfalls eine Ausleseerscheinung des Pastorenberufes, dem sich vorzugsweise unsinnlich veranlagte, rein geistig gerichtete Naturen zuwenden. Es liegt hier eine typisch protestantische Erscheinung vor, die der Darstellung im Bilde feindlich gesinnt ist, die die Bildfreudigkeit des Mittelalters verdrängt hat, die in den Bilderstürmern der Reformationszeit ihre Auswüchse gezeitigt hat. Die Gestalt Luthers — aus dem thüringisch-obersächsischen Raum hervorgegangen — ist für protestantische Geistesrichtung charakteristisch und maßgebend geworden. Luther ist ein Sprachbildner ersten Ranges, er ist auch hochmusikalisch, für bildende Künste aber fehlt ihm der Sinn. Ebenso ist Nietzsche ein Sprachbildner größten Stils, dabei tiefmusikalisch, aber ohne Sinn für bildende Künste; er ist Luther bei aller sonstigen tiefgehenden Verschiedenheit auch darin ähnlich, daß er aus innerster Überzeugung und nach schweren inneren Kämpfen gegen herrschende geistige Mächte auftritt und sie unter heftigen gemütlichen Entladungen zu stürzen sucht. Wie Luther den Katholizismus, so bekämpft Nietzsche das Christentum in seiner Gesamtheit, vor allem seine Ethik, mit einer Leidenschaft, die nur religiös eingestellten Fanatikern möglich ist. —

Andere Züge Nietzsches, wie seine Zurückhaltung gegenüber dem weiblichen Geschlecht und seine Ablehnung alles Illegitimen sind ebenso offensichtliche Erbstücke seiner priesterlichen Vorfahren. Er sagt selbst von sich, daß ihm „alles Illegitime eigentlich entsetzlich sei“. Es ist für Nietzsche tief kennzeichnend, daß er die christliche Moral, nicht selten die Moral überhaupt, in leidenschaftlichster Weise

angreift, über die „Guten“ und „Gerechten“ die schärfste Lauge seines Spottes ausgießt, alle Gerechtigkeit als Schwäche ansieht, sich selbst einen „Immoralisten“ nennt — und dabei den christlichen Moralkodex in seinem Leben in peinlichster Weise befolgt, überhaupt alles außer der Ordnung Liegende in seinem persönlichen Leben ablehnt.

Charakteristisch ist auch die Tatsache, daß er alles metaphysische Verhalten, jedes metaphysische Bedürfnis ohne weiteres als christlich betrachtet, und daß er alle altruistische Moral als christliche Moral auffaßt, während doch beides an sich ganz unabhängig vom Christentum ist. Alles Gesagte ist nur bei einem aus Pastorenkreisen hervorgegangenen Menschen möglich, in dem die jahrhundertelange Übung und das Wesen der Vorfahren praktisch nachwirkt, der außerdem den Hang und leidenschaftlichen Trieb zu ethischen und religiösen Problemen von ihnen geerbt hat, dessen Denken dagegen eine andere Richtung eingeschlagen und sich nach dem Gesetz des Kontrastes in sein Gegenteil verkehrt hat. Es hat sich hier ein Vorgang vollzogen, der in der Wirklichkeit und im Leben nicht selten sich findet: daß irgendeine Erscheinung in ihr polares Gegenteil umschlägt — eine Erfahrungstatsache, die in der Philosophie Heraklits systematisch im Mittelpunkt steht. Das, was begrifflich auf ewig geschieden ist — eine Erscheinung und ihr konträres Gegenteil, liegt in der Wirklichkeit oft sehr nahe beisammen: z. B. Liebe und Haß, Geburt und Tod. Das hellste Licht wirft den tiefsten Schatten; neben den höchsten Bergesgipfeln gähnen die tiefsten Abgründe. Der Volksmund spricht diesen Sachverhalt in dem Satze aus: „les extrêmes se touchent“. Die Extreme berühren sich nicht begrifflich, wohl aber in der Wirklichkeit. Begriff und Wirklichkeit decken sich nicht, verhalten sich hierin gänzlich verschieden. Es ist merkwürdig, daß ein von Heraklit entdecktes Gesetz sich an seinem größten Bewunderer und Nachfolger praktisch verwirklicht hat — auch darin liegt eine innere Verwandtschaft zwischen Heraklit und Nietzsche. Um jedes Mißverständnis auszuschließen, sei nochmals ausdrücklich bemerkt, daß es sich hier lediglich um Betrachtung psychologischer Vorgänge und Gesetze, also um Betrachtung realer Vorgänge, handelt. Die Frage der Geltung, der Richtigkeit wird hier nicht berührt, sie ist von ihrer psychologischen Gestaltung und Verwirklichung im Geiste irgendeines Denkers ganz unabhängig.

Daß sich der Umschlag im Geiste Nietzsches mit der Entschiedenheit und Heftigkeit vollziehen konnte, wie es geschehen ist, davon ist die zureichende Ursache oder besser Bedingung — neben der geistigen Gesamtbedeutung — die antithetische Natur Nietz-

sches, die wir oben nach verschiedenen Richtungen aufgezeigt haben und weiter aufzeigen werden. Nietzsche ist eine im höchsten Grade aus Gegensätzen zusammengesetzte Natur gewesen, und dieses sein Wesen hat in letzter Linie seinen Niederschlag in seiner Philosophie des Werdens, der Wandlung, der Aufgänge und Untergänge gefunden. Es hat ihn in die nächste Nähe Heraklits gerückt.

Wir können in diesem Zusammenhang noch den Dritten im Bunde nennen: Hegel, der gleichfalls Heraklit nahesteht, und zwar darin, daß er das Umschlagen eines Begriffes in sein Gegenteil zu einem wesentlichen Bestandteil, zum Grundbaß seines Systems gemacht hat. „Wir Deutsche", sagt die »Fröhliche Wissenschaft«, „sind Hegelianer, auch wenn es nie einen Hegel gegeben hätte, insofern wir (im Gegensatz zu allen Lateinern) dem Werden, der Entwicklung instinktiv einen tieferen Sinn und reicheren Wert zumessen als dem, was ist — wir glauben kaum an die Berechtigung des Begriffes »Sein«."

Wir sehen in Heraklit den einzigen modern und „deutsch" gearteten antiken Denker; und wir müssen Nietzsche und Hegel als spezifisch deutsche Denker erklären, weil sie das Tiefste des deutschen Wesens in ihrer Philosophie verkörpert haben: Werden und Entwicklung.

2. Rassenmerkmale

Nietzsches Gestalt war über Mittelgröße, so groß etwa wie diejenige Goethes. In der Jugend war er blond, später dunkelten die Haare stark nach. Er hatte in späteren Jahren tiefbraune, sehr volle, feine Haare, die in der Sonne noch einen blonden Schimmer zeigten. Die Haare wurden bis zu seinem Tode nicht grau; auch zeigte sich keine Spur einer Glatzenbildung. Der Schnurrbart blieb auch in späteren Jahren blond[1]). Die Augen waren dunkelbraun, groß geschnitten und tiefliegend; sie waren von starken Augenbrauen beschattet. Die Stirne war hoch; der Hinterkopf dagegen war schwach entwickelt, er fiel ziemlich steil ab. Der Schwerpunkt des Kopfes lag im vorderen Teil. Nietzsche hatte eine bräunliche, sehr gesunde Hautfarbe, wie seine Mutter. In der Jugend fiel er durch Schönheit, Gesundheit und Kraft auf. In späteren Jahren war Nietzsche fast dauernd leidend. In seinem 45. Lebensjahr erkrankte er an Paralyse, die erst nach mehr als elf Jahren zum Tode führte.

Der Vater Nietzsches, Karl Ludwig Nietzsche, war brünett, hatte dunkelbraune Augen und braune, sehr dunkle Haare[1]).

---

[1]) Nach Mitteilungen von Frau Förster-Nietzsche aus dem Jahre 1922.

Über seine seelischen Eigenschaften wissen wir, daß er ein sehr feinsinniger, begabter und musikalischer Mann war, der nach der Ansicht des Sohnes dessen geistige Artung und Begabung erblich vorwiegend bestimmt hat.

Die Mutter, Franziska geb. Oehler, hatte eine ziemlich kleine Gestalt, bräunliche Hautfarbe, tiefschwarzes Haar, dunkelbraune, unter gewölbten Brauen tief zurückliegende Augen und graziöse, runde Formen[1]). Sie war eine gute, treubesorgte Mutter, die den Sohn pflegte, als er ihrer Hilfe bedürftig wurde. Die Schriften ihres Sohnes hat sie nicht gelesen; sie wurde als Pastorentochter durch ihre Strenggläubigkeit verhindert, der Philosophie ihres Sohnes gerecht zu werden. Sie wird als lebhafte, heitere Persönlichkeit geschildert, die im Unglück eine würdige, schlichte, in bestem Sinne christliche Haltung bewahrt hat[2]). Sie war, wie die Mutter Goethes, bei der Geburt ihres Sohnes erst 18 Jahre alt.

Das Bild des Vaters zeigt deutlich nordisch-dinarische Züge, das Bild der Mutter dagegen nordisch-alpine(-osteuropide) Merkmale.

Die Schwester Nietzsches, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, war blauäugig, klein und ziemlich breitgesichtig; in ihrer Jugend war sie blond. Nach ihren Schriften und dem Wirken für ihren Bruder muß sie als eine bedeutende Persönlichkeit betrachtet werden. Ein ziemlich starker nordischer Einschlag ist nach leiblicher und geistiger Richtung bei ihr anzunehmen. Bei der Breite des Gesichts, den hellen Farben und der Kleinheit des Wuchses ist neben nordischem ein osteuropider Einschlag zu vermuten. Auch die Form der Nase spricht für die Annahme.

Der väterliche Großvater, Superintendent in Eilenburg, D. theol. h. c. Friedrich August Ludwig Nietzsche, war blond. Er hat eine Reihe von Schriften verfaßt, aus denen hervorgeht, daß ihm religiöse und kulturelle Fragen am Herzen lagen, und die im Hinblick auf die Geistesart des Enkels bemerkenswert sind, zum Beispiel: „Beyträge zur Beförderung einer vernünftigen Denkungsart über Religion, Erziehung, Untertanenpflicht und Menschenleben". Die väterliche Großmutter, Erdmuthe geb. Krause verw. Krüger, hatte tiefdunkle Augen und schwarze Haare. Sie wird die „herrliche" genannt. Sie scheint eine ungewöhnliche und bedeutende Persönlichkeit gewesen zu sein.

---

[1]) Vgl. Richard Oehler: Die Zukunft, 1907, Bd. 58, S. 41 ff.

[2]) Vgl. Deussen, Erinnerungen an Friedrich Nietzsche, S. 2f.: „Die Mutter, eine Frau von seltener Frische und geistiger Regsamkeit, deren angeborener Frohsinn auch unter den herbesten Schickungen sich aufrecht erhielt."

Der Großvater mütterlicherseits, David Ernst Öhler, war brünett. Er war einer der jovialen und sanguinischen Pastoren, von froher Gemütsart, der ein Spielchen nicht verschmähte und sogar auf die Jagd ritt. Er war etwas mystisch veranlagt. Die mütterliche Großmutter, Johanne Elisabeth Wilhelmine geb. Hahn, war gleichfalls brünett; sie wird als „echte, deutsche, gesunde Hausfrau" geschildert. Die kinderreiche, lustige und gesellige Familie wohnte in Pobles bei Weißenfels, wohin auch die Enkelkinder Nietzsche häufig kamen. Der Vater Nietzsches hatte neun, die Mutter zehn Geschwister. Über die letzten wird folgendes berichtet: „Die einen mit dunklen Augen, dunklem Haar und braunroter Gesichtsfarbe, andere blauäugig, blond, weiß und rot, wieder andere mit schwarzem Haar und hellblauen Augen —: darin waren alle gleich, daß sie an ihrer Überzeugung mit unbeugsamem Starrsinn festhielten . . ." Zu seiner Mutter stand Nietzsche immer in einem verhältnismäßig kühlen Verhältnis; doch stand er in allen persönlichen Lebensangelegenheiten in innigem Verkehr mit ihr. Die Verschiedenheit beider lag auf dem Gebiet des Überpersönlichen.

Nietzsches Äußere ist überwiegend nordisch. Die steile Stirne, besonders aber der schwach entwickelte, ziemlich steil abfallende Hinterkopf deuten daneben auf dinarischen Einschlag. In ganz anderer Richtung liegt ein dritter Einschlag. Nietzsche wurde seinem Äußeren nach häufig für einen Polen gehalten und legte selbst großen Wert auf diesen Eindruck. Der darin hervortretende rassische Einschlag muß als osteuropid gedeutet werden, zumal Nietzsche auch auf seelischem Gebiet Züge der osteuropiden Rasse zeigt. Auch die hier wiedergegebenen Bilder zeigen deutlich osteuropiden Einschlag.

Auf seelisch-geistigem Gebiet ist Nietzsche überwiegend nordisch. Nordisch ist zunächst der tiefe Ernst, mit dem er seine Lebensaufgabe auffaßt und völlig in ihr aufgeht. Kennzeichnend ist sein Wort: „Ich trachte lange nicht mehr nach Glücke, ich trachte nach meinem Werke." Im späteren Leben Nietzsches wird alles diesem einzigen Zwecke untergeordnet: Die Wahl des Aufenthaltsortes, sein häufiger Wechsel, die Lebensweise, die Ernährung usw.

Nietzsche hält sich in späteren Jahren aus gesundheitlichen Gründen im Sommer in Sils Maria, im Winter an der Riviera, in Venedig und Turin auf. Durch den dauernden Aufenthalt im Auslande wird er deutschem Wesen stark entfremdet.

Nordisch ist Nietzsche in seiner ins Äußerste getriebenen Wahr-

Sippschaftstafel Friedrich Nietzsches

<table>
<tr>
<td>Christoph Nietzsche
† 1739
General-Accise-Einnehmer in Bibra</td>
<td>Johanna Christine
Büttner
aus Eckartsberga</td>
<td>Joh. Christ. Herold
1679—1725, Pfarrer
i. Reinsdorf b. Artern</td>
<td>Joh. Mar. Stange
1699—1722, Tochter
des Superintendent.
Joh. Chr. Stange</td>
<td>Joh. Gottfr. Krause
1701—1772
Obermeister der Hutmacher in Plauen</td>
<td>Anna Rosina Roth
aus Plauen</td>
<td>Andreas Stauß
1700—1765, Mag.
Pfarrer in Lengenfeld</td>
<td>Joh. Schneidenbach
1713—1767
aus Lengenfeld</td>
<td>Georg Gottfr. Oehler
(1715)—1772
Fleischer u. Kunstkoch in Greiz</td>
<td>Maria Rosina . . .
† 1753</td>
<td>Johann Martin
1702—1759
Zeugmacher zu Zeitz</td>
<td>Anna Lothholtz</td>
<td>Joh. Christian Hahn
1724—1800
Erb-, Lehn- u. Gerichtsherr auf Wählitz</td>
<td>Maria Elisabeth . . .
† 1798</td>
<td>Heinr. Aug. Pfeiffer
1738—
Kurf. Kammersekr.
zu Zeitz</td>
<td>Joh. Christine
Moßdorf
1755—</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="2">Gotthelf Engelb.
Nietzsche
1714–1804, Kurf.
u. Kgl. Accis-
Inspekt. i. Bibra
Äuß.: wohl blond
10 Geschwister</td>
<td colspan="2">Johanna Amalie
Herold
1717—1770</td>
<td colspan="2">Christian Friedr.
Krause
1740—1783
Archidiakonus
in Reichenbach
(Vogtl.)
Äußeres: brünett</td>
<td colspan="2">Johanna Sophie
Stauß
1751—1799
Äußeres: brünett</td>
<td colspan="2">Christian Ernst
Oehler
1744—1828
Zeug-, Leinen-
u. Wollenweber
in Zeitz
Äußeres:
angebl. brünett</td>
<td colspan="2">Joh. Magdalena
Martin
1747—1825
Äußeres:
angebl. brünett</td>
<td colspan="2">Joh. Christ.
Friedrich Hahn
1761—1831
Kurf. Finanz-
kommissar, Erb-
u. Gerichtsherr
auf Wählitz
bei Zeitz</td>
<td colspan="2">Dor. Juliane
Karoline Pfeifer
1772—1835</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="4">Friedrich August Ludwig Nietzsche
1756—1826
Dr. theol. h. c. Superintendent
in Eilenburg
Äußeres: blond
7 Geschwister</td>
<td colspan="4">Erdmuthe Dorothea Krause
verw. Krüger
1778—1856
Augen: tiefdunkel
Haare: schwarz
4 Geschwister</td>
<td colspan="4">David Ernst Oehler
1787—1859
Pfarrer in Pobles
Äußeres: brünett</td>
<td colspan="4">Joh. Elis. Wilhelmine Hahn
1794—1876
Äußeres: brünett</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="8">Karl Ludwig Nietzsche
1813—1849, Pfarrer in Röcken bei Lützen
Gestalt: über Mittelgröße
Gesicht: länglich
Augen: braun
Haare: sehr dunkel
war kurzsichtig
7 Halbgeschwister
2 Vollgeschwister</td>
<td colspan="8">Franziska Ernestine Rosaura Oehler
1826—1897
Gestalt: ziemlich klein
Augen: dunkelbraun
Haare: tiefschwarz
Hautfarbe: bräunlich
Formen: graziös, rund
10 Geschwister</td>
</tr>
<tr>
<td colspan="8">Friedrich Wilhelm Nietzsche
1844—1900
Gestalt: über Mittelgröße (etwa 1,74 m), wohlgebildet
Kopf: hoch, steil abfallend
Gesicht: länglich
Augen: dunkelbraun, kurzsichtig, tiefliegend
Haare: in der Jugend blond, später tiefbraun, sehr voll, Schnurrbart blond</td>
<td colspan="8">Elisabeth Nietzsche verh. Förster, Dr. phil. h. c.
1846—1935
Gestalt: ziemlich klein
Gesicht: ziemlich breit
Augen: blau, kurzsichtig
Haare: blond
Hautfarbe: hell</td>
</tr>
</table>

heitsliebe, die so weit geht, daß er sich selbst schonungslos kritisiert. Doch tritt in seiner Wahrheitsliebe ein gewisser Fanatismus zutage, der einem anderen Rasseneinschlag, dem osteuropiden, zuzuschreiben ist. Auch die Rücksichtslosigkeit, mit der Nietzsche seinem Wahrheitstrieb folgend, Werte angreift und vernichtet, die durch Jahrtausende geheiligt sind, ist überwiegend nordischen Ursprungs. Nordisch ist Nietzsche vor allem in der Grundsätzlichkeit, der Tiefe und Strenge seines Denkens. Für ihn gibt es keine Halbheiten, keine feigen Kompromisse, sondern nur ein hartes Entweder — Oder.

Er zeichnet sich, wie kaum ein zweiter Denker, durch Unerschrockenheit und Unerbittlichkeit des Denkens aus.

Echt nordisch ist vor allem das Heldische seiner Weltanschauung, das Heldentum, das erkennt, daß die Welt und das Leben notwendig mit Leid und Schmerzen verknüpft ist und das Welt und Leben trotzdem bejaht! Keine einzige Philosophie in der langen Geschichte des Denkens der Menschheit ist so ausgesprochen heldisch. Sie tritt ebenso entschieden der Weltverneinung der Schopenhauerschen Philosophie wie der Weltflucht des Christentums entgegen. Das Leben ist der oberste Wert, dem alle anderen Werte untergeordnet werden. Nietzsche verlegt alle Aufgaben und Sehnsüchte der Menschen in diese Welt, die zur größtmöglichen Höhe und Vollkommenheit gesteigert werden soll. Größe, Stärke und Machtentfaltung, sie sind der Inhalt, den sich die Menschheit wie jeder einzelne zu setzen haben. All dies ist echt nordisch gedacht. Immer und überall sind es die aufsteigenden, die bejahenden, die das Leben erhöhenden Werte, denen all sein Sehnen und sein Kampf gelten. Da wir alle letztlich Leben sind, so ist der einzige Maßstab für Nietzsches Philosophie das Leben und seine Erhöhung.

Nordisch ist ganz besonders Nietzsches streng aristokratische Weltanschauung, seine Verherrlichung großer, starker Persönlichkeiten, der Willens- und Tatmenschen. Er setzt der „Sklavenmoral" der großen Masse die „Herrenmoral" einzelner großer, führender und Werte schaffender Ausnahmemenschen gegenüber. Auch der Philosoph ist ihm in erster Linie nicht ein Erkennender, sondern ein Werte Schaffender. Nietzsche hat damit einen neuen Typus des Philosophen geschaffen.

Nur einzelne große Persönlichkeiten haben die Welt vorwärts gebracht; nur sie sind in der Lage, die Menschheit höher zu züchten und sie endlich zu überwinden. „Der Übermensch ist der Sinn der

Erde." „Einst sagte man Gott, wenn man auf ferne Meere blickte: nun aber lehrte ich euch sagen: Übermensch."

Erst Nietzsche hat uns innerlich von christlichen Werturteilen ganz befreit oder wenigstens die Möglichkeit geschaffen, uns von ihnen zu befreien. Während bis dahin nur die *Weltanschauung* des Christentums, seine *Dogmen* Gegenstand der Kritik waren, die christliche Moral aber als ewig gültig erschien — selbst einem Friedrich dem Großen —, ist Nietzsche der erste gewesen, der die christliche Moral angegriffen hat, die Relativität aller Moral enthüllt und die christliche Ethik als Moral des niedergehenden Lebens gelehrt hat. Erst Nietzsche hat die innerliche Befreiung des modernen, vor allem des nordischen Menschen von vorderasiatischen und orientalischen Werturteilen vollendet. Nietzsche ist in diesem Sinne der geistige Befreier Europas; erst mit ihm hat das Mittelalter endgültig sein Ende gefunden.

An die Stelle der christlichen, mehr weiblichen Werte der Demut, des Mitleids, der Liebe, der Selbstlosigkeit, der Sanftmut, der Geduld, der Gleichheit aller vor Gott, an Stelle der Weltflucht und Weltentsagung hat Nietzsche die aufsteigenden männlichen Werte der *Stärke*, der *Kraft*, der *Härte*, des *Mutes*, des *Kampfes*, der *Unerbittlichkeit*, hat er die Werte schrankenloser *Lebensbejahung* und *Lebenserhöhung* gesetzt. Alle demokratischen und sozialistischen Lehren und Systeme, die letzten Endes Ausfluß der christlichen Weltanschauung und damit überwiegend der vorderasiatischen und orientalischen Rasse sind, alle Gleichheitsbestrebungen und alle Gleichmacherei, die besonders das Wesen der ostischen und mongoliden Rassen ausmachen, hat Nietzsche als *nordischer* Mensch schonungslos bekämpft.

Auch die spätere Gegnerschaft Nietzsches gegen *Richard Wagner* entspringt letzten Endes seinem im Vergleich zu Wagner ausgeprägteren nordischen Wesen. Er glaubt in Wagners Kunst Werte des niedergehenden Lebens verkörpert, besonders als dieser „vor dem Kreuze niedersank", als er „Parsifal" veröffentlicht. Er sieht in ihm einen Erneuerer einer versinkenden Weltanschauung, in seiner Kunst eine Verklärung der „Sklavenmoral". Obwohl Nietzsche die rassischen Untergründe seiner späteren Gegnerschaft gegen Richard Wagner unbekannt sind, hat er als Psychologe einen scharfen Blick für dessen Wesen. Er schreibt: „Wagner hat über nichts so tief wie über die Erlösung nachgedacht: seine Oper ist die Oper der Erlösung . . . dies ist sein Problem."

Ausgesprochen nordisch ist auch die Entschiedenheit, mit der

Nietzsche den Tendenzen aller idealistischen Philosophien entgegentritt, die auf eine Entwirklichung der Wirklichkeit gerichtet sind, die Energie, mit der er allen falschen Idealismus bekämpft. Die kritische Schärfe seines Verstandes wird man gleichfalls zum großen Teil der Nordrasse zuschreiben müssen und ihr auch einen sehr wesentlichen Anteil an seiner hohen künstlerischen, insbesondere seiner dichterischen, musikalischen und sprachlichen Begabung zuerkennen.

Die Persönlichkeit Nietzsches und ihr Werk sind aber damit noch nicht erschöpft. Gerade die rassische Analyse gibt hier die wichtigsten Fingerzeige. Werturteile, die bei Nietzsche das Entscheidende, vor allem das wirklich Bedeutende an seiner Philosophie sind, sind nicht allgemeingültig, sie sind ihrem Wesen nach irrational, sie sind Willensentscheidungen. In der Frage, für welche obersten Werte sich jemand entscheidet, ist er an seine Anlagen weitgehend gebunden. In den Werten, die ein Einzelner, wie ein Volk als für sich maßgebend ansieht, kommt seine rassische Artung zum stärksten und reinsten Ausdruck. Bei einem Denker, der sich die Höherzüchtung der Menschheit zur Aufgabe gemacht hat, der zuerst den Mut gehabt hat, biologische Gesichtspunkte auf unsere moralischen Werturteile anzuwenden, die man bis dahin als aus metaphysischen Quellen entspringend angesehen hat, ist es von allergrößter Bedeutung, seine eigene Rassenzugehörigkeit zu kennen.

Wir haben in Nietzsches Äußerem dinarische Züge festgestellt. Diese sind auch auf seelischem Gebiet vorhanden. Auffallend ist zunächst die Rolle, die die Musik in Nietzsches Leben spielt. Nietzsche war, wie sein Vater, hochmusikalisch. Sein ganzes Denken und Fühlen ist durchtränkt von Musik; seine Sprache ist geradezu Musik. Bekannt ist sein Ausspruch: „Im Verhältnis zur Musik ist alle Mitteilung durch Worte von schamloser Art.“ Dies ist für einen Philosophen ein auffallendes Verhalten, das nicht ohne Einfluß auf sein Denken bleiben kann. Kennzeichnend ist auch die Tatsache, daß ein musikalisches Genie — Richard Wagner — sein Bild des Genies geformt hat, das größte Erlebnis seines Lebens geworden ist, nicht minder die Tatsache, daß seine erste bedeutende Schrift, „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ sich auf dem Boden der Kunst und der Ästhetik bewegt.

Neben der musikalischen Begabung steht die noch viel größere dichterische Begabung. Sie ist auf sein Denken von noch

größerem Einfluß gewesen. Nietzsche ist seinem Wesen nach weniger ein Denker, als ein Dichterphilosoph. Auch an der dichterischen Begabung Nietzsches dürfte die nordische Rasse nicht allein beteiligt sein. Dinarisch ist an Nietzsche vor allem das Pathetische, Glänzende, Blendende, Hochfliegende, Berauschende seines Stils. Dasjenige, was Nietzsche vor allem zur Weltberühmtheit verholfen hat, das Überschwängliche seiner Schreibweise, die Verherrlichung des Dionysischen, das Dithyrambische seines Stils, das Leidenschaftliche seines Wesens ist unnordisch, trägt südliches Gepräge. Dinarisch ist ferner das Prophetische seines Wesens, das ihn in der Nähe der großen Religionsstifter rückt, die fast alle aus dem vorderasiatischen Kulturkreis hervorgegangen sind. Bezeichnend ist dabei, daß er in der Form des Ausdrucks sich direkt an Christus anlehnt: „Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage Euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt.“

Unnordisch ist vor allem das maßlos Leidenschaftliche, Fanatische seiner Denk- und Schreibweise. Unnordisch ist der Haß, mit dem er alles von seinen Ansichten Abweichende verfolgt.

Der fanatische Haß, den Nietzsche gegen das Christentum zeigt, ist eine gewaltige Reaktionserscheinung gegen das durch seine priesterlichen Vorfahren in ihm aufgehäufte Theologenblut. Aber er ist mehr: Nietzsche haßt in diesem Hasse einen Teil seines Selbst; er haßt in ihm den dinarisch-vorderasiatischen Einschlag seines eigenen Wesens. Sein Haß gegen das Christentum erinnert an den Antisemitismus zum Christentum übergetretener Juden.

Eine besondere Erörterung verdient Nietzsches Verhältnis zu den südlichen, den Mittelmeervölkern. Seiner Liebe zu diesen Völkern liegt — neben gesundheitlichen Bedürfnissen nach dem klaren, südlichen Himmel — zunächst eine echt nordische Sehnsucht nach der Heiterkeit des Südens, der Leichtigkeit und Unbeschwertheit des südlichen Menschen zugrunde; das Bedürfnis, auch einmal so leichtsinnig und heiter sein zu können wie dieser. Aber auch hier liegt mehr als das Gesagte vor. Die Liebe zum Süden artet bei Nietzsche in eine Verherrlichung, eine Verhimmelung des mittelländischen Menschen aus und gleichzeitig in eine Herabsetzung, nicht selten eine gröbliche Beschimpfung alles Deutschen und Germanischen. Kennzeichnend ist seine Verherrlichung Napoleons und Cäsare Borgias, seine Herabsetzung Bismarcks, seine Vorliebe für die französischen Schriftsteller, seine Geringschätzung Shakespeares. Diese Verherrlichung alles Süd-

lichen ist nicht mehr nordisch; in ihr kommt ein südliches Element in Nietzsche selbst zum Ausdruck: die dinarische Seite seines Wesens[1]).

Ob bei Nietzsche neben dem dinarischen ein mittelländischer Einschlag vorliegt, muß unentschieden bleiben, da ein solcher Einschlag in seinem Äußeren nicht deutlich hervortritt. Ganz ausgeschlossen ist ein derartiger Einschlag keineswegs. Charakteristisch ist die starke Betonung des Dionysischen an der antiken Kultur, also desjenigen Elements, das als ausgesprochen unnordisch angesehen wird[2]). Das Dionysische ist ihm geradezu zu einem Problem geworden. Das Apollinische, das man allgemein als Kennzeichen des nordischen Wesens ansieht, tritt in seinem eigenen Wesen, wie in seiner Auffassung des Griechentums sehr zurück.

Es ist klar, daß die genannten Eigenschaften von tiefster Wirkung auf die Ergebnisse seines Denkens sein mußten. Die Wahrheit pflegt im schlichten, einfachen, nicht im dithyrambischen Gewande aufzutreten. Wir müssen bei keinem Philosophen uns mehr in acht nehmen, daß wir nicht von der Glut seines Denkens fortgerissen werden, daß wir nicht das für Wahrheit halten, was die Leidenschaft eingegeben hat. Charakteristisch an Nietzsche ist das Zurücktreten des begreifenden Verhaltens (das echt nordisch ist). Alles und jedes wird von Nietzsche gewertet; eine reine und sachliche Betrachtung der Welt ist ihm versagt, von ihm auch gar nicht gewollt. Wenn auch durchaus nicht verkannt werden darf, daß die Setzung neuer ethischer Werte nur dann von Erfolg gekrönt ist, wenn sie mit einer gewissen Leidenschaft vertreten wird, so muß doch andererseits auf die Gefahren einer solchen Veranlagung hingewiesen werden. Diese liegen darin, daß Nietzsche in seinem an sich berechtigten Kampf gegen veraltete und uns von Natur fremde Werte weit über das Ziel hinausschießt, daß er die Bedeutung altruistischer Gefühle völlig verkennt, vor allem für das Wesen der Gemeinschaft geradezu farbenblind ist. Er verwirft in seinem Haß gegen das Christentum alles, was irgendwie an Gerechtigkeit, an Altruismus, an Liebe zum Nächsten, an die Gemeinschaft als solche erinnert. Diese Gefühle aber hat es lange vor dem Christentum gegeben und wird es lange nach seinem Erlöschen geben. Gerechtigkeit und Liebe erscheinen Nietzsche nur als Schwäche, als Ausdruck der „décadence“. Wenn Nietzsche die „Fernstenliebe“ als neuen Wert aufstellt, so hat er recht; unrecht

---

[1]) Nicht selten findet man auch bei osteuropiden (slawischen) Völkern eine Vorliebe für südliche, romanische Völker.

[2]) Vgl. Kynast: Apollon und Dionysos. München 1927.

aber hat er, wenn er deshalb die Nächstenliebe als selbständigen Wert verwirft, wenn er in den sozial-moralischen Werten und Gefühlen nur Niedergang erblickt, wenn er es ablehnt, der Persönlichkeit als solcher einen selbständigen, unaufhebbaren und unantastbaren ethischen Wert zuzuschreiben.

Es scheint das Wesen und die Tragik großer Ethiker und Religionsstifter zu sein, daß sie nur dann eine Macht über die Menschheit gewinnen, wenn sie irgendein ethisches Prinzip ins Extrem treiben, wenn sie gegen alles, was diesem Prinzip entgegensteht und ihm abträglich ist, blind sind.

Ja es scheint im Wesen ethischer Prinzipien als solcher zu liegen, daß sie sich — wie die philosophischen Systeme — gegenseitig befehden und auf ihren Untergang bedacht sind. Sobald ein einziger Gesichtspunkt — der der Höherzüchtung der Menschheit — zum alleinigen ethischen Prinzip erhoben wird, müssen notwendigerweise andere ethische Gesichtspunkte verkümmern.

Es ist eine unverlierbare Errungenschaft des Christentums, ja es ist eine unverrückbare Voraussetzung jeder wahren und echten Kultur, daß die Einzelpersönlichkeit als selbständiger, unaufhebbarer (gleichsam metaphysischer) Wert anerkannt wird. Eine solche Anerkennung ist durchaus vereinbar mit dem Ziel der Höherhebung und Höherzüchtung der Menschheit, wie sie auch mit den tiefsten Werten der Gemeinschaft vereinbar ist.

Der Einzelne kann als Faktor der Fortpflanzung ausgeschlossen werden; er selbst muß, wenn er einmal ist, als selbständiger Wert anerkannt werden.

Wenn gar Nietzsche als Mittel zur Höherzüchtung der Menschheit auch die Lüge recht ist, wenn er fragt: „Warum Wahrheit? Warum nicht Lüge?“, so hat er nicht nur die unverrückbare Grenze des Ethischen überschritten, sondern auch die unverrückbare Linie des Nordischen und Germanischen.

Daß Nietzsches Denken eine derartige ins Extreme gerichtete Wendung nahm, erklärt sich aus der Artung seiner Persönlichkeit. Es erklärt sich aber auch aus seiner Rassenmischung, und vor allem aus einem dritten Rasseneinschlag, dem wir uns nunmehr zuwenden. Es wurde oben bemerkt, daß Nietzsche wiederholt für einen Polen gehalten wurde und selbst größten Wert auf seine angeblich polnische Abstammung legte[1]) (Graf Nietzki). Von vielen Schriftstellern wird

[1]) In Wahrheit stammt die Familie im Mannesstamm nicht von polnischen Grafen, sondern von einem aus Burkau in Sachsen stammenden Fleischer Nietzsche ab.

auf das „Slawische“ seines Wesens hingewiesen. Dieser Einschlag kann nur als ostbaltischer gedeutet werden. Nietzsche zeigt eine Reihe von Eigenschaften dieser Rasse. In der ostbaltischen Seele sind Gegensätze und Widersprüche vereinigt, die sonst nirgends vorkommen. Kennzeichnend ist für sie, daß Stimmungen leicht in ihr Gegenteil umschlagen[1]); so können ausgelassene Stimmungen in blinde Zerstörungswut umschlagen. Kennzeichnend ist beim ostbaltischen Menschen unruhiges Schweifen der Gedanken, scheinbare äußerliche Gleichmütigkeit, unter der sich aber bei genauerem Zusehen eine grenzenlose Unzufriedenheit verbirgt, und daraus hervorgehende Neigung zur Verneinung des Bestehenden[1]), Neigung zu Umsturz und Revolution.

Ähnliche Züge finden wir bei Nietzsche. In keiner Philosophie spielt das Vernichten, spielen die Untergänge eine so große Rolle wie bei Nietzsche. „Ich liebe die, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende, denn es sind die Hinübergehenden.“ Der Zerstörungstrieb ist in Nietzsche in einem Maße entwickelt, daß er weit über die Bejahung des Lebens als solche hinausgeht. Daher ist die Vernichtung von Leben für ihn Vorbedingung neuen Lebens, daher seine dithyrambische Verherrlichung des Krieges, und zwar des Krieges schlechthin und seine Verherrlichung der Bosheit (er kann sich ein Genie ohne Bosheit überhaupt nicht vorstellen!). Nur so wird es verständlich, daß die ganze Art seiner Stellungnahme, seines Behandelns von Problemen fast stets die Form des Angriffs auf andere, der Bekämpfung fremder Ansichten trägt.

Aufs engste hängt damit zusammen, daß es Nietzsche nicht auf die Erhaltung des Lebens ankommt, sondern auf die Veränderung, die Veränderung um jeden Preis („Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt“). Die Freude an der Veränderung bringt es auch mit sich, daß Nietzsche sich selbst so oft verneint, in das Gegenteil seiner bisherigen Ansicht umschlägt, daß er seine eigenen früheren Ansichten und Ideale widerruft und bei der Leidenschaftlichkeit seines Wesens in den Staub zieht („Ist Wagner überhaupt ein Mensch? Ist er nicht vielmehr eine Krankheit?“). Es fehlt die ruhige Behauptung der eigenen Persönlichkeit. Immer wird etwas in irgendeiner Form überwunden[2]). Man muß es unter diesen

[1]) Vgl. über die körperlichen und seelischen Merkmale der ostbaltischen Rasse Hans Günther: Rassenkunde des deutschen Volkes, 12. Aufl., S. 130 ff., 233 ff.

[2]) Vgl. Deussen: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche, S. 80: „denn

Umständen als ein Glück für Nietzsches Philosophie bezeichnen, daß ihr Schöpfer geisteskrank wurde und dadurch verhindert wurde, Hand an seine eigene letzte Philosophie zu legen. Wir müssen bedenken, daß das, was man heute unter Nietzsches Philosophie versteht, daß das, wodurch er in den Tempel der Unsterblichkeit eingegangen ist, die dritte letzte Phase seiner inneren Entwicklung war, und daß es bei der Jugend ihres Schöpfers keineswegs ausgeschlossen war, daß er bei längerem Leben weitere Entwicklungen durchgemacht hätte. Denn bei irgendeiner Sache oder einem Standpunkt dauernd zu verharren, war ihm nicht gegeben[1]).

Der ostbaltische Mensch bewegt sich ferner mit Vorliebe an äußersten Grenzen, er neigt zu Unmaß, bevorzugt das Superlativische im Ausdruck. Wer wird hier nicht an Nietzsche erinnert? Nietzsche ist in diesem Punkte geradezu ein Urbild der ostbaltischen Seele; er bewegt sich fast immer in Superlativen, an den äußersten Grenzen der Menschheit. Maßlosigkeit ist sein innerstes Wesen. Der ostbaltische Mensch neigt ferner zum Fanatismus. Auch dieser Zug ist bei Nietzsche vorhanden; in dem geradezu fanatischen Haß, mit dem er das Christentum verfolgt, sind zwei ostbaltische Eigenschaften vereinigt: Haßinstinkte und Fanatismus[2]). Endlich trägt Nietzsches persönlicher Fatalismus, der so eigenartig ausgebildete „amor fati" ostbaltisches Gepräge. Es ist charakteristisch, daß Nietzsche in dem „amor fati" ein Kennzeichen großer Menschen erblickt. Der ostbaltische Mensch neigt aber sehr häufig in ausgesprochener Weise zum Fatalismus.

Auch andere Eigenschaften Nietzsches deuten in derselben Richtung. Der ostbaltische Mensch ist der geborene Psychologe —: auch Nietzsche ist der geborene Psychologe. Kennzeichnend ist an ihm die Vorherrschaft der psychologischen und das Zurücktreten der logischen Betrachtungsweise. Die Begründung der Logik ist eine

---

Nietzsche war und blieb eine im tiefsten Innern unruhige, bestandlose Natur, welche es nicht ertrug, lange bei einer Sache zu bleiben".

[1]) Siehe Anmerkung [2]) auf S. 268.

[2]) Vgl. was Nietzsche über sich selbst schreibt: „Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften . . . kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind. — Häßliche Abzeichen, um deretwegen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt gewesen . . ." Das schrieb Nietzsche 1880! (Werke, XI, S. 408).

Haupttat der nordischen Rasse; das psychologische Interesse tritt bei ihr grundsätzlich hinter das Interesse für das Sachliche zurück. Das Gegenteil ist bei Nietzsche der Fall. Nietzsche ist einer der größten Psychologen der Weltliteratur, innerhalb des deutschen Schrifttums wohl der bedeutendste Psychologe überhaupt. Keiner hat wie er die Hintergründe und Untergründe der menschlichen Seele aufgedeckt. — Nietzsche charakterisiert sich dadurch gleichzeitig als der Typus einer Philosophie einer späten Kultur. Alle späten Zeitalter einer Kultur sind, wie das späte Lebensalter des Einzelmenschen, durch ein Überwiegen der psychologischen Betrachtungsweise gekennzeichnet. Die Weltprobleme werden in solchen Spätzeiten einer Kultur vielfach dadurch „gelöst", daß man sie als nicht vorhanden oder als „überlebt" erklärt. An die Stelle der „Unschuld des Werdens" ist eine weitreichende „Unschuld des Denkens" getreten. Den Menschen interessieren nur noch praktische Fragen; die Weltprobleme haben sich überlebt. In der Tatsache, daß Nietzsche ganz überwiegend Ethiker ist, daß ihn theoretische Probleme verhältnismäßig wenig interessieren, spricht sich gleichermaßen der späte Charakter seiner Philosophie aus.

Während in der Frühzeit des hellenischen Denkens nur rein theoretische Probleme den Menschen beschäftigen, tritt in Sokrates der erste Philosoph auf, den theoretische Probleme, insbesondere solche über die Weltentstehung, nicht interessieren, sondern der sich mit dem Begriff der Tugend und der Frage ihrer Lehrbarkeit abgibt. Die rein auf das Ethische und Praktische gerichtete Tendenz gewinnt in den nachfolgenden Schulen der Stoiker, der Epikureer, der Kyniker usw. immer mehr das Übergewicht, schließlich die Alleinherrschaft. Mit ihnen hat die Philosophie Nietzsches eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit.

Ostbaltisch ist endlich an Nietzsche das Überwiegen des Gefühlslebens und Stimmungslebens über das intellektuelle Leben, das Beherrschtwerden des Intellekts und Willens durch Gefühle und Stimmungen.

Wir müssen demnach Nietzsches Rassenmischung als nordisch-dinarisch-ostbaltisch bezeichnen.

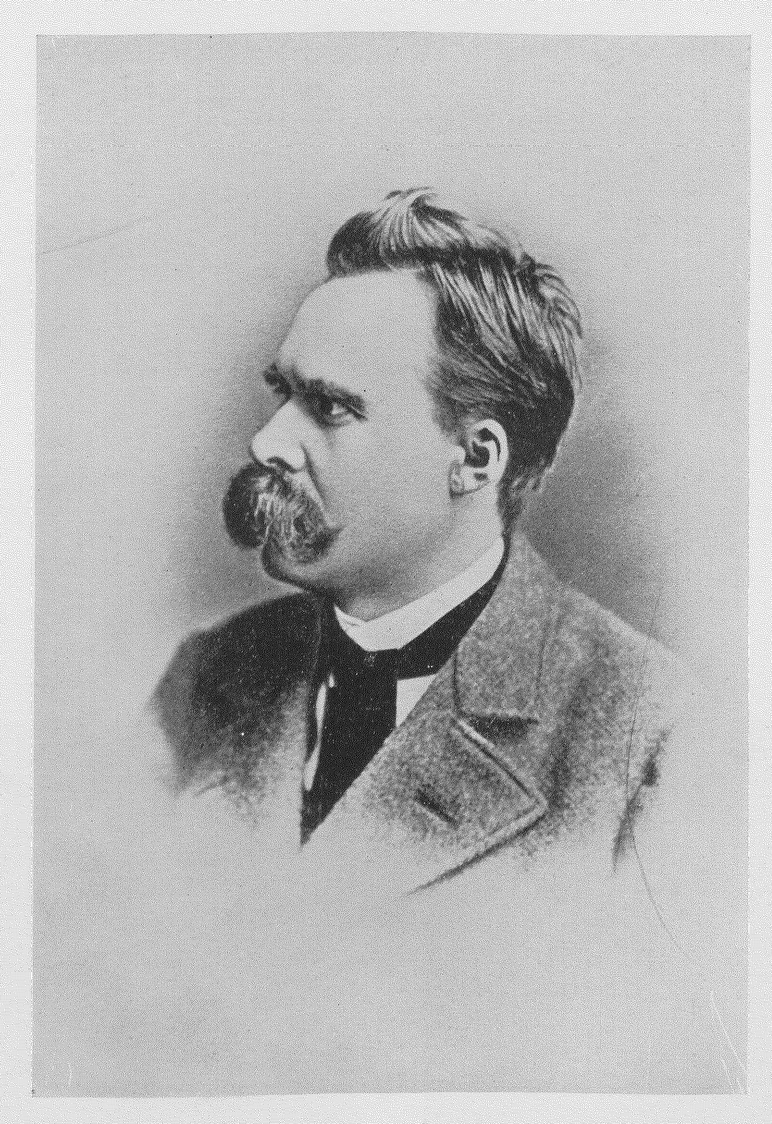
Aus dieser Gesamtlage ergibt sich die Beurteilung Nietzsches, insbesondere des Ethikers Nietzsche. Er ist ein großer Ethiker, an Leidenschaft des Ausdruckes unerreicht; aber er ist ein Ethiker, der in Gefahr ist, sich selbst zu überschlagen. Seine Verneinung bestehender Werte geht vielfach zu weit. So ist es zu erklären, daß neben dem Ethiker der Immoralist steht — nicht nur im christlichen

Sinne, sondern im Sinne einer Ethik überhaupt. So ist es verständlich, daß Nietzsche sich selbst gelegentlich als „Nihilisten“, als „Immoralisten“ bezeichnet, daß er von sich sagen konnte: „Ich bin ein „décadent“ („Ecce Homo“). Der Einzelne — und sei es der größte — kann niemals eine Ethik aus sich allein erschaffen, ebensowenig, wie er von sich aus allein die Menschheit höherzüchten und einen höheren Typus, etwa den Übermenschen, hervorbringen kann. Dazu bedarf er grundsätzlich des A n d e r e n , des gleichberechtigt neben ihm Stehenden, dazu bedarf er der G e m e i n s c h a f t mit anderen, vor allem mit seinem V o l k e. Derartige Gedanken fehlen bei Nietzsche völlig.

Wir müssen nach der vollzogenen Analyse die notwendige S y n t h e s e vornehmen. In Nietzsche mischen sich drei Rassenkreise: der nordische, der dinarische und der ostbaltische — drei außerordentlich verschiedene Kreise, die sich gegenseitig zum Teil auszuschließen scheinen, und die doch hier in e i n e r Persönlichkeit vereinigt sind. Nietzsche ist wie jeder Mensch und wie jeder Organismus eine G a n z h e i t — aber eine Ganzheit, die aus sehr verschiedenartigen Komponenten hervorgegangen ist, sowohl hinsichtlich seiner näheren Vorfahren wie hinsichtlich der in ihm vertretenen Rassen. Kein einziger großer Deutscher ist aus der Mischung: nordisch-dinarisch-ostbaltisch hervorgegangen. Schon darin nimmt Nietzsche eine A u s n a h m e s t e l l u n g unter den deutschen Genien ein. Die in Nietzsche vertretenen Rassen sind keine „Teile“, wie man häufig unter Betonung des Ganzheitsgedankens gegen derartige Betrachtungen einwendet, sondern l e b e n d e K o m p o n e n t e n. Aber diese Komponenten sind sehr verschiedener Herkunft! Die Kraft, die Tiefe, die Grundsätzlichkeit, die heldische Gesinnung und philosophische Veranlagung der nordischen Rasse sind mit dem Pathetischen, Prophetischen, Überschwänglichen, dem Lebensfreudigen, Glänzenden und Blendenden, wie sie vorzugsweise der dinarischen Rasse eigen sind, und dem Grüblerischen, Widerspruchsvollen, Unbeständigen, Revolutionären, In-sich-Gegensätzlichen und teilweise Verneinenden, das sich sehr oft bei Angehörigen der ostbaltischen Rasse findet, zu einer einzigartigen Einheit von gewaltiger Größe verschmolzen — einer Größe, die durch ungewöhnliche dichterische Kraft und unvergleichliche Eindringlichkeit und Schönheit der Schreibweise noch gesteigert ist. Daraus ergibt sich das Hinreißende, Berauschende, blitzartig Blendende ebenso wie das S c h i l l e r n d e und V i e l d e u t i g e des Nietzeschen Wesens. Es ergibt sich daraus weiter eine Spannweite des Fühlens und Denkens, die sehr selten

ist — eine Spannweite, die nur in Gefahr ist, sich selbst zu überschlagen. In Nietzsche sind die äußersten Enden verknüpft, die das wundersame deutsche Wesen in sich birgt. Eine Folge der in Nietzsche vorliegenden Rassenmischung ist auch die Tatsache, daß er über dieselbe Sache und Person kontradiktorisch Entgegengesetztes aussagt (an verschiedenen Stellen seiner Werke), daß er alle möglichen Masken annimmt, daß er in Vordergründen und Hintergründen seiner Philosophie zu uns spricht, endlich, daß seine Ausdrucksweise nicht selten etwas Überspitztes und Gesuchtes an sich trägt. Auch der Widerspruch zwischen Leben und Philosophie, ähnlich wie bei Schopenhauer (nur im umgekehrten Sinne), ist eine Folge der Rassenmischung, besonders (wie bei Schopenhauer) des ostbaltischen Einschlags. Nietzsche war im persönlichen Leben rücksichtsvoll, von beinahe weiblichem Zartgefühl, höflich und der Freundesliebe sehr bedürftig. Dieser Mann war der Verkünder der Philosophie des „Willens zur Macht“; er bewunderte Cäsar Borgia und Napoleon und hielt diesen für das größte Ereignis des letzten Jahrtausends.

Friedrich Nietzsche



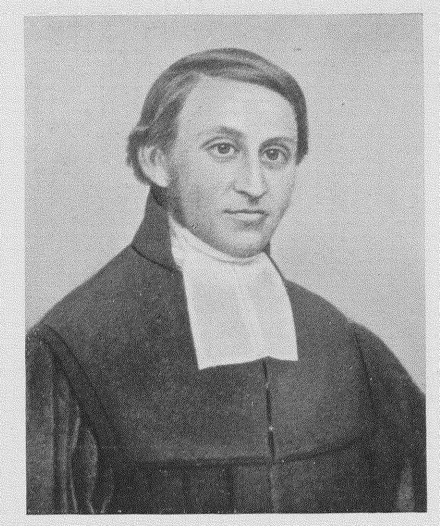
Friedrich Nietzsche

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Friedrich Nietzsche



Elisabeth Förster-Nietzsche, Nietzsches Schwester (1900)



Karl Ludwig Nietzsche



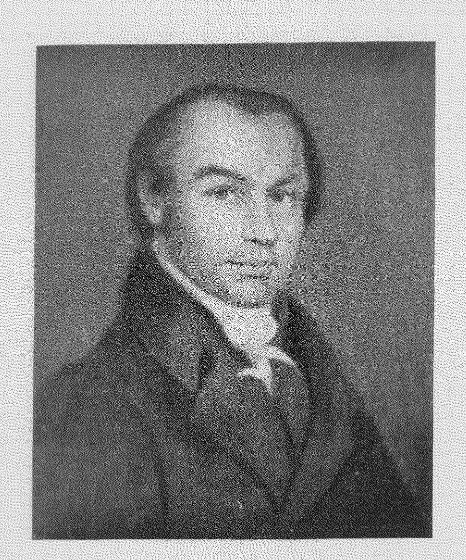
Franziska Nietzsche geb. Oehler

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Friedrich Nietzsche



Nietzsches Mutter, ca. 60jährig



David Ernst Oehler



Wilhelmine Oehler geb. Hahn

Verlag von Gustav Fischer in Jena

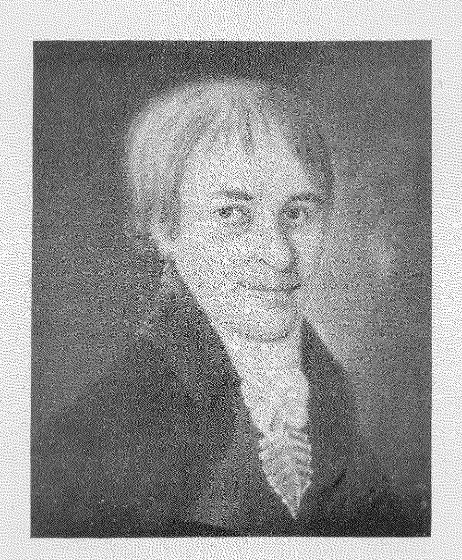
Friedrich Nietzsche



Großmutter
Erdmuthe Nietzsche geb. Krause



Urgroßvater
Gotth. Engelbert Nietzsche



Christ. Friedr. Krause

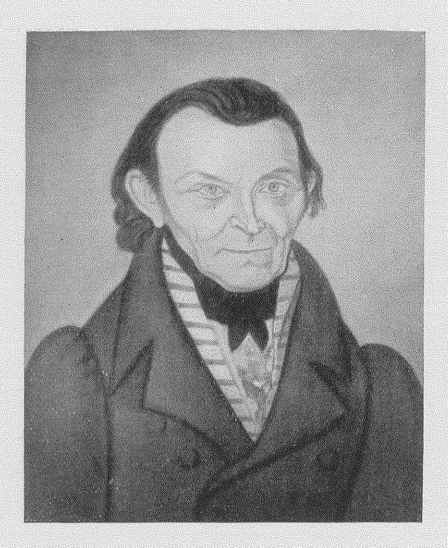


Johanne Sophie Krause geb. Strauß

Urgroßeltern

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Friedrich Nietzsche



Urgroßvater Christ. Ernst Oehler





Doroth. Jul. Karol. Hahn geb. Pfeifer

Joh. Christ. Friedr. Hahn

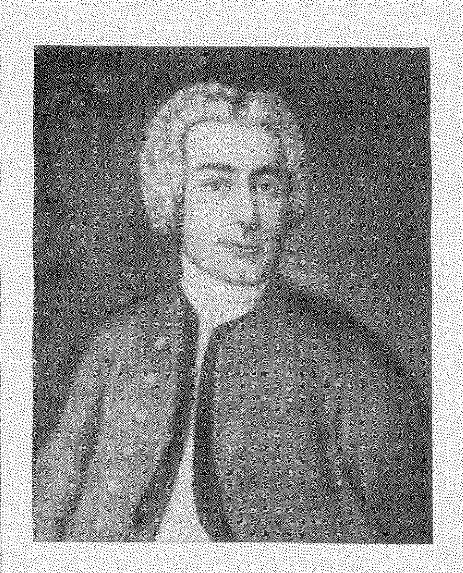
Urgroßeltern

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Friedrich Nietzsche



Ururgroßvater Heinr. Aug. Pfeifer



Christ. Heinr. Pfeifer



Dorothea Juliana Pfeifer geb. Pötschmann

3fache Urgroßeltern

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Die rassischen Grundlagen der deutschen Tonkunst

Wenn man in eine Karte, in der die Verteilung der in Deutschland vorherrschenden Rassen dargestellt ist, die Geburtsorte der großen Tondichter einzeichnet, so findet man die überraschende Tatsache, daß alle ganz großen Tondichter außerhalb des Gebietes geboren sind, das als überwiegend nordisch angesehen wird.

Schütz, Bach, Händel, Schumann, Richard Wagner sind in Obersachsen und Thüringen geboren. Sie haben dort auch ihre Ahnen. Nur Händel hat neben thüringischen auch schlesische und niederrheinische, vielleicht auch böhmische Vorfahren. Der obersächsich-thüringische Volksstamm hat außer den Genannten auch den Vater Hans Pfitzners, den Großvater von Lortzing und eine Reihe anderer Komponisten, wie Loewe, Marschner [1]), Robert Franz u. a. hervorgebracht.

Fast ebenso reich an Tondichtern ist die deutsche Ostmark. Sie hat uns Haydn, Mozart [2]), Anton Bruckner, Hugo Wolf, Franz Liszt u. a. geschenkt. Schubert, in Wien geboren, hat seine Ahnen in den Sudetenländern. Aus Altbayern stammt Gluck [3]), und zwar in der Hauptsache aus der bayerischen Oberpfalz, die auch die Vorfahren Max Regers und die väterlichen Ahnen von Richard Strauß hervorgebracht hat. Beethovens Ahnen stammen aus den Rhein- und Moselgegenden, sein väterlicher Großvater aus dem flämischen Teil Belgiens. Webers Vorfahren waren alemannisch-schwäbischer Abstammung; ein Urgroßvater stammte aus der Bretagne. Lortzings Ahnen sind obersächsischer und niedersächsischer, zum Teil französischer Herkunft. Auch fast alle bedeutenden deutschen Tondichter vor Johann Sebastian Bach waren hochdeutscher, großenteils thüringisch-obersächsischer und bayerisch-österreichischer Abstammung,

[1]) Marschner hatte auch deutsch-böhmische Ahnen.

[2]) Der Vater Mozarts war schwäbischen Stammes, ebenso wie die Mutter Carl Maria v. Webers.

[3]) Gluck hat wie Händel und Marschner auch deutsch-böhmische Ahnen.

so Aichinger, Haßler, Lechner, Handl, Fux, Stadelmayr, Schein, Scheidt, Pachelbel, Froberger, Reinken u. a. Wir sehen: Neben vielen Tondichtern zweiten Ranges hat das weniger nordrassische Gebiet Deutschlands so gut wie alle Sterne erster Größe auf musikalischem Gebiet hervorgebracht. Fürwahr eine merkwürdige Tatsache! Das weniger nordrassische Gebiet deckt sich ungefähr mit dem Bereich der hochdeutschen Sprache. Ihm sind ziemlich starke nichtnordische, vor allem alpine, dinarische, osteuropide (ostbaltische), in geringerem Grade auch mediterrane Rassenbestandteile beigemischt. Demgegenüber spielt das überwiegend nordrassische Gebiet Deutschlands, das in der Hauptsache mit dem niederdeutschen Sprachgebiet zusammenfällt, mit Buxtehude, Spohr, Brahms und einigen kleineren Namen eine verhältnismäßig bescheidene Rolle.

Bezeichnend ist auch die weitere Tatsache, daß nach den von K. Gerlach[1]) entworfenen Karten, in denen die Geburtsorte sämtlicher auf musikalischem Gebiet irgendwie hervorgetretenen Deutschen eingetragen sind, der Norden Deutschlands bis etwa 1750 so gut wie leer ist. Die Zeit vor 1750 und noch mehr diejenige vor 1600 ist aber für Norddeutschland die überwiegend nordrassische Epoche.

Auch für die niederländisch-flämischen Lande, die früher zum Deutschen Reich zählten, trifft ähnliches zu. Der überwiegend nordrassische, nördliche Teil, das heutige Holland, hat wenig Tondichter hervorgebracht. Aus dem südlichen, weniger nordrassischen, stark alpin durchmischten, dem belgisch-flämischen Gebiet dagegen sind bedeutende Komponisten hervorgegangen: Okeghem, Willaert u. a. Auch der Großvater Beethovens entstammt diesem Gebiet; Beethoven ist zu einem nicht unwesentlichen Anteil hierherzurechnen, da die musikalische Begabung der Familie zum großen Teil vom väterlichen Großvater ausging.

Das flämisch-holländische Gebiet ist ein Gebiet starker Kreuzung zwischen der nordischen, fälischen und alpinen Rasse. Es ist das einzige niederdeutsche Land, in das alpine Rassenteile weit nach Norden vorgedrungen sind. Es ist bezeichnend, daß im niederdeutschen Sprachgebiet nur hier bedeutende Tondichter erstanden sind. Hieraus erklärt es sich, daß die ehemaligen Niederlande (Holland und Belgien) in der Tonkunst führend geworden sind. Den an die Niederlande angrenzenden wallonischen Gebieten, die ehemals zur Nieder-

---

[1]) Gerlach, K.: Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke, 1929.

lande gerechnet wurden, sind gleichfalls eine Reihe großer Komponisten entsprossen, vor allem Orlando di Lasso, des Près u. a. Die Niederlande sind das einzige nördlicher gelegene Gebiet, das auch in der Malerei führend geworden ist und eine ausgesprochene Blüte der Malerei erlebt hat[1]). Beiden Erscheinungen, der Blüte der Tonkunst wie der der Malerei, liegen ohne Zweifel die gleichen rassischen Ursachen zugrunde. Hier ist vor allem die wichtige Tatsache hervorzuheben, daß von Nordholland (Friesland) durch Holland und Belgien hindurch nach dem wallonischen und nordfranzösischen Gebiet ein sehr starkes Rassengefäll auf verhältnismäßig kleinem Gebiet vorhanden ist, d. h. die friesischen Gebiete sind ganz vorherrschend nordisch-fälisch, die flämischen und wallonischen Gebiete dagegen stark alpin, wie sich aus der Verteilung der hellen und dunkeln Farben in Deutschland ergibt. Es vollzieht sich also in Holland und Belgien auf kleinem Gebiet ein Übergang aus einem ganz überwiegend hellen in ein ziemlich dunkles Gebiet in seltener Schroffheit. Das Rassengefäll zwischen Rassen, die nicht zu verschieden voneinander sind, ist nun an sich der Genieentstehung günstig, da hierdurch sehr verschiedenartige Grade der Rassenmischung hervorgerufen werden. Eine mäßige Rassenmischung zwischen verwandten Rassen befördert die Genieentstehung; sie ist besonders in den Fällen wichtig, in denen eine Rasse nur einseitig begabt ist und einer Ergänzung durch eine andere Rasse bedarf. Dies trifft für die friesischen Lande in ausgesprochenem Maße zu. Die friesischen Gebiete haben keinen einzigen Tondichter hervorgebracht[2]): „Frisia non cantat." Hält man diese Tatsache mit der anderen Tatsache zusammen, daß Holland-Belgien in der Tonkunst führend geworden ist, so kann an der Bedeutung des Rassengefälls in diesem Fall schlechterdings nicht gezweifelt werden. Die friesischen Gebiete sind ganz überwiegend nordisch-fälisch, die südlicheren Teile Hollands und Belgien dagegen nordisch-fälisch-alpin gemischt. Diese Rassenmischung ist auf musikalischem wie auf malerischem Gebiet schöpferisch geworden.

Das bisher Gesagte wird noch stärker unterstrichen durch die Tatsache, daß die vorwiegend von der nordischen Rasse bewohnten

---

[1]) Vgl. über die Ursachen dieser Erscheinung Rauschenberger, W.: Die rassischen Grundlagen der deutschen Malerei. Arch. Rass.-Ges. Biol., Bd. 30, 1936, S. 304—312.

[2]) Friesland hat auch keinen deutschen Maler hervorgebracht (vgl. Gerlach, K.: Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke, 1929. — Vgl. S. 22).

germanischen Länder England, Schottland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Nordamerika und Australien eine außerordentlich bescheidene Rolle in der Erzeugung großer Tondichter gespielt haben. Was in Deutschland infolge der nicht so scharfen Abgrenzung der Rassen in verhältnismäßig verhüllter, abgeschwächter Form erscheint, tritt hier klar zutage: die genannten, sehr ausgedehnten Länder haben wohl große Dichter des Wortes, aber so gut wie keine bedeutenden Tondichter hervorgebracht[1]).

Damit stimmt überein, daß eine Reihe großer Komponisten ein verhältnismäßig wenig nordisches Äußere hatte. Die Mehrzahl war unter Mittelgröße: Mozart (sehr klein), Haydn, Schubert, Beethoven, Weber, Wagner, Bruckner, Hugo Wolf, Brahms, Grieg und viele andere.

Einen unverkennbar dinarischen Einschlag zeigt eine große Anzahl von Tondichtern: Haydn, Mozart, Weber, Wagner, Bruckner, Liszt, Cornelius, Pfitzner; an außerdeutschen Komponisten: Palestrina, Chopin, Berlioz, Verdi, Cherubini, Rossini, Tartini u. a. Aus diesen Namen geht der starke Anteil hervor, den dinarisches Wesen an der Entwicklung der Tonkunst hat. Damit steht die Tatsache in Übereinstimmung, daß die dinarisch beeinflußten deutschen Gebiete, die Ostmark und Altbayern, nach allgemeiner Ansicht neben Thüringen und Obersachsen die am meisten musikbegabte Bevölkerung in Deutschland beherbergen und sehr viele Tondichter hervorgebracht haben.

Neben der dinarischen steht die alpine Rasse, die einen erheblichen Anteil an großen Musikern hat. Alpinen Einschlag zeigen vor allem Beethoven, Schubert und Schumann. Auch bei Johann Sebastian Bach, Händel, Gluck, Mozart, Reger, Marschner, Richard Strauß, Philipp Emanuel Bach, Humperdinck u. a. liegt ein mehr oder minder starker alpiner Einschlag vor. Mehrere Mitglieder der Familie Bach, so Philipp Emanuel und Johann Christian Bach, zeigen nach den in der Staatsbibliothek in Berlin befindlichen Ölbildern wenig Nordisches im Äußeren. Auch Bachs Vater, Johann Ambrosius Bach, war keineswegs ausgesprochen nordisch. Er hatte dunkle Haare, alpine Nasenform, rundliches, etwas kalmückenartiges Gesicht. Wesentlich nordischer war Johann Sebastian Bach, der blonde Haare und blaue Augen hatte. Seine stämmige, breite Gestalt ist indes mehr fälisch als nordisch. Seine

[1]) Einzelne Ausnahmen, wie Eduard Grieg, dessen sehr kleine Gestalt nordisch-ostbaltische Mischung zeigt, bestätigen die Regel.

Gesichtszüge sind nicht rein nordisch, zeigen einen fälischen, dinarischen und leicht alpinen Einschlag.

Die auffallend kleine Gestalt vieler deutscher Tondichter muß bei der geringen Bedeutung der mediterranen Rasse in Deutschland vorwiegend als alpines Merkmal betrachtet werden (Mozart, Schubert, Beethoven, Wagner, Bruckner, Brahms, Haydn, Humperdinck, Hugo Wolf u. a.).

Gleichwohl ist ein Anteil der mediterranen Rasse an einzelnen deutschen Komponisten höchst wahrscheinlich, so vor allem bei Weber[1]), Lortzing[1]), Mozart, Beethoven, Hugo Wolf, vielleicht auch bei Wagner und Liszt. Bei Weber, Mozart und Hugo Wolf dürfte dieser Einschlag sogar nicht unerheblich sein, auch bei Beethoven stärker, als es den Anschein hat.

Osteuropiden (ostbaltischen) Einschlag zeigen Reger, Richard Strauß, Grieg. Vielleicht liegt auch bei Schumann (neben dem alpinen) ein leichter osteuropider Einschlag vor, möglicherweise auch bei Brahms. Dieser Einschlag ist im ganzen genommen seltener, da der Nordosten Deutschlands auffallend wenig auf musikalischem Gebiet hervorgetreten ist. Die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Posen fallen in der Erzeugung von großen Tondichtern fast ganz aus. Auch die Mark Brandenburg tritt zurück, wenn man von der Stadt Berlin absieht.

Einer besonderen Betrachtung bedarf der Anteil der fälischen Rasse an den großen deutschen Tondichtern. Der fälische Mensch scheint nicht ausgesprochen musikalisch zu sein. Wenigstens haben die fälischen Kerngebiete, Westfalen, Friesland, das nördliche Hessen keinen ganz großen Tondichter hervorgebracht. Nur Spohr ist für dieses Gebiet zu nennen, der im übrigen heute in unverdiente Vergessenheit geraten ist. Dagegen finden wir, daß die tiefsten, ernstesten und gewaltigsten deutschen Tondichter neben einem nordischen einen stärkeren fälischen Einschlag zeigen. Besonders gilt dies von Johann Sebastian Bach, Beethoven, Brahms und Händel. Fälischen Einschlag zeigen ferner Loewe, Spohr, Friedemann Bach. Es entspricht dies der Stellung der fälischen Rasse im allgemeinen, die durch Gemütstiefe, Innerlichkeit, Gründlichkeit und einen gewissen Hang zu Mystik und Grübelei ge-

[1]) Weber und Lortzing hatten einen leicht französischen, Beethoven einen leicht wallonischen Einschlag; Hugo Wolf hatte ziemlich viele slowenische Ahnen. Der mediterrane Einschlag ergibt sich aus einer eingehenden Analyse der seelischen Eigenschaften.

kennzeichnet ist[1]). Die Geburtsorte der ernstesten und tiefsten deutschen Tondichter sind in einem Kranz um das fälische Kerngebiet (Westfalen) gelagert: Beethoven im Westen, Bach und Händel im Osten, Brahms im Norden dieses Gebietes. Alle Genannten zeigen leiblich und seelisch Merkmale der fälischen Rasse (besonders stark Beethoven).

Darf man nun der nordischen Rasse einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Tonkunst überhaupt absprechen? Die Bejahung dieser Frage würde das vorliegende Problem nicht in seiner Tiefe erfassen und an entscheidenden Tatsachen vorbeigehen. Zunächst muß auf die wichtige Tatsache hingewiesen werden, daß die eigentlich grundlegenden, ältesten deutschen Komponisten ganz überwiegend nordisch waren: Schütz, Bach, Händel und Gluck. Diejenigen Tondichter, die am Eingang der großen deutschen musikalischen Entwicklung stehen und ihr gleichzeitig den entscheidenden Stempel für alle Zeiten aufgedrückt haben, sind durch die Nordrasse bestimmt, zum Teil auch spätere Tondichter, wie Brahms. Auch in den Gesichtszügen und -farben sahen Schütz und Bach, ebenso Händel und Gluck überwiegend nordisch aus.

Ebenso gewichtig ist die Tatsache, daß die rein und stark überwiegend alpinen und osteuropiden (ostbaltischen) Länder (Schweiz, Rußland, ganz Osteuropa), ferner die rein dinarischen Länder (Balkan) und die ausgesprochen mediterranen Gebiete (Sizilien, Sardinien, Korsika, Spanien, Nordafrika) überhaupt keine Tondichter von Weltbedeutung hervorgebracht hatten. Die genannten Länder sind in diesem Punkt nicht besser gestellt als die rein und überwiegend nordischen Länder: in allen diesen Gebieten finden wir keine wirklich großen Tondichter; diese sind vielmehr nur aus den nordisch-dinarisch, nordisch-alpin, nordisch-mediterran, nordisch-osteuropid, nordisch-alpin-dinarisch, nordisch-alpin-mediterran, nordisch-fälisch-dinarisch, nordisch-fälisch-alpin-mediterran oder ähnlich gemischten Gebieten hervorgegangen (Mittel- und Süddeutschland, Belgien, Niederlande, Frankreich, nördliches Italien). Diese Tatsache ist völlig eindeutig und unwidersprechlich.

Sie läßt nur einen Schluß zu: Jene europäischen Rassen bringen nur in ihrem Zusammenwirken die (an sich sehr seltene) höchste musikalische Schöpferkraft hervor. Wir sind auch in

[1]) Vgl. auch F. Lenz in Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre. 3. Aufl. München 1931. — Vgl. S. 554 ff.

der Lage, die Rolle, die die einzelnen Rassen dabei spielen, zu erkennen. Es fällt auf, daß überall die nordische Rasse mitbeteiligt ist: „nordisch-dinarisch“, „nordisch-alpin“, „nordisch-mediterran“ usw. Die nicht-nordischen Rassen sind ebenfalls wichtig, aber sie können einander vertreten (die eine kann für die andere eintreten). Nun wissen wir, daß die dinarische, mediterrane und alpine Rasse entschieden musikalisch sind. Wir wissen andererseits, daß sie für sich allein gleichwohl keine großen Tondichter hervorgebracht haben. Besonders deutlich wird dies in Böhmen und Ungarn und bei den Zigeunern. Diese Länder und Völker sind besonders musikbegabt. Hier kommt fast jeder Mensch gleichsam mit der Geige in der Hand auf die Welt, und trotzdem haben die genannten Völker auffallend wenig Tondichter zu verzeichnen, die Zigeuner überhaupt keinen.

Auf der anderen Seite wissen wir aus den sonstigen Leistungen der nordischen Rasse, daß sie die im besonderen Maß schöpferische, insbesondere kulturschöpferische Rasse ist. Und wir wissen ferner, daß zu Höchstleistungen auf dem Gebiet der Tonkunst eine ungewöhnliche Höhe und Stärke der Schöpferkraft erforderlich ist. Dies geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß die Tonkunst erst im 18. Jahrhundert die Höhe erklommen hat, die ihre Schwesterkünste schon lange innehatten. Halten wir alle diese Tatsachen zusammen, so ergibt sich ein zwingender Schluß: die Nordrasse hat zu den überragenden Leistungen besonders der deutschen Musik überwiegend die Schöpferkraft, die anderen Rassen, die dinarische, alpine, mediterrane und osteuropide (ostbaltische) Rasse, haben dagegen mehr das rein Musikalische beigesteuert, den Stoff, in dem sich die Schöpferkraft der nordischen Rasse voll auswirken konnte. Dadurch wird ohne weiteres begreifbar, daß bei ganz großen Leistungen überall die Nordrasse beteiligt ist, dagegen nicht überall die dinarische, nicht überall die alpine oder mediterrane Rasse. Die Schöpferkraft ist das Grundlegende, Unerläßliche; die rein musikalische Begabung haben viele Rassen.

Dieses Ergebnis folgt auch aus anderen Erwägungen. Die nordische und fälische Rasse sind keineswegs unmusikalisch, aber auch nicht hervorragend musikalisch begabt. Dies wird durch den morphologischen Befund nordischer Rassenköpfe bestätigt. Friedrich Märker[1]) schreibt hierüber: „Wie der knochige, klar gebaute Kopf ist die Kunst des nordischen Menschen mehr plastisch als musikalisch,

[1]) Charakterbilder der Rassen, S. 30—31.

mehr liniar als malerisch." „Der Mangel an musikalischer Begabung ist auch an der Stirne sichtbar: bei musikalischen Menschen (bei der dinarischen, ostbaltischen und mittelländischen Rasse z. B.) ist sie seitlich, in der Schläfengegend, etwas verbreitert und ausgewölbt; bei der nordischen Rasse ist sie (wie bei der fälischen) seitlich eingeengt. Es fehlt ihr (siehe ‚Typen') der ‚Sinn für Schwingungen'." Dem entspricht es, daß wir bei fast allen bedeutenden Musikern eine seitlich ausgewölbte (überhaupt eine breite, stark gewölbte) Stirn finden. Besonders stark ausgeprägt finden wir dieses Merkmal bei Schubert, der, was den Sinn für Schwingungen und rein musische Veranlagung betrifft, vielleicht der begabteste aller Sterblichen war. Sehr stark ausgeprägt ist das genannte Merkmal ferner bei Mozart, Beethoven, Wagner, Schumann und vielen anderen Komponisten. Die schmale, seitlich eingeengte, zurückfallende Stirne der nordischen und fälischen Rasse spricht gegen ausgesprochen musikalische Begabung.

Bemerkt sei ferner, daß schon die ausgeprägt visuelle Veranlagung der nordischen Rasse und ihre scharfe Klarheit Höchstleistungen auf musikalisch-schöpferischem Gebiet erschweren. Die stark visuelle Veranlagung der nordischen Rasse wird allgemein betont und anerkannt. Es kommt aber sehr selten vor, daß Menschen und Rassen gleichzeitig musisch und visuell, daß sie sowohl auf das Auge als auch auf das Ohr gezüchtet sind. Die Natur ist, wie überall, so auch hier sparsam mit ihren Gaben. Ausgesprochen musikalische Menschen sind regelmäßig mit ihrem Sinnen nach innen eingestellt, das Interesse des nordischen Menschen dagegen ist vorwiegend nach außen, auf die Beherrschung der Außenwelt gerichtet. Auch die Schärfe und Klarheit des nordischen Geistes ist mit hoher musikalischer Begabung schwer vereinbar. Bei allen hochmusikalischen Menschen herrscht das Gefühls- und Phantasieleben vor, selten finden wir ausgesprochene Schärfe und Klarheit des Verstandes.

Das gleiche ergibt sich aus anderen Erwägungen. Es wird oft betont, daß der nordische Mensch eine geringe Fähigkeit der Einfühlung in fremdes Seelenleben besitzt, daß die psychologische Begabung weit hinter der Begabung für das Logische und Sachliche zurücktritt. Die psychologische Begabung und die Gabe der Einfühlung in fremdes Seelenleben ist aber mit der musikalischen Begabung verwandt. Beide beruhen auf einer gemeinsamen Uranlage, dem Sinn für Seelisches und dem Hinhören und Hinhorchen auf Seelisches. Dieser Ansicht ist auch Lenz.

Er schreibt: „Für die Tonkunst, die den Regungen der Seele Ausdruck gibt, scheint mir die Nordrasse nicht besonders begabt zu sein. Wenn gleichwohl viele große Komponisten überwiegend von nordischer Rasse sind, so verdanken sie dem nordischen Erbe wohl eher die geistige Schöpferkraft als die eigentlich musikalische Begabung[1].“ Dies stimmt mit dem oben gewonnenen Ergebnis völlig überein.

Wenn Günther[2]) die nordische Rasse für ausgesprochen musikalisch erklärt und auf den hohen Stand der Musikkultur in Schweden hinweist, so scheint mir darin mehr der allgemeine hohe Stand der Kultur in Schweden und den nordischen Ländern überhaupt zum Ausdruck zu kommen. Es wird von mir keineswegs behauptet, daß die nordische Rasse unmusikalisch sei. Aber es kann doch nicht übersehen werden, daß Schweden, dieses am reinsten nordische Land, keinen einzigen bedeutenden Tondichter hervorgebracht hat! Nur von solchen Höchstleistungen ist aber hier die Rede. Wäre die nordische Rasse die allein schöpferische Rasse in der Tonkunst, so wie Eichenauer annimmt, so müßten die am reinsten nordischen Länder die meisten und größten Tondichter hervorgebracht haben, also vor allem Skandinavien, die Nordseeküste, Nordwestdeutschland, Schleswig-Holstein, Schottland, England, die Länder der Ostseeküste, die Neu-Englandstaaten Nordamerikas, Australien, Neuseeland usw. Die musikalische Begabung müßte mit dem Abnehmen des nordischen Blutes nach Süden in Europa schrittweise abnehmen. Je reiner nordisch eine bestimmte Gegend ist, desto mehr große Tondichter müßte sie hervorgebracht haben. Denn in diesen Gegenden wäre die nordische Rasse durch keinerlei fremdes Blut an der Entfaltung ihrer Anlagen gehindert. In Wirklichkeit sehen wir das gerade Gegenteil von dem zu Erwartenden! Alle genannten nordischen Länder haben überhaupt keinen wirklich großen Tondichter gestellt!

Wäre die Tonkunst die alleinige oder die wesentlichste Schöpfung der nordischen Rasse, so müßten unsere Heroen der Tonkunst ein Kabinett ausgesuchter nordischer Rassenköpfe abgeben! Es müßten wesentlich schlanke, hochgewachsene, hellhäutige, blonde, blauäugige, schmalgesichtige Gestalten mit vorspringenden, hohen Nasen sein. In Wirklichkeit sehen wir sehr häufig das gerade Gegenteil! Die

---

[1]) Fritz Lenz in Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre. 3. Aufl. München 1931. — Vgl. S. 552.

[2]) Günther, H. F. K.: Rassenkunde des deutschen Volkes. 6. Aufl. München 1924. — Vgl. S. 175 f.

meisten großen Tondichter waren klein. Sehr viele hatten dunkle Pigmentierung in Haaren, Haut und Augenfarbe. Mehrere der Größten hatten schwach entwickelte Nasen, so Beethoven, Schubert, Schumann. Selbst Bach und Händel waren in ihren Gesichtszügen keineswegs rein nordisch, und es wäre eine Verkennung von Tatsachen, wenn man in ihnen reine Vertreter der nordischen Rasse erblicken wollte. Man wird überhaupt bei aufmerksamer Beobachtung die Erfahrung machen, daß hochmusikalische Menschen selten ausgesprochen nordisch aussehen. Die Mehrzahl hochmusikalischer Menschen hat dunkle Haare, nicht selten auch dunkle Augen; die Gesichtszüge zeigen meist ein Gemisch mehrerer Rassen. Daß die mittel- und süddeutsche Bevölkerung durchschnittlich musikalischer ist als die norddeutsche, wird allgemein anerkannt.

Für das bisher Vorgetragene sprechen aber noch weitere Tatsachen. So hoch man auch die nordische Rasse als Kulturrasse einschätzen mag, so kann doch nicht verkannt werden, daß eine gewisse, an den Marmor erinnernde Kälte, Strenge und Unerbittlichkeit, worin die unterscheidenden Merkmale nordischen Wesens und nordischer Kunst erblickt werden, nicht der letzte und einzige Maßstab für die Tonkunst sein kann. Zu ihr gehört auch Wärme und Innigkeit, für viele Werke außerdem Feuer und Leidenschaft. Daher werden die Höchstleistungen in der Tonkunst immer aus einer Kreuzung der strengen nordischen Rasse mit einer wärmeren südlicheren Rasse hervorgehen, wie wir es in Wirklichkeit bei allen ganz großen Meistern der Tonkunst sehen. Die Tatsache, daß ganz Skandinavien, Schottland, England, Nordwestdeutschland, Pommern, West- und Ostpreußen und die baltischen Länder keinen Tondichter erster Größe hervorgebracht haben, beweist, daß der nordischen Rasse allein nicht die höchste Palme in der Tonkunst beschieden ist, sondern daß sie dazu anderer Rassen bedarf. Die Tatsache andererseits, daß Deutschland in seiner südlichen Hälfte gerade die gewaltigsten musikalischen Genies hervorgebracht hat, kann nur so erklärt werden, daß dort nordische Schöpferkraft, Tiefe und Strenge mit größerer musikalischer Begabung und Wärme, mit breiterer Gefühlsgrundlage und künstlerischer Leidenschaft der dinarischen, alpinen und mediterranen Rasse und sonstiger uns vielleicht weniger bekannten Rassenbestandteile sich verbunden haben.

Sehr lehrreich ist auch ein Blick nach Italien. Dort sind alle großen Tondichter in der nördlichen Hälfte geboren, was um so erstaunlicher ist, als die in der südlichen Hälfte Italiens vor-

herrschende mediterrane Rasse nach allgemeiner Ansicht entschieden musikbegabt ist. Unter den bedeutenden in Norditalien geborenen Tondichtern nennen wir Palestrina, die beiden Gabrieli, Monteverdi, Pergolese, Cavalli, Grandi, Corelli, Carissimi, Tartini, Spontini, Stefani, Frescobaldi, Cavalieri, Caccini, Lully, Cherubini, Verdi, Rossini, Donizetti, Puccini. Norditalien hat noch eine Reihe weiterer Tondichter hervorgebracht, wie Toselli, Marcello, Vivaldi, Locatelli u. a. Die Ursache dieser Erscheinung ist wiederum klar: die nördliche Hälfte Italiens hat — hatte vor allem in den letzten Jahrhunderten und zur Zeit der Renaissance — eine ähnliche rassische Zusammensetzung wie das südliche Deutschland (trotz verschiedener nationaler Einstellung und Färbung). Die Nordrasse hat sich in beiden Gebieten mit dinarischen, alpinen und mediterranen Elementen verbunden. Der schwächere Gehalt an nordischer Rasse in Norditalien im Vergleich zum südlicheren Deutschland erklärt die Tatsache, daß die deutsche Tonkunst an Tiefe und Größe die italienische in ihrer Gesamtheit entschieden überragt, der stärkere Zusatz an mediterraner Rasse in Italien die andere Tatsache, daß die italienische Musik an Anmut, Feuer und einschmeichelnden Melodien die deutsche übertrifft. — Wichtiger aber ist das Gemeinsame: das südlichere Deutschland (wozu rassisch auch das flämisch-südholländische Gebiet gehört) hat mit dem nördlichen Italien (und Frankreich) zusammen alles wirklich Bedeutsame und Große auf dem Gebiet der Tonkunst hervorgebracht. Was außerhalb dieses verhältnismäßig kleinen Gebietes geboren wurde, ist nicht von großer Bedeutung und hat da, wo etwas Bedeutenderes vorliegt, dieselbe oder eine ähnliche Rassenzusammensetzung wie die genannten Gebiete Deutschlands und Italiens[1]). Aus der Tatsache, daß es in Deutschland die südliche, in Italien dagegen die nördliche Hälfte ist, die Großes geleistet haben, geht auch unwiderleglich hervor, daß die Rasse hier entscheidend ist, nicht etwa die südliche Gegend und die Umwelt.

So sehen wir auf dem Gebiet der Tonkunst einen unvergleichlichen Fall schöpferischen Zusammenwirkens von mehreren, aber verwandten europäischen Rassen. So wenig wir einer weiteren Rassenmischung oder gar einer Vermengung der Grundrassen das

[1]) Chopin und Tschaikowsky hatten beide nordisch-dinarische Züge. Der Vater Chopins und die Mutter Tschaikowskys waren Franzosen.

Wort reden möchten, so müssen wir doch erkennen, daß hier eine bestimmte Verbindung, wie sie besonders im deutschen Sprachgebiet vorliegt, Einzigartiges hervorgebracht hat. Ihr verdankt das deutsche Volk seine Schöpfungen auf dem Gebiet der Tonkunst, die alle seine anderen Kulturleistungen in den Schatten stellen und die sein eigentlich unsterblicher Teil sind. Die mangelnde Einheitlichkeit, die wir auf politischem Gebiet oft beklagt haben, hat auf dem Gebiet des Geistes, besonders der Musik, ewige Erscheinungen gezeitigt. Sie ist es, die das deutsche Volk zum Volk der Dichter und Denker, vor allem aber zum Volk der großen Tondichter gemacht hat.

Der Einfluß der fälischen Rasse auf die deutsche Kultur

Wir sprechen im folgenden der Einfachheit halber von der fälischen Rasse, ohne die Frage zu berühren, ob in ihr eine selbständige Rasse oder nur ein Schlag der nordischen Rasse vorliegt. Es handelt sich um den fälischen oder fälisch vorwiegend bestimmten Menschen, der einen vom rein nordischen verschiedenen Typus darstellt.

Als erstes ist zu sagen, daß die fälische Rasse zahlenmäßig einen weit stärkeren Anteil an unserem Volke bildet, als dies gewöhnlich angenommen wird. Wir lassen darüber Lenz[1]) sprechen: „Seit ich auf diesen Typus achten gelernt habe, bin ich immer mehr zu der Ansicht gekommen, daß er in Norddeutschland, in Holland und Dänemark einen starken Anteil der Bevölkerung, in einigen Gebieten sogar den Grundstock bildet, so in Westfalen und Friesland.“ Ich kann dieser Ansicht nur beipflichten. Wenn man das deutsche Volk in seiner Masse (nicht in einzelnen ausgesuchten Vertretern!) betrachtet, so fragt man unwillkürlich: Wo sind die schlanken, hochgewachsenen, blonden Gestalten der nordischen Rasse? Sie sind leider recht selten geworden! Man sieht recht viele breite und stämmige Gestalten gerade in Deutschland (im Gegensatz zu England), und man kann nicht daran zweifeln, daß an ihnen die fälische Rasse in starkem Maße beteiligt ist. Im Grunde kann uns diese Erkenntnis nur erfreuen. Vieles wurde in Deutschland lange Zeit für ostisch oder ostbaltisch gehalten, was in Wirklichkeit überwiegend auf fälischer Beimischung beruht. Das deutsche Volk ist nicht so stark verostet, wie häufig angenommen wird, weil die hellen Farben durch die dunkeln verdeckt werden, und weil das meiste, was breite und starke Formen verrät, fälischen, nicht ostischen Ursprungs ist. Die Annahme, daß nur etwa 5 v. H. unseres Volkes fälischer Abstammung seien, widerspricht augenscheinlichen Tatsachen. Die fälische Rasse muß überall an zweiter Stelle hinter der nordischen Rasse genannt wer-

---

[1]) Fritz Lenz in Bauer-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, 3. Aufl., Bd. 1, S. 553 f.

den, der sie in ihrem Wesen am meisten gleicht[1]). In Wirklichkeit wird diese in Deutschland ureinheimische Rasse an fünfter oder sechster Stelle, sogar hinter der mittelländischen Rasse, behandelt, die nur 2 v. H. unseres Volkes bilden soll!!

Wenn man schon annimmt, daß die nach Britannien ausgewanderten Angelsachsen mehr eine Auslese nordischer Menschen, die in Deutschland zurückgebliebenen Niedersachsen dagegen mehr eine Auslese fälischer Menschen darstellen[2]), so muß man in noch höherem Grade annehmen, daß die vielen einzelnen im Laufe mehr als eines Jahrtausends ausgewanderten Deutschen überwiegend nordischer Rasse waren (die nordische Rasse hat von allen Rassen den stärksten Drang in die Ferne). Dadurch aber mußte sich notwendigerweise der Anteil der fälischen Rasse am deutschen Volke im Laufe der Zeit erhöhen, und er wird sich auch in Zukunft weiter erhöhen.

Daß ein so starker Anteil den Charakter des betreffenden Volkes erheblich beeinflussen muß, ist ohne weiteres klar.

Diese Tatsache macht sich zunächst in der äußeren Erscheinung der Bevölkerung geltend. Die germanische Bevölkerung des Festlandes zeigt im allgemeinen sehr kräftige Formen. Dies gilt für fast alle Teile Deutschlands und Hollands. Besonders deutlich wird dies, wenn wir deutsche Erscheinungen mit griechischen Statuen vergleichen. An allen Bildwerken des hellenischen Altertums fallen nicht nur die Schönheit, sondern auch die schlankeren und zarteren Formen im Vergleich zur heutigen Nordmenschheit auf. Die Hauptursache dieser Erscheinung dürfte darin liegen, daß die altgriechischen Göttergestalten rein nordische Rasse verkörpern, daß ihnen ein fälischer Einschlag fehlt. Die Bildwerke der griechischen Frühzeit dürften die reinsten nordischen Formen dar-

[1]) Diese Reihenfolge ist ganz besonders dann angezeigt, wenn man die fälische Rasse als einen Schlag der nordischen Rasse auffaßt.

[2]) Günther, Hans: Rassenkunde des deutschen Volkes, 16. Aufl., S. 242, 381. Wenn Günther geltend macht, daß der Gesichtsindex der nordwestdeutschen Bevölkerung niedriger sein müßte, wenn ihr ein erheblicher Bestandteil der fälischen Rasse beigemischt wäre, so steht dies in Widerspruch mit dem eben von ihm Zitierten. Der durchschnittliche Gesichtsindex der nordwestdeutschen Bevölkerung ist aber tatsächlich niedriger als z. B. der der südwestdeutschen Bevölkerung, obwohl dieser starke ostisch-alpine Bestandteile beigemischt sind. Diese Tatsache hat vor der Entdeckung der fälischen Rasse vielen Rassenforschern Kopfzerbrechen gemacht. Es muß außerdem bemerkt werden, daß der Gesichtsindex des ganzen deutschen Volkes durch die fälische Rasse herabgedrückt wird. Da Nordwestdeutschland gleichzeitig das stärkste Verbreitungsgebiet der nordischen Rasse ist, so kann der genannte Unterschied gegenüber den anderen Teilen Deutschlands nicht sehr erheblich sein.

stellen, die wir kennen. — Wenn wir die „Germania“ des Tacitus aufmerksam lesen, so ist unverkennbar, daß das Fremdartige, das Trutzige, Fürchterliche germanischer Augen[1]), das Ungeschlachte[1]) germanischer Leiber nicht nur auf dem Unterschied einer Frühzeit und einer Spätzeit, einer jungen und alten Kultur, sondern auch auf der Beimischung einer bestimmten Rasse beruht. Tacitus schildert in der nordwestdeutschen Bevölkerung, die er fast allein kennt, mehr fälische als rein nordische Menschen.

Auch die Sittenreinheit, die Tacitus so stark an den Germanen hervorhebt, scheint nicht nur ein Vorzug der Frühzeit zu sein, sondern auch eine fälische Eigenschaft. Es darf darauf hingewiesen werden, daß Sittenreinheit noch in viel späteren Zeiten den Westfalen, also dem fälischen Kernlande, nachgerühmt wurde. Erasmus von Rotterdam schreibt über die Westfalen: „Kein Volk der Erde verdient solches Lob wegen seiner Ausdauer im Arbeiten, seines gläubigen Sinnes und seiner Sittenreinheit, wegen seiner einfältigen Klugheit und klugen Einfalt, wie die Westfalen.“

Damit kommen wir zu den seelischen Eigenschaften der fälischen Rasse. Wenn man die griechische Göttersage mit der germanischen vergleicht, so fällt auf, wieviel reiner und hoheitsvoller die Gestalten der germanischen Göttersage im Vergleich zur griechischen sind, die von Ehebrüchen, aber auch von Gewalttat aller Art erfüllt ist. Die Zahl der Eheirrungen und unehelichen Verbindungen in der griechischen Göttersage und Heldensage ist auffallend groß. Dies erklärt sich zum Teil wohl aus westischen und vorderasiatischen Einflüssen, die indes in der griechischen Urzeit nicht allzu stark gewesen sein können. Die genannte Erscheinung dürfte aber auch aus dem Fehlen eines fälischen Einschlags, wenigstens bei den Ioniern und Äoliern, zu erklären sein. Bei den Doriern, bei denen ein stärkerer fälischer Einschlag nach allgemeiner Ansicht vorlag, finden wir, auch in der Folgezeit, größere Zucht und Sittenreinheit. Gerade der Gegensatz, der in dieser Richtung zwischen den Doriern, besonders den Spartanern, und den anderen Griechen, besonders den Ioniern, bestand, ist ein starker Beleg für die hier vertretene Auffassung. Andererseits kann eine Parallele zwischen dem fälischen Kernlande Deutschlands, Westfalen, und dem fälisch stärker beeinflußten Teil Griechenlands, den Doriern, besonders den Spartanern, nicht verkannt werden: eine verhältnismäßig schwache Ausbildung

[1]) Der Cro-Magnon-Rasse, aus der die fälische Rasse hervorgegangen ist, werden trutzige, fürchterliche Augen und sehr große, ungeschlachte Leiber nachgerühmt. Vgl. Paudler, Fritz: Die hellhaarigen Rassen, 1924.

der schönen Künste, überhaupt eine geringere Genialität in Kunst, Wissenschaft und Philosophie. Es kann hier ein Ausspruch Friedrichs des Großen genannt werden: „Die Westfalinger haben kein Genie.“ Justus Möser sagt von den Westfalen: „In der Pflege der Dichtung und Kunst stehen wir Westfalinger hinter den anderen deutschen Volksstämmen weit zurück; die freundliche Gottheit des Liedes liebt leicht entzündliche und fröhliche Naturen, wir aber sind zu ernst, zu gründlich, zu schwerfällig[1]).“ Die rassische Artung der Westfalen und des fälischen Menschen ist hier sehr klar ausgesprochen. —

Man muß berücksichtigen, daß der fälische Mensch seiner Grundeinstellung zur Außenwelt nach mehr auf die Verteidigung, der rein nordische Mensch dagegen mehr auf den Angriff eingestellt ist. Daraus ergibt sich eine Verschiedenheit der ethischen Grundhaltung. Bei der nordischen Rasse werden mehr diejenigen Eigenschaften geschätzt und gezüchtet worden sein, die dem Angriff dienen: Mut, Kühnheit, Tapferkeit, Rücksichtslosigkeit; bei der fälischen Rasse dagegen mehr die Eigenschaften, die der Verteidigung dienen: zähes Ausharren, Standhaftigkeit, Zuverlässigkeit, Treue, unter Umständen auch Starrsinn. So erklärt es sich, daß dem fälischen Menschen ein größeres Maß von Biederkeit und Rechtschaffenheit nachgerühmt wird als dem rein nordischen Menschen. Der Sinn für das Rechtliche, für Recht überhaupt, ist in der fälischen Rasse besonders stark entwickelt. Es ist wohl kein Zufall, daß der Verfasser des Sachsenspiegels, Eike von Repgow, ausgesprochen fälische Züge trug. Das Wort: „Recht muß Recht bleiben“, ist ein Wort fälischer Prägung. Mehrere niedersächsische Sprichwörter sprechen ähnliches aus. Wesentliche Züge des deutschen Volkes erklären sich aus seinem fälischen Erbe. So hier zunächst der etwas übertriebene Zug der Deutschen zur Gerechtigkeit. Goethe, der einen sehr ausgeprägten Sinn für das Wesentliche und Wirkliche hatte, sagt von seinen Landsleuten: „Gerechtigkeit: Eigenschaft und Phantom der Deutschen.“ — Die Gerechtigkeit treibt den Deutschen nicht selten dazu, sogar für den Gegner Partei zu ergreifen, wenn er diesen im Recht glaubt. Wenn man die englische Geschichte, die römische oder griechische Geschichte betrachtet, so findet man nirgends derartiges berichtet. „Right or wrong, my country“ — das ist englisch gedacht. Der Sinn für Gerechtigkeit ist noch weniger eine ostische oder ostbaltische Eigen-

[1]) Vgl. Reibmayr, Albert: Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies, Bd. 2, S. 399.

schaft. Nur die fälische Rasse scheint stärker von dem „Phantom“ der Gerechtigkeit beherrscht zu sein. So sehen wir schon hier, daß der fälische Einschlag dem deutschen Volk einen wesentlichen Zug aufgeprägt hat.

Eine andere Eigenschaft, die den Deutschen nachgerühmt wird, ist die Treue. Man spricht von „deutscher Treue“. Noch nie ist dagegen diese Eigenschaft den Engländern oder den Hellenen nachgesagt worden. Die Treulosigkeit der alten Griechen war sprichwörtlich[1]); in neuerer Zeit spricht man vom „perfiden Albion“. Wieder kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der starke fälische Einschlag wesentlich an dieser deutschen Eigenschaft beteiligt ist. Die Treue ist die Grundkraft des fälischen Menschen; man kann bei ihm geradezu von einem „Treuebedürfnis“ reden[2]), von dem Bedürfnis, sich einer Person oder Sache besonders treu zu erweisen. Erwähnt sei hier ein Ausspruch eines stark fälisch gearteten Mannes, Hindenburgs: „Das Mark der Ehre ist die Treue.“ Manche Erscheinungen deutscher Geschichte erklären sich zum Teil von hier aus, z. B. das Wesen der Gefolgschaft, an der die fälische Wurzel des Germanentums stark beteiligt ist. Auch an die Blutsbrüderschaft und ähnliche altdeutsche Sitten kann hier gedacht werden.

Die Treue im allgemeinen äußert sich bei der fälischen Rasse auch in einer erhöhten Treue zu sich selbst, in der Treue zur eigenen Art und der Anhänglichkeit an den angestammten Boden. Die fälische Rasse ist die bodenständigste deutsche Rasse. Sie verteidigt den von den Vätern angestammten Boden in zähester Weise, während die Angehörigen der nordischen Rasse gerne zu kühnen Taten in die Ferne ziehen. Eng damit zusammen hängt der Zug des fälischen Menschen zum Althergebrachten, zu alten Sitten und Gebräuchen. Mit dem Heimatboden aufs engste verwachsen, beharrt er trotzig auf sich selbst. Die fälische Rasse ist vor allem eine Bauernrasse. Da der Bauernstand der Grundstock des Staates ist, so bildet die fälische Rasse den Grundboden des Volkes in allen den Gegenden, in denen sie vertreten ist. Sie bildet im besten Sinne die „Tiefe des Volkes“, aus der immer aufs neue Kräfte aufsteigen. Sie ist auch hierin eine glückliche Ergänzung der nordischen Rasse. Während diese den Drang zum Wandern nach außen und zum Aufstieg im Innern hat, so daß wir in den oberen Schichten eines Volkes vor allem nordische

---

[1]) Dabei darf der Einschlag vorderasiatischer Rasse nicht vergessen werden.

[2]) Günther, Hans, a. a. O., S. 242. — Kern, Fritz: Stammbaum und Artbild der Deutschen.

Menschen finden, bildet die fälische Rasse ein notwendiges Gegengewicht sowohl gegen den Drang und die Abwanderung nach außen wie gegen einen zu schnellen Aufstieg und zu schnellen Verbrauch führender Schichten im Innern. Der nordischen Rasse ist hierin die glänzendere, mehr nach außen gerichtete, der fälischen Rasse mehr die in die Tiefe gehende, nach innen gerichtete Rolle, ähnlich der von Mann und Frau, zugefallen. Beide bedingen sich gegenseitig. Das Grundwesen der fälischen Rasse ist Beharrung[1]). Aus ihr erklären sich ihre übrigen Eigenschaften: Schwere[1]), Wucht[1]), Kraft, Zähigkeit, Innerlichkeit, Tiefe.

Der ausgesprochene Hang der fälischen Rasse zur Beharrung erklärt die geschichtliche Tatsache, daß die Friesen, Niedersachsen und Hessen allein unter allen germanischen Völkern nicht gewandert, sondern auf ihrer Scholle sitzengeblieben sind. Es ist dies innerhalb der Völkerwanderung, wo alles Germanische wanderte, eine der auffallendsten Tatsachen! Man muß dabei berücksichtigen, daß der Druck der wandernden Völker auf die in ihren Stammessitzen Verharrenden sehr stark war, und daß das allgemeine Beispiel in diesen Zeiten, wo alles wanderte, einen starken Anreiz zur Nachahmung ausübte! Dieses dem rein nordischen Wesen direkt widersprechende Verhalten der Friesen, Hessen und eines Teils der Niedersachsen ist nur durch die Annahme erklärbar, daß diese Stämme vorwiegend fälischer Abstammung waren.

Die fälische Rasse ist die zäheste, in diesem Sinne stärkste der Rassen Europas. Dadurch gewinnt sie eine überragende Bedeutung für unser Volkstum, besonders für seine Erhaltung. Man möchte sie den „Treuen Eckart" des deutschen Volkes nennen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das deutsche Volk ohne sie die furchtbaren Schicksalsschläge, denen es wiederholt im Laufe seiner Geschichte, besonders im Dreißigjährigen Krieg, ausgesetzt war, in seinem staatlichen Sein nicht überwunden hätte. Während der Peloponnesische Krieg in der Geschichte der Hellenen der Anfang des Niedergangs war, hat das deutsche Volk den schwereren Dreißigjährigen Krieg überwunden, in dem seine Bevölkerung unter ein Drittel ihres bisherigen Bestandes herabsank. Es ist anzunehmen, daß der fälische Bestandteil unseres Volkes durch seine Zähigkeit wesentlich zu einem langen Fortbestehen unseres Volkes und der gesamten europäischen Kultur beitragen wird, daß er in den zu er-

[1]) Die Beharrung, Wucht und Schwere der fälischen Rasse findet ihren sichtbaren Ausdruck in der größeren Breite, dem größeren Gewicht und dem derberen Knochenbau im Vergleich zur nordischen Rasse.

wartenden schweren Rassen- und Völkerkämpfen des nächsten Jahrtausends wesentlich berufen sein wird, die weiße Rasse vor schweren Schicksalen zu bewahren.

Unter dem Gesichtspunkt der Unsterblichkeit, d. h. einer möglichst langen Dauer eines Volkes und seiner Kultur, tritt die Bedeutung der fälischen Rasse erst voll hervor.

Die nordische Rasse ist mehr Schöpferin des Großen, sie ist mehr zum Führen und zum Herrschen geeignet, aber sie bringt das Volk, das von ihr geführt wird, leichter in Gefahr. Vor allem setzt sie sich selbst in stärkstem Maße der Gefahr aus und ist dadurch mehr als jede andere Rasse der Ausmerze ausgesetzt. Ihr starker Wandertrieb, ihre große Tapferkeit und Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, ihr Angriffsgeist, ihre strenge Sachlichkeit und unpersönliche Auffassung der Dinge, ihre nicht selten tragische Auffassung des Lebens und der Liebe, in neuester Zeit ihre im Verhältnis zu anderen Rassen geringere Fruchtbarkeit setzen sie erhöhten Gefahren aus. Ein Volk, das allein auf die nordische Rasse angewiesen ist, ist deshalb in seinem Dasein bedroht. Im Vergleich dazu hat die fälische Rasse den größeren Willen zu sich selbst und zu ihrer Existenz und das langsamere und eben deshalb dauerhaftere weltgeschichtliche Tempo. —

Man rühmt dem deutschen Volke „Gründlichkeit", „Innerlichkeit" und „Tiefe" nach. Bei anderen nordisch bestimmten Völkern, wie Engländern, Dänen, Schweden, hört man dieses Urteil viel seltener. Nun sollen diese Eigenschaften gewiß keiner Rasse allein zugeschrieben werden; es soll auch durchaus nicht verkannt werden, daß das besondere Schicksal, dem das deutsche Volk während seiner Geschichte ausgesetzt war, insbesondere die schweren Schicksalsschläge furchtbarer Kriege und die zeitweise Abwendung von politischen Zielen, viel zur Vertiefung und Verinnerlichung, zur Hinneigung nach rein geistigen Zielen beigetragen haben. Unter den Rassen, die gerade an den genannten Eigenschaften des deutschen Volkes beteiligt sind, dürfte aber neben der nordischen die fälische Rasse an erster Stelle stehen. Auch Lenz[1]) ist dieser Ansicht. Wir können dies auf einem Gebiete dartun, das seit langer Zeit als besonders kennzeichnend für die deutsche Volksseele angesehen wird: in der deutschen Tonkunst. Sie wird nicht nur als Ausdruck besonderer Begabung, sondern auch besonderer Gemütstiefe und Innerlichkeit des deutschen Volkes betrachtet. Hier finden wir nun, daß die tiefsten, ernstesten und gewaltigsten deutschen Tondichter

[1]) a. a. O., S. 555.

neben einem nordischen Einschlag einen stärkeren fälischen Einschlag zeigen. Besonders gilt dies von Bach, Beethoven, Brahms, von Händel und Löwe. Der fälische Mensch scheint zwar nicht ausgesprochen musikalisch zu sein, wenigstens haben die fälischen Kerngebiete keine ganz großen Tondichter hervorgebracht. Dagegen sind die Geburtsorte der ernstesten und tiefsten deutschen Komponisten in einem Kranz um das fälische Kerngebiet (Westfalen) gelagert: Beethoven im Westen, Bach und Händel im Osten, Brahms im Norden dieses Gebietes. Alle genannten großen Tondichter zeigen leiblich und seelisch Merkmale der fälischen Rasse (besonders Beethoven).

Auch die Neigung des deutschen Volkes zur Mystik und Grübelei scheint großenteils auf den fälischen Einschlag zurückzuführen sein[1]). Das deutsche Volk wird nicht nur als das Volk der großen Tondichter, sondern auch als das der großen Philosophen und Mystiker betrachtet. Daß das deutsche Volk unter allen modernen Völkern das am meisten metaphysisch veranlagte Volk ist und zahlreiche philosophische Systeme hervorgebracht hat, auch in Glaubenssachen führend war (vgl. die deutschen Mystiker Eckhart, Tauler, Böhme u. a.; ferner Luther, Zwingli, Melanchthon u. a.). — All dies ist nicht nur durch den systematischen Geist der nordischen Rasse, sondern auch durch die Gemütstiefe und Innerlichkeit, durch den Hang zu Grübelei und Mystik der fälischen Rasse bedingt.

Der fälische Mensch ist noch verschlossener und noch einzeltümlicher als der rein nordische Mensch; der einsam auf seinem Hofe sitzende Großbauer, der keines anderen bedarf und niemandes Knecht ist, ist der Typus des fälischen Menschen. Die Tatsache, daß die Deutschen so außerordentlich spät zu staatlicher Einigung gelangt sind, daß ihr ganzes politisches Wirken seit fast zwei Jahrtausenden auf die endliche Schaffung des deutschen Gesamtstaates und Einheitsstaates gerichtet ist (den andere nordisch bestimmte Völker längst verwirklicht haben), daß ihre Geschichte vorwiegend von Kämpfen innerhalb der eigenen Grenzen bis in die jüngste Zeit erfüllt war, hat ihre Ursache nicht zuletzt in der Vielheit der auf deutschem Boden vertretenen Rassen, ist aber durch das Einzelgängertum der fälischen Rasse sicher verstärkt worden. Der ungeheure Unterschied zwischen dem deutschen und dem stammverwandten englischen Volke in dieser Richtung ist wohl nur dann einigermaßen erklärbar, wenn man annimmt, daß in Großbritannien

[1]) Vgl. auch Lenz, a. a. O.

sich seit der Völkerwanderung eine Auslese nordischer Menschen (Angeln, Sachsen, Normannen, Dänen) niedergelassen hat, während in Deutschland mehr der „solide“, seßhaftere, eigenbrötlerische, fälisch gefärbte Rest zurückgeblieben ist. Außerdem hat Deutschland das ganze Mittelalter hindurch durch unausgesetzte Kriege und durch die Italienzüge seiner Kaiser sein bestes nordisches Blut verloren. Die genannten Tatsachen haben wohl auch dazu beigetragen, daß den Deutschen eine besonders wissenschaftliche, gründliche, etwas breite Art der Darstellung eigentümlich ist. Nirgends in der Welt werden jährlich so viele Bücher, großenteils beträchtlichen Umfangs, geschrieben, wie in Deutschland. Eine Schrift, die nur 50 Seiten Umfang hat, wird hier überhaupt nicht beachtet, weil sie nach Ansicht des Lesers nicht gründlich und „tief“ sein kann. Bei mehrbändigen, umfangreichen wissenschaftlichen Werken erkennt man bisweilen erst im dritten Bande ganz, was der Verfasser eigentlich will. Auch ein gewisser Mangel an Klarheit, der den Deutschen, jedenfalls bis in die jüngste Vergangenheit, eigentümlich war, hängt damit zusammen. Das klar und scharf Umrissene und Ausgesprochene ist dem Deutschen vielfach verdächtig; das Klare gilt ihm leicht als platt, da es der mystischen „Tiefe“ entbehrt. Ein großer Teil des politischen Ungeschicks und Unglücks der deutschen Geschichte ist auf diese Eigenschaften zurückzuführen.

Der fälische Mensch ist äußerlich rauher, innerlich dagegen wärmer und gutmütiger als der rein nordische Mensch. „Ein rauher, aber herzlicher Ton“ ist kennzeichnend fälisch[1]) und — deutsch. Wird der fälische Mensch aber gereizt, seine Gutmütigkeit mißbraucht oder wird er ungerecht behandelt, so kann er sehr massiv werden. Seine wuchtige Art entlädt sich dann in furchtbarem Zorn, der sog. „Berserkerwut“. Auch hierin erkennen wir vielfach deutsche Eigenschaften. Der Deutsche läßt sich im allgemeinen manches gefallen; er reagiert nicht auf jede Kleinigkeit. Wird er aber angegriffen oder schwer beleidigt, so entflammt er in „deutschem Zorn“. — Auch die Neigung der Berg-Hessen zu gelegentlichen Wutausbrüchen, die ihnen den Namen „blinde Hessen“ eingetragen hat, gehört in diesen Zusammenhang. Der hessische (chattische) Volksstamm zeigt einen starken fälischen Einschlag. Die Hessen werden im allgemeinen als ein Teil der Franken angesehen. Sie unterscheiden sich aber von den Franken im engeren Sinn, insbesondere von den Rheinfranken, durch den stärkeren Zusatz fälischen Blutes.

Der fälische Mensch zeigt einen noch stärkeren Zug zur Frei-

---

[1]) Auch dinarisch.

heit als der nordische. Die Freiheit ist ihm das oberste Gut. Er ist nicht herrschsüchtig, sondern vor allem freiheitsliebend. Weil er die Freiheit über alles liebt, deshalb legt er auf das Herrschen über andere geringeren Wert. Zahlreiche Erscheinungen der deutschen Geschichte werden durch diese Tatsache erklärt. Überall da, wo starke fälische Einschläge in der Bevölkerung sich finden, hat sich der Bauernstand durch das Mittelalter hindurch freier erhalten als anderwärts, so vor allem in Friesland, in Westfalen und Schwaben. Friesland hat wirkliche Leibeigenschaft überhaupt nicht gekannt. —

Schon im Befreiungskampf Hermanns des Cheruskers, der vom Nordwesten Deutschlands ausgeht, ist ein starkes Zusammenwirken der nordischen mit der fälischen Rasse zu vermuten, und zwar deshalb, weil hier der Nachdruck des Kampfes so stark auf dem Gedanken der Befreiung vom Römerjoch liegt.

Der Jahrzehnte dauernde zähe Widerstand und Freiheitskampf der Sachsen gegen Karl den Großen trägt ausgesprochen fälisch-nordische Züge, um so mehr, als der Widerstand mehr von der breiten Masse des Volkes getragen wurde, die in einem gewissen Gegensatz zu dem mehr nordischen Adel stand, und immer aufs neue aufflackerte. Die Sachsen wehrten sich in diesem Kampf nicht nur gegen die Herrschaft Karls und den fränkischen Zentralismus, sondern ebenso sehr gegen das ihnen völlig unverständliche, vorderasiatische Züge tragende Christentum[1]). Der an der Spitze der Bewegung stehende Heerführer der Sachsen, Widukind, aber trug ausgesprochen fälische Züge[2]).

Wir sehen auch in der Folgezeit fälische oder vorwiegend fälische Menschen besonders dann hervortreten, wenn es sich um die innersten Lebensbelange des deutschen Volkes, um seine politische, religiöse und geistige Freiheit und um die Abwehr von Fremdeinflüssen handelt. An fälisch-nordische Züge werden wir bei Heinrich dem Vogler erinnert. Seine bedächtige Art, seine große Zähigkeit und Folge-

---

[1]) Dieser Tatsache widerspricht nicht die andere Tatsache, daß heute in Westfalen ein starres Festhalten am Katholizismus zu beobachten ist. Die Niedersachsen haben sich am längsten gegen das Christentum gewehrt. Nachdem sie dasselbe aber angenommen hatten, haben sie sich mit derselben Nachhaltigkeit, Zähigkeit und Treue, die sie einst dem Heidentum entgegengebracht, im Laufe der Zeit dem Christentum hingegeben. Ihre Veranlagung zu Zähigkeit und Treue hat nur den Gegenstand gewechselt, wie man dies auch in anderen Verhältnissen nicht selten findet.

[2]) Erhalten in seinem Grabmal in der Kirche von Enger.

richtigkeit in der Anstrebung seiner Ziele wie seine große Schlichtheit und Einfachheit tragen fälisches Gepräge. Daß er die Kaiserkrone verschmäht und sich mit der Würde eines deutschen Königs begnügt hat, ist ein fälischer Zug. Wären seine Nachfolger seinem Beispiel gefolgt, hätten sie eine ebenso streng deutsche Politik verfolgt und sich von allen Zügen nach dem Süden Europas ferngehalten, so würde man heute vielleicht in Nordamerika deutsch statt englisch reden. — Wir sehen hier, wie an dem Verhalten der Sachsen, Friesen und Hessen in der Völkerwanderung, daß der fälischen Rasse der Zug nach dem Süden, nach den heiteren Gestaden des Mittelmeers zu fehlen scheint, der der rein nordischen Rasse eigentümlich und vielfach verhängnisvoll geworden ist. Die edelsten und begabtesten Völker nordischer Rasse sind dem Süden zum Opfer gefallen, vor allem die Goten und Vandalen. —

Bei fälisch gearteten Menschen treffen wir diesen Zug nach dem Süden seltener an. Die fälische Rasse ist aber aus eben diesem Grunde zur Abwehr südlicher Einflüsse besonders geeignet.

Ausgesprochen fälische Züge trägt äußerlich und innerlich auch Heinrich der Löwe (vgl. sein Grabmal in Braunschweig). Er vertritt in dem Kampfe gegen Barbarossa die naheliegenden, rein deutschen Belange gegenüber den glänzenden, in die Ferne, nach Süden gerichteten Zielen der Hohenstaufen. Es ist tief tragisch, daß das Kernland Deutschlands und der fälischen Rasse, das niedersächsische Herzogtum, in diesem Kampfe geteilt und aufgehoben wurde.

Eine besonders kraftvolle Erscheinung fälischen Gepräges ist Martin Luther. Sein bekanntes Wort auf dem Reichstag in Worms: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders . . .“ ist von echt fälischem Klang. Auch sein halsstarriges Beharren auf seinem Standpunkt auf dem Marburger Religionsgespräch mit Zwingli (Luther schreibt vor sich auf den Tisch: „ἐστί“, womit er Leib und Blut Christi meint) trägt unverkennbar fälisches Gepräge[1]). Fälisch ist er

[1]) Äußerlich trägt Luther fälisch-ostische Züge. Sehr interessant ist die jüngst gemachte Feststellung, daß Luther väterlicherseits nicht von dem etwas weichen thüringischen Volksstamm, daß er nicht von thüringischen Bauern, sondern von hessischen Rittern aus dem sehr kampflustigen Geschlecht von Lüder aus der Gegend von Schlüchtern sehr nahe abstammt, die ihren Adel abgelegt haben. Von diesem Rittergeschlecht hat er zweifellos seine Kampfeslust und seinen ungewöhnlichen Mut geerbt, während von der mütterlichen Familie der Lindemann wahrscheinlich seine religiöse Tiefe und Inbrunst stammt. Vgl. über Luthers Abstammung: Sachs, H., Das Luthergeschlecht. Bad Salzungen, Scheermessers Buchhandlung.

vor allem in dem Kampf und der Abwehr südlicher, römischer Bevormundung, in dem Kampf um Freiheit des Glaubens und der Überzeugung ebenso wie in der Tiefe und Wärme seines Gemüts- und Glaubenslebens. Fälisch ist Luther auch in seinem Zornesausbrüchen. Daß es schließlich zum Bruch mit Rom kam, daran war nicht nur sein Starrsinn, die gewaltige Kraft und Tiefe seiner Überzeugung, sondern vor allem sein einzig dastehender Mut und die explosiv-fälische Art seines Wesens beteiligt. Die gleichen Eigenschaften haben aber auch zu dem Bruch mit den Anhängern Zwinglis, zur Trennung der lutherischen und reformierten Kirche in Deutschland geführt. So lassen sich tiefgreifende geschichtliche Ereignisse aus der rassischen Artung der führenden Männer unmittelbar erklären. Es ist tief tragisch, daß die fälisch-nordische Freiheitsbewegung nicht restlos gesiegt hat, sondern zu einer religiösen Spaltung und dadurch zum Dreißigjährigen Krieg geführt hat, der die Hoffnungen Deutschlands auf Jahrhunderte vernichtet hat. Der weniger nordisches und fälisches Blut enthaltende Süden Deutschlands wurde wieder überwiegend katholisch, während der Norden, in dem das nordische und fälische Blut weit überwog, protestantisch geblieben ist. Auch hier sind die geschichtlichen Ereignisse ein Ausdruck der rassischen Artung der betreffenden Landesteile.

Gehen wir einige Jahrhunderte vorwärts und betrachten wir die deutschen Befreiungskriege näher, so finden wir im Verein mit nordischem Heldentum, wie nicht anders zu erwarten, wieder fälische Freiheitsliebe und Drang zur Unabhängigkeit in starkem Maße vor. Vor allem in zwei führenden Männern, dem Reichsfreiherrn vom Stein und in Blücher, die beide nordisch-fälische Züge im Äußeren[1]) wie in ihrer Wesensart zeigen. Stein hebt die Erbuntertänigkeit auf; er betrachtet — der damaligen Zeitlage entsprechend — die Freiheit nach innen als Vorbedingung der Befreiung nach außen — ein mehr fälischer Zug. Das blinde Draufgängertum Blüchers und seine Neigung zu Zornausbrüchen ist in derselben Richtung zu deuten. Es muß an dieser Stelle nochmals hervorgehoben werden, daß jedesmal dann, wenn es um die politische, religiöse und geistige Freiheit, um die Abwehr von Fremdeinflüssen, um die innersten Lebensinteressen des deutschen Volkes sich handelt, fälisch-nordische Menschen auf den Plan treten und seine Sache führen. Diese Männer prägen sich dann besonders tief dem Gedächtnis der Menschen ein. Es ist bemerkenswert, daß das deutsche Volk Helden mit wärmerem, fälischem Einschlag seine beson-

[1]) Blücher trägt nordisch-fälische, Stein mehr fälisch-dinarische Züge.

dere Liebe zuwendet. Blücher steht, obwohl zeitlich ferner, dem Herzen des deutschen Volkes vielleicht näher als der kühlere, rein nordische Moltke.

Wie der Gründer des ersten Deutschen Reiches, Heinrich der Vogler, so trägt auch der Gründer des zweiten Deutschen Reiches, Otto von Bismarck, äußerlich und innerlich fälisch-nordische Züge. Diese zeigen sich ebenso in der Wucht und der Kühnheit seines Wesens, wie in seiner Neigung zu Zornesausbrüchen. Wie Heinrich der Vogler zeichnet er sich durch weitschauende, nüchterne Politik und durch große Mäßigung in der Ausnützung von Siegen aus. In dieser weisen Mäßigung liegt, wie bei Heinrich I., nicht zuletzt das Geheimnis seiner großen und dauernden Erfolge.

Auch in kleinen Zügen zeigt sich der fälische Einschlag. Bismarck schreibt wie Beethoven mit groben Zimmermannsbleistiften.

Gleiches gilt von dem letzten großen fälisch gearteten Helden des deutschen Volkes, von Hindenburg. Auch der letzte große äußere Kampf des deutschen Volkes um seinen Bestand, um Sein und Nichtsein seines Staates, findet bezeichnenderweise einen fälisch-nordischen Menschen an seiner Spitze. Hindenburg ist in seiner großen, breiten Gestalt, der Art seines Stehens (wie bei Bismarck), seinen Gesichtszügen[1]), in seiner ruhig abwägenden Art, der wuchtigen Durchführung einmal gefaßter Entschlüsse wie in seiner Ruhe und seiner Vertrauen um sich verbreitenden Art echt fälisch.

Endlich sei hier an den Freiheitskampf der Niederländer gegen spanische Unterjochung und spanischen Despotismus erinnert. Er zeigt im Verein mit nordischem Kampfesmut und nordischer Heldengröße fälische Freiheitsliebe in großartiger Weise. Die Niederländer enthalten einen starken Einschlag fälischer Rasse. Die Gestalten der holländischen Malerei, des holländischen Volkslebens und besonders des holländischen Bauernlebens zeigen sehr viel Fälisches. Der ganze Volkscharakter der Holländer in seiner Breite und Behäbigkeit ist nach dieser Richtung geartet.

Fälische Art findet sich aber nicht nur im Nordwesten und Norden, sondern auch im Süden, vor allem im Südwesten Deutschlands, in Schwaben und alemannischen Gegenden, was sich geschichtlich wohl daraus erklärt, daß der schwäbisch-alemannische

[1]) Bemerkenswert ist die Tatsache, daß kurze Nasen nur in der fälischen Rasse bei Menschen größten Ausmaßes auftreten, so bei Luther, Beethoven, Bismarck, Hindenburg. — Für die Regel sind bedeutende Menschen durch große, häufig vorspringende Nasen gekennzeichnet (z. B. Goethe, Schiller, Wagner).

Volksstamm mit dem niedersächsischen Volksstamm näher verwandt ist als mit den anderen deutschen Volksstämmen. Die Schwaben zeigen nicht selten Starrsinn und Eigensinn, dabei eine etwas langsame und sehr gründliche Art des Auffassens und Verarbeitens äußerer Eindrücke. Überall, wo diese Eigenschaften angetroffen werden, ist stärkerer fälischer Einschlag zu vermuten. Die etwas schwerfällige, langsame Art haben die Schwaben mit den Westfalen gemeinsam. Die Schwaben halten ihr Volkstum im Auslande zähe fest. Auch an den bekannten Scherz, daß die Schwaben erst mit 40 Jahren „gescheit werden", und an die sog. „Schwabenstreiche" muß in diesem Zusammenhang erinnert werden. Die Schwaben neigen ferner sehr stark zu Mystik, zu Grübelei, philosophischer Spekulation und zu religiöser Sektiererei. Man kann — in etwas übersteigerter Ausdrucksweise — sagen, daß die Schwaben die Stärken wie die Schwächen des deutschen Volkes in erhöhtem Maße in sich verkörpern. Dabei zeigt sich ein starker freiheitlicher Zug, der sich auch darin äußert, daß in Schwaben und der Schweiz die Gegenreformation im Gegensatz zu anderen süddeutschen Ländern keinen Erfolg hatte, daß dieseLänder überwiegend protestantisch blieben. Alle erwähnten Züge weisen auf einen stärkeren fälischen Einschlag hin. Auch das von Hellpach entdeckte sog. „schwäbische Gesicht" trägt überwiegend fälische Formen.

Ist die nordische Rasse vor allem zum Herrschen und Führen berufen, erheben sich die Schöpfungen der nordischen Rasse besonders glanzvoll dort, wo sie über eine unterworfene, andersrassige Bevölkerung als Oberschicht herrscht — in Indien, Persien, Griechenland, Rom —, so ist die fälische Rasse mehr auf die Freiheit des einzelnen bedacht. Sie faßt den Staat mehr als eine Vereinigung freier Menschen auf, die sich durch das eigene Wort binden. Vieles, was wir als urgermanisch anzusehen gewohnt sind, hat seine biologische Wurzel in der fälischen Rasse. Das Germanentum ist körperlich wie seelisch eine Verschmelzung nordischer und fälischer Eigenschaften. Die größten und deutschesten Gestalten unserer Geschichte sehen wir dort, wo sich nordische und fälische Eigenschaften verbunden haben: in Riesengestalten, wie Widukind, Heinrich dem Vogler, Heinrich dem Löwen, in Luther, Freiherrn vom Stein, Bismarck. Von ihnen gilt das Wort von Lenz [1]: „Grade, wenn die atlantische (fälische) Schwere sich mit der nordischen Kühnheit paart, entstehen Gestalten von megalithischem Ausmaß."

---

[1]) a. a. O., S. 556.

Die Begabung der in Mitteleuropa ansässigen Rassen für Mathematik und mathematische Naturwissenschaften

Die Begabung für Mathematik und mathematische Naturwissenschaften zeigt eine Reihe von Besonderheiten, die eine spezifische Begabung bestimmter Rassen auf diesem Gebiet als durchaus möglich erscheinen lassen. Zunächst ist die Tatsache hervorzuheben, daß sich die mathematische Begabung in starkem Maße vererbt. Das erstaunlichste Beispiel in dieser Richtung ist die Familie Bernoulli, die mehrere Generationen hindurch bedeutende Mathematiker, im ganzen acht, hervorgebracht hat, darunter Größen wie Jakob, Johann und Daniel Bernoulli. Die Häufung mathematischer Begabung ist aber auch in anderen Familien ganz auffallend. Sehr häufig handelt es sich um Träger desselben Namens, also um eine Vererbung im Mannesstamm. Genannt seien folgende Familien, wobei die Zahl der Mathematiker in Klammer angegeben ist[1]):

Bernoulli (8), Becquerel (3), Breithaupt (5), Carnot (5), Cassini (4), Clausius (3), Euler (5), Fuß (4), Gautier (3) Hamberger (4), Herschel (5), Karsten (5), Knorre (3), Lauremberg (4), Lavater (3), Mudge (4), Repsold (5), van Schooten (3), Struve (6), Voigtländer (6), Bolyais (2), Littrow (2), Joh. Tobias Meyer (2), Bessel (2), Ohm (2), Seebeck (2), Thomson (3), Weber (4).

Genannt seien ferner folgende Familien, bei denen die Verwandtschaft zwischen den in Betracht kommenden Personen zum Teil auch durch Frauen vermittelt ist[2]): Ampère (2), Cavendish (2), Galilei (2), Huyghens (2), Newton (3).

In allen diesen Fällen handelt es sich um nahe miteinander verwandte Personen. Genannt sei hier auch das mechanisch-technische Talent, das dem mathematisch-naturwissenschaft-

[1]) Vgl. Möbius, P. J.: Über die Anlage zur Mathematik. Leipzig 1907, S. 97 f.

[2]) Galton, Francis: Genie und Vererbung (deutsch). Leipzig 1910, S. 208 ff.

lichen verwandt ist. Auch das mechanisch-technische Talent ist wiederholt in mehreren Familien aufgetreten, so in der Familie Siemens, Krupp, Stephenson, Watt. Mit der starken Vererblichkeit des mathematischen Talentes hängt es wohl auch zusammen, daß in der Mathematik bestimmte deutsche Volksstämme besonders begabt sind, während andere in der Erzeugung von Mathematikern, insbesondere großer Mathematiker, sehr zurücktreten (s. u.). Eine ähnliche Erscheinung finden wir in der Musik. Die großen deutschen Komponisten sind fast alle aus Musikerfamilien und aus bestimmten Volksstämmen hervorgegangen, unter denen der thüringisch-sächsische und bayerisch-österreichische Stamm in vorderster Linie stehen.

Lassen sich nun auch bestimmte Gesichtspunkte für die Zuordnung des mathematischen Talentes und Genies zu bestimmten Rassen gewinnen? Wenn wir die Bilder der berühmten Mathematiker betrachten, so fällt auf, daß viele ein verhältnismäßig breites Gesicht, nicht selten auch einen breiten Schädel hatten. Ziemlich breites Gesicht hatten: Arago, Monge, Poisson, Euler, Hansen, Gnaudi, William und Caroline Herschel, Repsold, A. F. Möbius, Laplace, Lichtenberg, Fr. Engel, Weierstraß, Delambre, Bode, Franz Neumann, Joh. Faulhaber, Schumacher, Encke, Gyldén, Schwarz, Bauernfeld, Bunsen, Clausius, Oersted, Weber, Helmholtz, Christ. Wolff, Fermat, Cayley, Wronski, Mädler, Poincaré u. a. In nicht seltenen Fällen ist die verhältnismäßige Breite des Gesichts auch mit geringer Gesichtshöhe oder verhältnismäßig kurzer Nase verbunden, so bei Monge, Poisson, Euler, Hansen, Gnaudi, Repsold, Möbius, Lichtenberg, Engel, Schering, Weierstraß, Faulhaber, Schumacher, Schwarz, Encke, Poincaré.

Am deutlichsten wird uns das Gesagte, wenn wir das Kollektivbild von 12 Mathematikern betrachten, das Möbius[1]) veröffentlicht hat. Auf diesem Kollektivbild treten ziemliche Breite des Gesichts, kurze Nase und eine verhältnismäßig geringe Gesichtshöhe deutlich hervor. Diese Tatsachen sind auffallend, wenn man bedenkt, daß die nordische Rasse allgemein als für Mathematik und Naturwissenschaften besonders begabt gilt.

Die Abweichung von der rein nordischen Rasse wird noch stärker dadurch unterstrichen, daß fast alle bedeutenden Mathematiker steilere, zum Teil auch breitere Stirnen haben, als sie

[1]) a. a. O., S. 183 ff.

durchschnittlich der nordischen Rasse eigentümlich sind. Dies trifft bei den größten Mathematikern aller Zeiten zu, so bei Arago, Galilei, Leibniz, Bessel, Laplace, Lalande, Lagrange, Newton, Gauß, Weierstraß, Delambre, Dirichlet, Riemann, Faraday, Herschel, Bunsen, Kirchhoff, Helmholtz, Bode, D'Arrest und sehr vielen anderen, weniger bekannten Mathematikern.

Auch das erwähnte Kollektivbild von 12 Mathematikern zeigt eine ziemlich steile Stirne.

Man wird hier vielleicht geltend machen, daß die breiten und steilen Stirnen auf einer starken Entwicklung des Stirnhirns beruhen, welche die Grundlage für die mathematische Begabung darzustellen scheine. Dies kann ohne weiteres eingeräumt werden. Diejenigen Individuen, die für Mathematik besonders begabt sind, werden in den meisten Fällen eine breite und auch steile Stirne haben. Diese individuellen Eigenschaften, die an den genannten Mathematikern hervortreten, haben aber auch eine rassische Bedeutung! Alle auf Vererbung beruhenden Eigenschaften, die an einer Gruppe von Menschen hervortreten, haben gleichzeitig eine irgendwie rassische Bedeutung, und umgekehrt treten rassische Merkmale natürlich gleichzeitig als individuelle Merkmale an den einzelnen Individuen hervor. Dies beruht einfach darauf, daß der Einzelmensch gleichzeitig Individuum und Angehöriger von Familie, Sippe, Volksstamm, Volk und Rasse ist. Wenn die mathematische Begabung (wie es der Fall zu sein scheint) eine besonders starke Ausbildung des Stirnhirns voraussetzt, so werden Rassen, die ein derartiges Merkmal aufweisen, durchschnittlich in höherem Grade für die Mathematik prädestiniert sein als Rassen, bei denen das genannte Merkmal nicht oder in unvollkommener Weise hervortritt. Ein solcher Schluß ist unabweisbar.

Wie ist nun der hier zutage tretende nichtnordische Rasseneinschlag, der, wie oben bemerkt, auch in anderen Merkmalen hervortritt, zu deuten?

Man muß hier zunächst an die alpine Rasse denken, die steilere Stirne, breiteres Gesicht, breiteren Schädel und kürzere Nase besitzt als die nordische Rasse. Eine Reihe von bekannten Mathematikern zeigt einen alpinen Einschlag, so vor allem Euler, einer der größten Mathematiker aller Zeiten, ferner Monge, Poisson, Gnaudi, Möbius, Lichtenberg, Faulhaber, Encke, Schwarz, Bauernfeld, Engel u. a.

Damit steht in Übereinstimmung, daß der Südwesten und

Westen Deutschlands (nebst Holland), also stark alpin beeinflußte Gebiete, am frühesten und stärksten in der Erzeugung von Mathematikern hervorgetreten sind[1]). Man wird deshalb der alpinen Rasse unter allen Umständen einen wesentlichen Anteil an der Erzeugung von Mathematikern zuschreiben müssen. Die heute üblich gewordene Beurteilung, die der alpinen Rasse schöpferische Begabung abspricht und nur ihre Schattenseiten sieht, läßt sich hier wie auch auf anderen Gebieten nicht halten.

Was die dinarische Rasse betrifft, so zeigen mehrere große Mathematiker einen dinarischen Einschlag, so Lagrange, Condorcet, Leibniz, F. Klein, Hauy.

Auffallend dagegen ist die Tatsache, daß der Südosten Deutschlands, also das am stärksten dinarisch beeinflußte deutsche Gebiet, ganz im Gegensatz zum Südwesten, sehr wenig Mathematiker hervorgebracht hat[2]). Besonders auffallend ist, daß Altbayern fast ganz ausfällt. Es hat in der ganzen Geschichte einen einzigen Mathematiker gestellt[3]). Der dinarische Mensch in seiner Sinnenfreudigkeit scheint für bildhaftes Vorstellen und musische Künste, für Malerei und Tonkunst begabt, dagegen für Wissenschaften, die starkes abstraktes Denken verlangen, weniger begabt zu sein. Dem entspricht es, daß der bayerisch-österreichische Volksstamm keinen einzigen großen Mathematiker und keinen einzigen großen Philosophen hervorgebracht hat.

Die genannte Tatsache dürfte indessen zum Teil auch in anderen Umständen ihre Ursache haben, in der Unterdrückung geistiger Freiheit durch die katholische Kirche, vielleicht auch in zu starkem Alkoholgenuß, besonders in Altbayern.

Auch die ostbaltische Rasse tritt in der Erzeugung von Mathematikern und mathematischen Naturforschern mehr in den Hintergrund. Nur einzelne Naturforscher wie Helmholtz zeigen einen leichten ostbaltischen Einschlag. Die östlichen Gebiete Deutschlands bleiben in der Erzeugung von Mathematikern lange Zeit fast ganz leer[3]). Trotzdem wird man auch der ostbaltischen Rasse an den

---

[1]) Gerlach, Kurt: Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke, 1929, S. 27, 28, vor allem Karte XX. — Es sei bemerkt, daß erfahrungsgemäß bei einer größeren Zahl von untersuchten Personen die Geburtsorte mit den Orten der Herkunft der Vorfahren ungefähr zusammenfallen, bes. in früheren Jahrhunderten, d. h. der Geburtsort zeigt ziemlich sicher an, daß die Vorfahrenmasse in dem Volksstamm zu suchen ist, in dem der Geburtsort liegt.

[2]) Gerlach, Kurt, a. a. O., S. 27, 28, Karte XX, XXI.

[3]) Vgl. Gerlach, a. a. O.

späteren großen Leistungen des Nordostens einen gewissen Anteil zuschreiben müssen.

Dagegen tritt eine andere Rasse stärker hervor. Dies ist die fälische Rasse. Eine Reihe von Mathematikern zeigt auffallend weitstehende Augen, so Newton, Bessel, Delambre, Monge, Bunsen, Schumacher, Encke, Bode, Poisson.

Auffallend ist ferner, daß eine große Anzahl bedeutender Mathematiker eine außergewöhnlich starke Entwicklung der über den Augen liegenden Gesichtsteile (Überaugenwülste), besonders auch der über den äußeren Augenecken liegenden Gesichtsteile (Stirnecken) und außerdem vielfach tief liegende Augen zeigt, die nicht selten von starken Augenbrauen überschattet sind, so vor allem Bessel, Monge, Galilei, D'Arrest, Delambre, Encke, Hansen, Faraday, Bode, Weierstraß, Lalande u. a. Auch die Büste eines antiken Mathematikers (Archimedes?) zeigt die genannte Erscheinung: eine ungewöhnlich starke Entwicklung der Überaugenwülste[1]).

Nun soll, wie schon oben bemerkt, durchaus nicht verkannt werden, daß ein Teil der genannten Merkmale eine Eigentümlichkeit der Mathematiker zu sein scheint[2]). Aber es kommt diesen Merkmalen auch eine rassische Bedeutung zu, besonders wenn sie mit anderen vereint auftreten, die spezifisch rassisch sind und mit der starken Entwicklung des Stirnhirns nichts zu tun haben: mit weitstehenden Augen und stark entwickelten Augenbrauen. Alle bisher genannten Merkmale treffen nämlich bei der fälischen Rasse und nur bei dieser zusammen: weitstehende Augen, eine verhältnismäßige Breite des Gesichts, steilere und breitere Stirne, kürzere Nase, geringere Gesichtshöhe, stark entwickelte Überaugenwülste, tiefliegende Augen, die von starken Augenbrauen überschattet sind, sind hervorstechende Merkmale der fälischen Rasse. Dem entspricht es, daß mehrere bedeutende Mathematiker und mathematische Naturforscher ausgesprochen fälische Züge zeigen, vor allem Bunsen, Faraday, Bessel, Weierstraß, Delambre, Argelander, Encke, Bode, Hansen u. a. Auch einige namhafte Chemiker, Techniker und Industrielle zeigen einen starken fälischen Einschlag in ihrer Gesamterscheinung, so Werner Siemens, Duisberg, Soven Hjorth, Borsig. (Es kann an dieser

---

[1]) Vgl. Möbius, a. a. O., S. 204.

[2]) Möbius schließt aus den genannten Tatsachen auf eine Lokalisierung der mathematischen Begabung in den über den äußeren Augenwinkeln gelegenen Gehirnpartien, a. a. O.

Stelle erwähnt werden, daß einige große biologische Naturforscher gleichfalls fälische Züge tragen, so Darwin, Huxley, zum Teil auch Galton.) Bei einigen Mathematikern treten weitere, spezifisch fälische Merkmale auf, so das Merkmal, daß das eine Augenlid hochgezogen ist, während das andere herabhängt, so bei Weierstraß, Gauß, Bode[1]). Bei anderen wird die Länge und Dichte der Augenbrauen von den Biographen ausdrücklich hervorgehoben, so bei Encke. „Buschige Augenbrauen" werden bei Bessel erwähnt. Von Caspar Monge heißt es: „Sein Gesicht war ungewöhnlich breit, die Augen lagen sehr tief und verschwanden fast gänzlich unter den dicken Augenbrauen."

Aus allen diesen Gründen erscheint es wahrscheinlich, daß die fälische Rasse an der Erzeugung von Mathematikern, insbesondere von großen Mathematikern, einen wesentlichen Anteil hat. Da bisher über die spezifische Begabung der fälischen Rasse so außerordentlich wenig bekannt ist, so ist diese Feststellung schon an sich bemerkenswert. Auch die Beteiligung der alpinen Rasse an der Erzeugung großer Mathematiker ist bisher kaum beachtet worden.

Was die seelischen Eigenschaften betrifft, so kann erwähnt werden, daß eine Reihe bedeutender Mathematiker und Naturforscher eine große Einfachheit, Bescheidenheit und Schlichtheit des Wesens zeigen, außerdem einen ausgesprochenen Zug zur Biederkeit und Rechtschaffenheit, so Bunsen[2]), Bessel, Newton, Darwin, Gauß, Weierstraß und viele andere. Die genannten Eigenschaften werden aber allgemein als auszeichnende Merkmale der fälischen Rasse angesehen[3]). Es ist auch noch zu sagen, daß die Gründlichkeit, Ausdauer und Geduld, die der fälischen Rasse eigen sind, der Naturforschung sehr zugute kommen dürften.

Wenn wir bisher die fälische und alpine Rasse besonders hervorhoben, die rein nordische Rasse dagegen erst jetzt behandeln, so geschah dies deshalb, weil man geneigt ist, der nordischen Rasse hervorragende Begabung auf allen Gebieten ohne eingehendere Begründung zuzuschreiben und die anderen in Deutschland ansässigen Rassen zu vernachlässigen. Wenn wir die Bilder großer Mathematiker

---

[1]) Vgl. über die körperlichen Merkmale der fälischen Rasse Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 16. Aufl., S. 144 ff.

[2]) Die Bescheidenheit und Schlichtheit Bunsens war sprichwörtlich. Er erwähnte seinen Namen in seinen Vorlesungen über Chemie nie. Auch die Bescheidenheit Darwins war bekannt.

[3]) Vgl. Günther, Hans, a. a. O., S. 241 ff.

betrachten, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch der rein nordischen Rasse eine große Bedeutung auf dem Gebiet der Mathematik und besonders der Naturwissenschaften zukommt. Es ist vor allem die hohe schöpferische Begabung im allgemeinen und die ausgeprägt systematische Richtung und der Wille zur Ordnung im besonderen, die der nordischen Rasse eigen sind und sich auf dem Gebiet der mathematischen Naturforschung naturgemäß in günstigem Sinn ausgewirkt haben. Auch äußerlich zeigen mehrere der größten mathematischen Naturforscher stark nordische Züge, so vor allem Newton, Gauß, Kant, Condorcet, Dirichlet, mehrere Bernoullis, Arago, Laplace, Lionardo. Wir beobachten auf vielen Gebieten, daß führende und schöpferische Geister einen stärkeren nordischen Einschlag zeigen, und dies gilt auch für die mathematischen Naturwissenschaftler (in weniger ausgeprägtem Maße für die reinen Mathematiker).

Wir möchten ganz besonders dem Zusammenwirken mehrerer schöpferischer Rassen hier wie auch auf anderen Gebieten eine entscheidende Bedeutung beilegen. Auf dem hier behandelten Gebiet scheint vor allem das Zusammenwirken der fälischen und rein nordischen Rasse fruchtbar zu sein. Dies wird durch die Erfahrung bestätigt. Derjenige Teil Deutschlands, der das beste Erhaltungsgebiet der fälischen wie auch der nordischen Rasse darstellt, nämlich Nordwestdeutschland, ist unverhältnismäßig reich gerade an großen, schöpferischen Mathematikern[1]). Nordwestdeutschland hat die größten mathematischen Genies überhaupt hervorgebracht: voran den princeps mathematicorum Karl Friedrich Gauß, ferner den Begründer der nichteuklidischen Geometrie Riemann, sodann Weierstraß, Felix Klein, Dirichlet, Dedekind, endlich den bedeutendsten Mathematiker der letzten Jahrzehnte: Hilbert. Sodann ist Nordwestdeutschland im Verhältnis zu seiner Größe auffallend reich an Astronomen, bei deren Tätigkeit die Mathematik die erste Stelle einnimmt, so Bessel, Herschel mit Schwester und Söhnen, Encke, Bode, Argelander, Struve, Olbers, Hansen, Schumacher u. a. Viele der Genannten haben auch die reine Mathematik gefördert. Dazu kommen noch bedeutende Chemiker wie

[1]) Man darf bei Betrachtung der Verteilung von Genies und Talenten auf bestimmte örtliche Gebiete nicht die Zahl allein berücksichtigen, sondern muß auch die Bedeutung und Größe des einzelnen berücksichtigen.

Bunsen, Mitscherlich[1]). Es kann auch noch erwähnt werden, daß der Nordwesten auf einem der Mathematik verwandten Gebiete, der Strategie, gleichfalls Hervorragendes geleistet hat: Clausewitz, Scharnhorst, Seydlitz u. a. sind aus diesem Gebiet hervorgegangen.

Auch das rechtselbische Norddeutschland hat als vorwiegendes Kolonisationsgebiet des niedersächsischen Volksstammes und damit der nordischen und fälischen Rasse bedeutende Mathematiker und Naturwissenschaftler aufzuweisen, vor allem Kopernikus, Kant, Kirchhoff, Helmholtz, Clausius, Zöllner, Ostwald, Nernst, Wiedemann, auch reine Mathematiker wie Kronecker, Neumann, Kummer u. a. Ferner finden wir, genau wie im Nordwesten, daß das strategische Genie denselben Gegenden entspringt wie das mathematisch-naturwissenschaftliche: der Große Kurfürst, Schwerin, Ziethen, Friedrich der Große, Gneisenau, Blücher, Bülow, York, Moltke, Graf Schlieffen, Hindenburg, Ludendorff, von Seeckt und fast alle anderen, noch nicht genannten Feldherrn sind dem Nordosten zu verdanken. Es besteht ein naher biologischer Zusammenhang zwischen mathematisch-naturwissenschaftlichem und strategischem Talent, auf den hier nicht näher eingegangen werden kann.

Daß die nordisch-fälische Mischung auf dem Gebiet der mathematischen Naturwissenschaften besonders fruchtbar ist, erhält eine Bestätigung durch eine weitere, überaus charakteristische Tatsache. In Süddeutschland hat nur der Südwesten, insbesondere der schwäbisch-alemannische Volksstamm, der neben nordischen gleichfalls ziemlich viele fälische Bestandteile enthält, große, grundlegende Geister auf unserem Gebiet hervorgebracht: vor allem Kepler, Euler, die Bernoullis, Lambert, Robert Mayer, Johann Tobias Meyer, Regiomontanus[2]). Im Südwesten wirkt indessen, wie oben bemerkt, die alpine Rasse in starkem Maße mit. Sie dürfte auch im Nordosten an der Erzeugung von Mathematikern mitgewirkt haben, da der Nordosten Siedler aus dem ganzen linkselbischen Sprachgebiet erhalten hat, geringer dürfte ihr Anteil im Nordwesten sein.

---

[1]) Auch die Familie des bekannten Physikers Georg Ohm stammt aus Nordwestdeutschland (Westfalen).

[2]) Auch der große Chemiker Liebig ist dem Südwesten zuzurechnen. Er hat neben südhessischen sehr viele schwäbische Ahnen aufzuweisen (vgl. Ahnentafeln berühmter Deutscher).

Wenn man nicht auf die Zahl, sondern auf die Bedeutung[1]) der Mathematiker und naturwissenschaftlichen Mathematiker sieht, so tritt die Mitte Deutschlands, insbesondere der fränkische Volksstamm, aber auch der thüringisch-sächsische und schlesische Volksstamm verhältnismäßig zurück. Das genannte große Gebiet hat nur einen ganz großen Mathematiker aufzuweisen: Leibniz. Beim fränkischen Volksstamm dürfte dies, wie im Südosten, mit einem Überwiegen der anschaulichen über die abstrakte Begabung zusammenhängen. Ein gewisser Mangel an abstrakter Begabung kommt auch darin zum Ausdruck, daß der fränkische Volksstamm nicht viel große Philosophen hervorgebracht hat. Die anschauliche Begabung zeigt sich andererseits darin, daß der fränkische Volksstamm sehr viele große Künstler und Dichter, besonders Maler, aufzuweisen hat.

Rassisch betrachtet, dürften die genannten Tatsachen auch damit zusammenhängen, daß der fälische Anteil in den mitteldeutschen Volksstämmen, besonders im rheinfränkischen Volksstamm, erheblich zurücktritt[2]). Der fränkische, besonders der rheinfränkische Volksstamm, ist durch Beweglichkeit, Fortschrittlichkeit, Eleganz und weltmännische Begabung vor anderen deutschen Stämmen gekennzeichnet, eine Erscheinung, die durch das Zurücktreten des fälischen und den Zusatz eines mediterranen Einschlags verursacht ist. Auch der obersächsische Volksstamm ist durch größere Beweglichkeit und geistige Rührigkeit vor dem deutschen Durchschnitt ausgezeichnet, was wohl gleichfalls auf ein Zurücktreten des schweren fälischen Blutes hindeutet[3]).

In der Tatsache, daß die von fälischem Blut freiere Mitte Deutschlands in der Erzeugung großer Mathematiker und mathematischer Naturforscher trotz sonstiger hoher, ja ausgezeichneter Begabung mehr zurücktritt, sehen wir andererseits einen indirekten Beweis dafür, daß die fälische Rasse für Mathematik und Naturwissenschaften über den Durchschnitt begabt ist.

---

[1]) Die Zusammenstellungen von Gerlach (Begabung und Stammesherkunft) sind vielfach zu schematisch und rein äußerlich, ohne auf die Bedeutung des einzelnen einzugehen.

[2]) Der starke fälische Anteil in Niedersachsen, im Nordosten und Südwesten ist eine Hauptursache der geringeren musikalischen Begabung. Die fälische Rasse ist zwar tief, aber nicht besonders muskalisch begabt.

[3]) Die größere Beweglichkeit und weltmännische Begabung des niederösterreichischen, des fränkischen und obersächsischen Volksstammes bringen es mit sich, daß uns diese Volksstämme weniger typisch deutsch erscheinen als andere Stämme. Diese Volksstämme enthalten am wenigsten fälisches Blut in Deutschland.

Erwähnt sei auch, daß derjenige Teil des fränkischen Volksstammes, der durch Beimischung von Niedersachsen und Friesen einen stärkeren fälischen Einschlag zeigt, die Niederlande, allein von allen fränkischen Gebieten grundlegende Geister auf unserem Gebiet hervorgebracht hat: den großen Astronomen und Physiker Huyghens und den Mathematiker Jacob Bernoulli.

Es muß auch darauf hingewiesen werden, daß die dem niedersächsischen Volksstamm verwandten Angelsachsen eine große Anzahl führender Geister auf dem Gebiet der Naturwissenschaften (Newton, Dalton, Faraday, Maxwell, Thomson, Darwin, Galton, Huxley und viele andere) hervorgebracht haben.

Die im Verhältnis zum niedersächsischen Volksstamm geringere Beteiligung der Engländer an der reinen Mathematik (sie haben mehr Männer der angewandten Naturwissenschaften und Biologen hervorgebracht) findet wahrscheinlich ihre Erklärung darin, daß die Angelsachsen einen geringeren Hundertsatz an fälischem und alpinem Blute[1]) und außerdem einen Zusatz mediterranen Blutes haben. Auch hier finden wir die oben gefundenen Ergebnisse bestätigt.

Endlich sei noch auf eine Tatsache hingewiesen, die im gleichen Sinn zu deuten ist. Von allen nordisch bestimmten Völkern und Kulturen haben die Germanen weitaus das Bedeutendste in Mathematik und mathematischen Naturwissenschaften geleistet. Die Begründung der mathematischen Naturwissenschaften, ihr großartiger Ausbau und ihre Anwendung auf dem Gebiet der Technik ist geradezu die Großtat der Germanen[2]). Die Leistungen der Inder, Perser, Griechen, Römer, Kelten, auch der Slawen können sich nicht im entferntesten mit denen der Germanen auf diesem Gebiet vergleichen. Es ist auffallend, wie wenig frühere nordisch bestimmte Völker auf diesem Gebiet an wirklichem Wissen zutage gefördert haben. Von den Indern, Persern und Römern kann in diesem Zusammenhang kaum gesprochen werden. Im Vergleich zu ihnen haben die Ägypter, Chaldäer und Babylonier erheblich Größeres geleistet, besonders in der Astronomie. Aber auch die hochbegabten Griechen haben auf dem Gebiet der mathematischen Naturwissenschaften ver-

---

[1]) Vgl. Günther, Hans, Rassenkunde des deutschen Volkes, 16. Aufl., S. 242, 381.

[2]) Die Kultur der romanischen Völker, soweit sie in den mathematischen Naturwissenschaften Entscheidendes geschaffen hat, ist wesentlich auf den Zusatz des germanischen Blutes zurückzuführen.

hältnismäßig wenig positives Wissen errungen. Dieser Zug trat erst im alexandrinischen Zeitalter stärker hervor, als die Hellenen ihrem rein nordischen Wesen schon stark entfremdet waren. Die Hellenen haben in Kunst, Dichtung und Philosophie Unvergängliches geschaffen. Dagegen war ihr schöngeistiger und philosophisch veranlagter Sinn für Naturforschung wenig geeignet.

Erst die Germanen haben hier einen entscheidenden Wandel herbeigeführt und seit Beginn der Neuzeit an positivem Wissen ein Vielfaches dessen errungen, was alle früheren Zeitalter und Kulturen zusammen geleistet haben. Soweit hier rassische Ursachen in Frage kommen (die auf alle Fälle entscheidend mitsprechen), kann der Unterschied der Begabung und Leistungen gegenüber anderen nordisch bestimmten Völkern nur in der anders gearteten rassischen Zusammensetzung der Germanen liegen. Diese wird aber hauptsächlich durch den erheblich stärkeren Zusatz an fälischem und ostisch-alpinem Blut begründet — ein Ergebnis, das mit dem oben Gesagten völlig übereinstimmt. Die germanische Kultur ist im Gegensatz zu allen anderen nordisch bestimmten Kulturen durch ein Zusammenwirken der rein nordischen mit der fälischen Rasse gekennzeichnet, an dem sich in den letzten Jahrhunderten in steigendem Maße die alpine Rasse beteiligt hat. Nur in diesem Zusammenwirken der drei genannten Rassen kann deshalb der Unterschied der Begabung der Germanen gegenüber anderen nordisch bestimmten Völkern gesucht werden. Dabei muß auf das fälische Element ein besonderer Nachdruck gelegt werden, weil die Germanen aus einer ursprünglichen, völligen Verschmelzung der nordischen und fälischen Rasse erst hervorgegangen sind und sich dadurch von allen anderen nordisch bestimmten Völkern unterscheiden.

Die rassischen Grundlagen der deutschen Malerei

Die moderne Kultur hat ihren Brennpunkt im Nordwesten Europas, dem stärksten Verbreitungsgebiet der nordischen Rasse. Daraus geht hervor, daß der Nordrasse ein grundlegender Anteil an der modernen Kultur zukommt. Die nordischen Länder, besonders Schweden, marschieren, was die Höhe der Kultur betrifft, an der Spitze der Menschheit. Sie haben die relativ geringste Zahl an Analphabeten trotz der größeren Schwierigkeit des Verkehrs im nordischen Winter und der Kargheit des nordischen Bodens. Die Höhe der Kultur äußert sich vor allem auch in größerer Ehrlichkeit im Verkehr und in größerer Reinlichkeit, als man sie in südlicheren Ländern findet.

Etwas anders verhält es sich mit der Genie-Erzeugung. Hier finden wir bei genauerer Betrachtung, daß nicht die nördlichsten, die am meisten nordisches Blut enthaltenden Länder, Schottland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Nordwestdeutschland am reichsten an Genies sind, sondern eine etwas südlicher davon gelegene Zone, vor allem Hochdeutschland, Österreich, Holland, Belgien, Norditalien und Frankreich. Diese Länder sind die Erzeuger der Gotik, der Renaissance-Kultur, des Barocks, des französischen Klassizismus, der Aufklärung, des Zeitalters Goethe-Beethoven. Diese Länder haben die absolut größte Zahl an Genies hervorgebracht; sie waren entscheidend für die Gestaltung der modernen Kultur. In ihnen hat sich die nordische Rasse mit anderen europäischen Rassen, der alpinen, dinarischen und mediterranen Rasse, verbunden. Die sich über das ganze genannte Gebiet erstreckende Mischung ist die nordisch-alpine, der deshalb besonders große Bedeutung zukommt, vor allem auch auf künstlerischem Gebiet. Dies zeigt sich besonders deutlich in der deutschen Malerei.

Wenn man kulturelle Gesetze erforschen will, so muß man dahin gehen, wo die auffallendsten und bedeutendsten Erscheinungen zutage treten. In der deutschen Malerei sind in älteren Zeiten zwei Gebiete in auffallender Weise hervorgetreten: das südwestliche

Oberdeutschland und die Niederlande[1]). Dem ersten Gebiet gehören an: Albrecht Dürer, Holbein d. Ä. und Holbein d. J., Schongauer, Wohlgemut, Grünewald, Hans Schäuffelein, Hans Baldung gen. Grien, Stefan Lochner, Martin Schaffner, Bartholomäus Zeitblom, Bernhard Strigel, Hans Burgkmair, Sebald und Martel Beham, Lukas Cranach d. Ä. und d. J. u. a. Die Vorherrschaft des südwestdeutschen Gebietes in der Zeit vor 1500 und auch noch bis 1600 geht aus den anliegenden Karten Gerlachs in überzeugender Weise hervor[2]). Besonders bevorzugt sind die Städte Nürnberg und Augsburg. Von den von Gerlach aufgestellten Karten sind die die älteste Zeit umfassenden die wichtigsten, weil die Rassenmischung in früheren Jahrhunderten, insbesondere vor 1500, viel weniger weit vorgeschritten war als heute. Deshalb erlauben die ältesten Zeiten das sicherste Urteil über die Begabung der einzelnen Rassen.

Betrachten wir auf der anderen Seite die Niederlande in der Zeit von etwa 1400—1650, so kann man hier nicht nur von einem Vorherrschen, sondern man muß von einem vulkanartigen Ausbruch malerischer Begabung und Betätigung reden, wie er auch aus anliegender Karte Gerlachs deutlich spricht. Jan und Hubert van Eyck, Hans Memling, Roger van der Weyden, Lukas van Leyden, Peter Brueghel d. Ä., Rubens, van Dyck, Franz Hals, Rembrandt, Teniers d. Ä. und d. J., Ostade, Brouwer, van der Meer, Ruisdael, Peter Brueghel d. J., van der Neer, Hobbema, Wouvermann u. a. bezeichnen nur die bedeutendsten Namen.

Wie erklärt sich die außerordentliche räumliche und zeitliche Anhäufung von Genies in den genannten Gebieten? Man wird geltend machen, daß zu der angegebenen Zeit in Oberdeutschland und Holland viele reiche Handelsherren wohnten, die die Künstler an sich zogen und ihnen Aufträge erteilten. Sicher wirkte dieser Umstand günstig auf die Entwicklung der Malerei ein, aber er erklärt nicht die Tatsache, daß die großen Künstler in den genannten Gegenden geboren sind, und daß ihre Vorfahren aus ihnen stammten. Vielmehr müssen rassische Gegebenheiten, wenn auch nicht als die ein-

---

[1]) Holland gehörte zu der angegebenen Zeit dem Deutschen Reich an. Es wird hier als niederdeutsches Gebiet betrachtet.

[2]) Die Zahlen auf der Karte Gerlachs über die Geburtsorte der deutschen Maler bedeuten die an den betreffenden Orten geborenen Künstler, die in Gerlachs Werk einzeln aufgezählt sind.

zige, so doch als die Hauptursache der genannten Erscheinung angesehen werden[1]). Südwestdeutschland aber ist das Hauptmischungsgebiet der nordischen und alpinen Rasse. Wir müssen also annehmen, daß das Zusammentreffen dieser Rassen irgendwie für die Malerei bedeutsam war. Richten wir unsere Blicke nach Holland, so finden wir, daß dieses Gebiet das einzige niederdeutsche Land ist, in dem die alpine Rasse in stärkerem Maße der nordischen Rasse beigemischt ist. Wir finden weiter die wichtige Tatsache, daß von Nordholland (Friesland) durch Holland und Belgien hindurch nach den wallonischen Gebieten ein sehr starkes sog. Rassegefäll vorhanden ist, d. h. die friesischen Gebiete sind ganz vorherrschend nordisch, die flämischen und wallonischen Gebiete dagegen stark alpin, wie sich aus anliegender Karte[2]) der Verteilung der dunkeln und hellen Farben in Deutschland ergibt. Es findet also in Holland auf einem verhältnismäßig kleinen Raum ein Übergang aus einem ganz überwiegend hellen in ein ziemlich dunkles Gebiet statt, in einer Schroffheit, wie sie sonst nirgends in Deutschland vorhanden ist. Wir finden aber in dieser Gegend weitere sehr merkwürdige Tatsachen hinsichtlich der Malerei: das deutsche Friesland hat überhaupt keinen Maler hervorgebracht[3]). Ähnlich verhält es sich mit dem holländischen Teil Frieslands; auch die angrenzenden niedersächsischen Gebietsteile haben wenig Maler gestellt[4]). Je mehr wir aber in Holland nach Süden schreiten, desto häufiger werden die großen Maler. Die Kurve der großen Maler (nach Geburtsorten) steigt ebenso plötzlich an wie die Mischung zwischen der nordischen und alpinen Rasse und fällt mit dem Schwinden des nordischen Blutes nach Süden ebenso rasch ab, um in überwiegend alpinen Gegenden ganz zu verschwinden. Berücksichtigt man nun die weitere Tatsache, daß das überwiegend nordrassische niederdeutsche Sprachgebiet sonst an keiner Stelle Maler in großer Anzahl und von großer Bedeutung hervorgebracht hat, und daß dies

---

[1]) Die starke Anhäufung der malerischen (und musikalischen) Begabung in bestimmten Gegenden erklärt sich z. T. auch aus der starken Vererblichkeit beider Talente. Daß aber überhaupt Höchstleistungen auf diesen Gebieten in rassisch gemischten Gegenden Europas auftreten, ist eine Folge der Rassenmischung, besser gesagt der gegenseitigen Ergänzung der Rasseneigenschaften.

[2]) Nach Ranke, Joh.: Der Mensch.

[3]) Vgl. Gerlach, Kurt: Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volk, 1929. S. 22: „Friesland hat keinen deutschen Maler gestellt, Niedersachsen ganz wenig." — Friesland singt nicht nur nicht (Frisia non cantat), sondern es malt auch nicht.

[4]) Ders., a. a. O., S. 22.

in noch höherem Grad von dem nordischen Dänemark, Schweden und Norwegen gilt, so sind wir gezwungen, die Ursache der Blüte der holländischen Malerei in der Mischung der nordischen mit der alpinen Rasse zu suchen. Wir müssen dies um so mehr, als in Südwestdeutschland eine ähnliche Rassenmischung vorliegt, und wir nur dort eine ebenso große Zahl von bedeutenden Malern finden.

Es handelt sich vorliegend nur um die Frage, welchen *Ursachen* die Entstehung größter Genies der Malerei zuzuschreiben ist, nicht um die Frage, ob in den Werken des einen oder anderen Malers nordischer oder alpiner Geist vorherrschend zum Ausdruck gekommen ist.

Zur weiteren Klärung der Sachlage sei darauf hingewiesen, daß Holland-Belgien das einzige Land Niederdeutschlands ist, das auch auf *musikalischem* Gebiet führend und schöpferisch hervorgetreten ist. Lassen sich nun tiefere Ursachen dafür angeben, daß gerade die genannte Rassenmischung auf malerischem Gebiet schöpferisch werden mußte? Und daß hier eine Entsprechung zwischen malerischer und musikalischer Schöpferkraft vorliegt? Zunächst muß es als höchst auffallend bezeichnet werden, daß die Niederlande das einzige niederdeutsche Gebiet sind, das sowohl eine Blüte der Musik wie der Malerei hervorgebracht hat. Die Erklärung liegt darin, daß alle *künstlerische* Höchstleistung einerseits *Schöpferkraft und Tiefe*, andererseits viel *sinnliche Anschaulichkeit, Gefühlsunmittelbarkeit und Gefühlswärme* verlangt. Schöpferkraft und Tiefe sind im allgemeinen das Erbteil der nordischen und der fälischen Rasse, während Gefühlsunmittelbarkeit, Wärme und sinnliche Anschauungskraft mehr bei den südlicheren Rassen, der alpinen, dinarischen und mediterranen, zu finden sind. Daher werden höchste künstlerische Leistungen fast immer aus einem Zusammenwirken einer nördlichen mit einer südlicheren Rasse hervorgehen (bei musikalischen Schöpfungen trifft dies in besonderem Maße zu, weil die südlicheren Rassen neben der höheren Gefühlsunmittelbarkeit und sinnlichen Anschauung durchschnittlich auch noch die höhere musikalische Begabung besitzen). Daraus wird ohne weiteres verständlich, daß die Niederlande auf zwei künstlerischen Gebieten führend geworden sind. Das in Holland herrschende starke Rassegefäll hat außerdem auf kleinem Gebiete sehr verschiedenartige *Grade* der Rassenmischung zur Folge gehabt, was für die Genieentstehung besonders günstig ist.

Auf malerischem Gebiet liegt nun noch ein besonderer Tatbestand vor, der eine Reihe weiterer Erscheinungen erklärt. In der Malerei wirken (zum Unterschied von der Plastik und Architektur) zwei erb-

mäßig getrennte Anlagen zusammen: der Sinn für Linie und Form, und der Sinn für Farben. Der Sinn für Formen und Linien, der Sinn für das Formale überhaupt, ist nun nach allgemeiner Ansicht bei der nordischen (und der mediterranen) Rasse besonders stark entwickelt (stärker als bei der alpinen und dinarischen Rasse). Die nordische Rasse ist mit einer starken Gabe formaler Anschauung begabt. Dagegen ist der Sinn für Farben und für Lichtverteilung in der nordischen Rasse weniger entwickelt. Das Leuchtende, Brennende von Farben, ebenso der Sinn für Glanz und großen Faltenwurf ist dem nordischen Rassegeist fremd; seine Zurückhaltung, seine Sachlichkeit, Kühlheit und Herbe widerstreben der Anwendung stark leuchtender Farben. Diese aber sind für große malerische Wirkung ebenso wichtig wie Linie und Form. Der Sinn für Farbenmischungen ist dem Sinn für Tonmischungen verwandt; das Farbige in starker Ausprägung hat mit dem Rauschenden starker Klangfülle etwas Gemeinsames. Beides ist der Nordrasse nicht als erstes Erbteil zugewogen. Daraus erklärt es sich, daß in nordischen Ländern mehr Zeichner und Radierer als Maler zu finden sind. Man muß nun annehmen, daß der Sinn für Farben und Farbenmischungen bei der alpinen Rasse stärker entwickelt ist als bei der nordischen. Das geht schon daraus hervor, daß Maler mit Sinn für starke Licht- und Farbenwirkung fast stets einen alpinen Einschlag zeigen (Holbein, Rembrandt, Rubens[1]), Böcklin), während der Sinn für Farbe bei vorwiegend nordischen Malern zurücktritt (Beispiel: Albrecht Dürer).

Diese Annahme erhält durch Versuche von Ernst Kretschmer[2]) an rundwüchsigen und an schmalwüchsigen Personen eine auffallende Bestätigung. Kretschmer hat nachgewiesen, daß der Sinn für Farben bei rundwüchsigen, untersetzten Personen durchschnittlich viel ausgeprägter ist als bei schmalwüchsigen, wogegen der Sinn für Linie und Form bei schmalwüchsigen Personen erheblich stärker entwickelt ist als bei rundwüchsigen. Da nun der Prozentsatz rundwüchsiger Personen in der alpinen Rasse zweifellos größer ist als in der schlanken nordischen (die Unterscheidung beider Rassen voneinander würde sonst ihren Sinn verlieren), so muß daraus entnommen werden, daß der Sinn

[1]) Bei Rubens muß ein alpiner Einschlag schon angesichts seiner breiten und üppigen Frauengestalten angenommen werden. Den Zusammenhang zwischen den Zügen des Künstlers, seiner Rasse und den von ihm dargestellten Figuren hat Schultze-Naumburg aufgedeckt (Kunst und Rasse, S. 29 ff.).

[2]) Vgl. Umschau, Heft 10, 1935, S. 178.

für Farbe bei der alpinen Rasse, der Sinn für Linie und Form dagegen bei der Nordrasse vorherrscht. Wir sehen also, daß sich die nordische und alpine Rasse auf dem Gebiete der Malerei in glücklichster Weise ergänzen. Es liegt hier ein Fall einer wichtigen Ergänzung der Eigenschaften zweier Rassen vor, und wir können allgemein die Vermutung aussprechen, daß nicht die Rassenmischung als solche kulturell günstig wirkt, sondern daß eine Mischung nur dann diese Wirkung hat, wenn die Eigenschaften zweier Rassen sich gegenseitig ergänzen[1]). Auch noch nach anderer Richtung dürfte in der Malerei eine gegenseitige Ergänzung beider Rassen vorliegen: Die nordische Kraft der Anschauung wird durch die alpine Beschaulichkeit erweitert. Ferner spielt in der Malerei in vielen Fällen die Stimmung eine Rolle, die sie z. B. in der Plastik nicht hat. Stimmung (auch musikalische) ist aber bei der alpinen Rasse mehr zu finden als bei der nordischen. Auch die individuelle Charakteristik, die für das Porträt wichtig ist, dürfte bei der alpinen und dinarischen Rasse stärker entwickelt sein als bei der nordischen. (Die starke Sachlichkeit und der ausgeprägte Sinn für Gesetzmäßigkeit schwächen bei der Nordrasse den Sinn für das Persönliche, Individuelle, Einmalige ab.)

Daß die alpine Rasse in der Malerei eine große Rolle spielt, sieht man auch an folgender Tatsache: Der stärker alpine, südliche Teil des schwäbisch-alemannischen Volksstammes (Oberschwaben, Bayr.-Schwaben, Schwarzwald, Schweiz, Elsaß) hat alle bedeutenden Maler dieses Volksstammes hervorgebracht, nicht nur in älterer, sondern auch in neuerer Zeit: Hans Burgmair (Augsburg), Hans Baldung (Straßburg), Zeitblom (Ulm), Bernhard Strigel (Memmingen), Schongauer (Colmar), Lochner (Meersburg), Hans Holbein d. Ä. und d. J. (Augsburg); Arnold Böcklin (Basel), Hans Thoma (Schwarzwald), Ferdinand Hodler (Schweiz). Dagegen hat das nordischere, hellere, nördliche Gebiet der Neckarschwaben keinen einzigen bedeutenden Maler[2]), dagegen sehr viele Dichter und Philosophen hervorgebracht[3]). Da die Begabung des nordischen Anteils am schwäbisch-alemannischen

---

[1]) Vgl. über die vorliegende Frage auch das große Werk von Albert Reibmayr: Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies, Bd. 1 u. 2. München 1908.

[2]) Bezeichnenderweise hat Alt-Württemberg auch keinen bedeutenden Musiker hervorgebracht.

[3]) Hierauf hat Kretschmer (Geniale Menschen, S. 101) hingewiesen. Der hellere nordischere Zipfel, der von Norden in das alemannische Sprachgebiet im Neckartal herabreicht, ist auf anliegender Karte deutlich sichtbar.

Volksstamm ungefähr als einheitlich gedacht werden muß, so dürfte die Ursache des Unterschiedes in den beiden genannten Gebieten in dem stärkeren bzw. schwächeren Grad der alpinen Beimischung liegen.

Durch die bisherigen Feststellungen wird eine Reihe von Tatsachen der Kunstgeschichte erklärt. Zunächst die Tatsache, daß der Hauptsitz der älteren deutschen Malerei Südwestdeutschland ist, wo die innigste Verschmelzung der nordischen und alpinen Rasse stattgefunden hat, und nicht etwa Süd o s t deutschland, das als das Gebiet der stärksten Verschmelzung der nordischen und dinarischen Rasse das klassische Land der Musik geworden ist. Der stark alpine Einschlag im holländischen Volk erklärt ferner die Tatsache, daß die holländische Malerei (im Gegensatz zur italienischen) mit Vorliebe das Kleinbürgertum und Volksszenen in realistischer Weise schildert, daß sie auf die Ausführung des Details großes Gewicht legt und Darstellung von Stilleben bevorzugt. Verständlich wird auch die Tatsache, daß die Schöpfungen der Holländer auf malerischem Gebiet diejenigen auf musikalischem Gebiet noch übertreffen, da die nordische und auch die alpine Rasse mehr noch für Malerei als für Musik begabt ist. Verständlich wird ferner die Tatsache, daß die Mehrzahl der großen holländischen Maler in Holland und Flandern, die Mehrzahl der holländischen Musiker dagegen in Belgien, besonders in dessen südlichen, wallonischen Teilen und auf angrenzendem französischen Gebiet geboren sind. Die Musik ist dadurch deutlich als die „südlichere" Kunst gekennzeichnet im Vergleich zur Malerei. Auch der Umstand, daß die Malerei in Deutschland ihren Höhepunkt zeitlich vor der großen muskalischen Epoche hat (die mit Bach beginnt), wird durch das Gesagte erklärt. Da die Malerei in höherem Grade eine nordische Kunst ist als die Musik, so war die Möglichkeit eines Gipfels malerischen Schöpfertums früher gegeben als in der Musik. Endlich wird durch das Gesagte die grundlegende Tatsache verständlich, daß der ganze Kulturprozeß in Deutschland zeitlich im Süden beginnt und von da langsam nach Norden fortschreitet parallel mit der von Süden nach Norden sich ausbreitenden Rassenkreuzung. Die Tatsache, daß auf solche Erscheinungen durch die rassische Betrachtung mit einem Male helles Licht fällt, ist die stärkste Bestätigung für die Richtigkeit der Theorie. Die nordisch-alpine Kreuzung ist in unseren größten Malern vertreten, vor allem in Holbein, Rembrandt, Rubens, Franz Hals, Memling, unter den neueren in Thoma, Böcklin, Hodler, Menzel, Schwindt, Klin-

ger, Richter, Stuck, de la Croix. Auch in der Verschmelzung mit der mediterranen Rasse spielt die alpine Rasse eine große Rolle, so in Ingres, Millet, Courbet, David.

Neben der nordisch-alpinen Mischung steht als gleichfalls bedeutend die nordisch-dinarische. Sie ist vertreten in Albrecht Dürer, Wohlgemut, Grünewald, im Süden in Michelangelo, Corregio und Tizian (bei diesen mit mediterranem Einschlag); unter den neueren in Cornelius, Schnorr von Carolsfeld, Overbeck, Kaulbach, Lenbach, Slevogt. Da der Schwerpunkt der großen Epoche der oberdeutschen Malerei auf der schwäbisch-bayerischen und der fränkisch-bayerischen Stammesgrenze liegt (Augsburg und Nürnberg), und da hier alle drei Rassen, die nordische, die alpine und die dinarische in starkem Maße zusammenwirken, so wird man die nordisch-alpin-dinarische Mischung in Deutschland als besonders fruchtbar betrachten müssen.

Werfen wir zum Schluß einen kurzen Blick in das klassische Land der Malerei, nach Italien! Hier fällt zunächst auf, daß alle großen Maler, wie auch alle großen Komponisten und Dichter, in der nördlichen Hälfte des Landes geboren sind! Da die nordische Rasse in der nördlichen Hälfte Italiens viel stärker vertreten ist als in der südlichen, so ist die genannte Erscheinung eine der sprechendsten Belege über die hohe kulturelle Bedeutung der nordischen Rasse. Da indes auch die alpine und dinarische Rasse im Norden Italiens stärker vorkommt als im Süden, so werden auch diese Rassen einen Anteil an der genannten Erscheinung haben.

Als vierte Rasse wirkt in der Malerei der italienischen Renaissance entscheidend die mediterrane Rasse mit. Diese Rasse hat gleich der nordischen eine starke Begabung für Formen und Linien, besitzt überhaupt eine ausgesprochen künstlerische Richtung. Eine Reihe großer Maler der italienischen Renaissance zeigt nordisch-mediterrane Züge[1]), sowohl in der eigenen Person wie in ihren Werken, d. h. in den von ihnen dargestellten Gestalten, so besonders Raphael, Giorgione, Palma Vecchio, Tizian, Guido Reni, Ghirlandajo, Filippino Lippi, Fra Angelico und viele andere. Ja, man kann sagen: das Geheimnis der Wirkung vieler Gemälde der italienischen Renaissance liegt in der völligen Verschmelzung nordischer und mediterraner Elemente, die besonders auf nordische Menschen einen bezaubernden Eindruck macht.

Ist demnach die Mischung europäischer Rassen ein Vorgang, der

---

[1]) Auch die beiden Großmeister der spanischen Malerei, Velasquez und Murillo, zeigen nordisch-mediterrane Züge.

nach Möglichkeit zu fördern ist? Diese Frage muß auf das bestimmteste verneint werden. Die Rassenmischung ist heute in Europa in überreichem Maße vorhanden, sie ist so weit vorgeschritten und schreitet vor allem von selbst immer weiter vor, so daß jedes Mehr vom Übel ist. Alle Rassenkreuzungen sind höchst empfindliche Gebilde. Sobald der für die Kultur günstigste Grad der Mischung überschritten ist, tritt Verödung ein — ein Zustand, der nicht rückgängig gemacht werden kann. Der Kulturprozeß wird vielmehr in Europa um so länger andauern, je langsamer die Vermischung der bestehenden Rassen vor sich geht, je mehr der weiteren Vermischung vorgebeugt wird. Das Blutchaos ist der gefährlichste Zustand, den eine Kulturgemeinschaft erreichen kann, die Erhaltung eines möglichst großen Rassegefälls die Voraussetzung jeder zukünftigen Kulturblüte.

Hinweise auf einige Abbildungsquellen

Das Jugendbildnis Goethes nach Lips ist mit Erlaubnis des Goethe-National-museums in Weimar,

die Bilder von Lukas Cranach d. Ä., Gregorius Pontanus und August von Goethe sind mit Erlaubnis der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. aus „Natur und Museum", Jahrg. 1932,

die übrigen Goethe-Bilder und die Bilder Beethovens, Schillers und Schopenhauers und ihrer Verwandten mit Genehmigung des Verlages J. F. Lehmann in München aus „Volk und Rasse", Jahrg. 8, 9 und 10, veröffentlicht.

Die Bilder der Familie Nietzsche sind mit Erlaubnis des Nietzsche-Archivs der von Major a. D. und Archivar des Nietzsche-Archivs Max Oehler bearbeiteten Ahnentafel Nietzsches entnommen.

Die Bilder von Florian und Ferdinand Schubert sind nach Originalen im Schubert-Museum der Stadt Wien, das Bild Richard Wagners nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München, wiedergegeben.

Die übrigen Bilder der Familie Wagner verdankt der Verfasser der Richard-Wagner-Gedenkstätte Bayreuth.

Allen genannten Persönlichkeiten und Instituten sei auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank ausgesprochen.



Buchdruckerei F. Mitzlaff, Rudolstadt/Thür.